Predigten

von

Albert Bitzius

seiner Zeit Pfarrer in Twann, hernach bernischem Regierungsrath

(Aus dem Nachlaß herausgegeben)

Zweiter Band

Zweite unveränderte Auflage

Bern
Schmid, Francke & Co., vormals J. Dalp'sche Buchhandlung
1888

Predigten

von

Albert Bitzius

seiner Zeit Pfarrer in Twann, hernach bernischem Regierungsrath

(Aus dem Nachlaß herausgegeben)

Zweiter Band

Zweite unveränderte Auflage

Bern
Schmid, Francke & Co., vormals J. Dalp'sche Buchhandlung
1887

Vorwort

Endlich, drei Jahre nachdem der erste Band erschienen! Freilich dachten beim ersten die Herausgeber noch an keinen zweiten; aber nachdem für jenen in der kurzen Frist vom November 1883 bis Januar 1884 eine neue Auflage nöthig geworden und das Verlangen nach Fortsetzung sich vielfach und lebhaft kund gegeben hatte, konnte der Entschluß zur Veröffentlichung eines zweiten Bandes leichten Muthes gefaßt werden.

Schwieriger war die Ausführung. Abgesehen von anderweitigem Arbeitszuwachs, der sich hindernd eindrängte, galt es jetzt, bevor die Auswahl zu diesem Band festgestellt wurde, das gesammte Material einer genauern Prüfung zu unterziehen. Und nicht etwa die Spärlichkeit, sondern gerade die erstaunliche Fülle an Predigten vorzüglichster Art vermehrte die Verlegenheit. Was herausgreifen für eine Sammlung von ca. 50 Nummern, wenn man deren viele Hunderte zur Verfügung hat und je die zuletzt gelesenen einem die schönsten dünken? Wozu sich entschließen, wenn man dem Leser keine dieser schönsten vorenthalten möchte?

Für den ersten Band hatte sich die Auswahl wie von selbst gemacht. Ohne Besinnen hatten wir auf die letzten von Bitzius gehaltenen Predigten, den Jahrgang 1877/78 gegriffen, um der Abwechslung willen und um auch Aelteres vorzuführen aus frühern Jahrgängen bis 1871 zurück Einzelnes dazu genommen, so ziemlich was uns gerade in die Hände gefallen war, und der Sammlung den Gang des Kirchenjahres zu Grunde gelegt. Doch diesmal welche Qual der Wahl!

Aber warum denn? Konnte nicht der mit Glück betretene Weg weiter verfolgt und Jahrgang 1876/77 in die Vorderlinie gerückt werden? Das wollten wir nicht, Copien langweilen uns, wir lieben die neuen Gesichtspunkte.

Zunächst dachten wir an einen Band Festpredigten. Bitzius hat es so vorzüglich verstanden, die großen Gedanken der christlichen Feste

aus ihrer überlieferten Umhüllung hervortreten zu lassen, ohne beim Zerbrechen der dogmatischen Schale das zarte Sagengewebe zu zerreißen. Und wie oft hat er nicht das Festevangelium von einer neuen Seite beleuchtet, ja es bisweilen nach voraus bestimmtem, mehrere Jahre umfassendem Plan im Zusammenhang behandelt (vgl. S. 226) — lehrreich namentlich für Prediger, deren viele, wie wir wissen, den ersten Band mit großer Freude gelesen und gründlich studirt haben. Doch was für Fachgenossen anziehend und werthvoll sein müßte, wäre es nicht in gleichem Maß für den allgemeinen Leserkreis, dem Bitzius' Predigten in erster Linie gehören.

Ebensowenig konnten wir am Gedanken festhalten, ausschließlich Predigten über Gegenstände der praktischen Sittenlehre zusammenzustellen. Zwar zeigt Bitzius, der das Menschenherz und als ächter Sohn Jeremias Gotthelfs das Volksleben wie wenige kannte, gerade bei Behandlung der Verhältnisse und Vorkommnisse des täglichen Lebens seine eigenartigste Begabung, eine seltene Meisterschaft, und wie er durch solche Predigten seine Zuhörer besonders befriedigte (vgl. S. 74), so würde er mit denselben auch durch einen ganzen Band hindurch den Leser fesseln. Doch wozu solche Einseitigkeit? Bitzius selbst hat sie gewissenhaft gemieden, und seinen Predigten über Glaubenslehre (vgl. die Nrn. 11—16) fehlt es wahrlich nicht an Interesse, so wenig wie seinen bibelerklärenden (vgl. Band I die Nr. 27—31).

Charakteristisch für den nachmaligen Staatsmann ist es, daß Bitzius keinen politischen Wahl- oder Abstimmungstag vorbeigehen ließ, ohne von der Kanzel ein gutes Wort dazu zu reden (vgl. S. 197). Der Takt, mit dem das geschah, der weite Blick und die patriotische Begeisterung, mit denen er bei seinen Zuhörern den Sinn für das Gemeinwesen zu wecken, zu schärfen und zu beleben wußte, machen diese Predigten zu einem lehrreichen und originellen Theil seiner Kanzelthätigkeit. Längere Zeit beschäftigte uns daher der Plan einer Zusammenstellung solcher politischen Predigten. Wir hätten dazu eine Anzahl kirchlicher, d. h. solcher gegeben, welche von der Kirche handeln (vgl. S. 254), kirchliche Einrichtungen und Gebräuche betreffen, bei kirchlichen Anläßen (Visitationen, Synode, Protestantisch-kirchlichem Hülfsverein) gehalten worden sind. Der Leser hätte durch sie einen allseitigen Einblick in die kirchliche Anschauung des Mannes erhalten, der auf die Umgestaltung unsrer Staatskirche zur freien Volkskirche einen so hervorragenden Einfluß geübt hat. Weiter hätten wir Casualien beigefügt, Admissions- und Traureden, leider nicht Leichenreden, weil keine vorhanden sind, da bei uns auf dem

Lande deren nur ganz ausnahmsweise gehalten werden. Schließlich hätten wir, um den Band mit farbenreicherem Stoff zu schmücken, ein paar Gelegenheitspredigten zugesetzt, in denen Bitzius so Glänzendes leistete (vgl. Band I die Nrn. 32—36).

Gerade der Gedanke aber, einen für den Verfasser recht charakteristischen Band zusammenzustellen, führte uns weiter, zum ausschließlich persönlichen Gesichtspunkt. Wir sind im Besitz der Predigten, die Bitzius von seinem 23. bis 43. Altersjahre gehalten, in die er seine ganze Seele gelegt hat. Suchen und geben wir diejenigen heraus, die wie Marksteine den Gang seiner Entwicklung bis zur vollen Mannesreife und Meisterschaft bezeichnen und die seinen Charakter, seine Anschauungen und Ziele am schärfsten darstellen. Noch fehlt eine Biographie von ihm, das wäre eine weitere Vorarbeit zu den vorhandenen. Am Ende ist's die Persönlichkeit, die uns interessirt, und gerade bei Bitzius, wie dies Jülicher in seiner eindringenden, feinen Besprechung des ersten Bandes in (Bassermann's und Ehler's Zeitschrift, 1885) bemerkt, „wirkt auf den Leser die Nothwendigkeit, durch die Predigten hindurch des Predigers sich zu bemächtigen, unwiderstehlich". Dennoch glaubten wir, den köstlichen Nachlaß Bitzius'scher Predigten für den weitern Leserkreis vorderhand noch nutzbringender verwerthen zu sollen, als es durch die Absicht geschehen könnte, aus demselben heraus sich den Verfasser geschichtlich selbst darstellen zu lassen. Im Vorbeigang nur weisen wir auf eine dieser Selbstdarstellungen hin, auf Nr. 45 dieses Bandes, eine Predigt, die sich auch durch gelungene Anwendung der Ironie auf der Kanzel bemerkbar macht; zwölf Jahre hernach hat es Bitzius in seinem schwersten „Fasten" während eines langen, bangen Ringens mit seiner Todeskrankheit in der That über sich gebracht, jenes „sieghafte Lächeln auf seine Lippen zu zaubern", und wer ihn gekannt hat, hat in die „tiefen Augen" geschaut, von denen am Schluß der Predigt die Rede ist . . . . .

Schließlich wurden wir, wie das einem zuweilen so geht, auf den allereinfachsten Plan geführt. Wir kehrten, durch eine Aeußerung Jülichers hiezu bewogen, doch wieder wie im I. Band zum Gang des Kirchenjahres zurück, beschlossen aber, diesmal mit Ausschluß jeder Blüthenlese einfach einen bestimmten Jahrgang zu geben. Wir führen somit den Prediger genau so vor, wie er ein ganzes Jahr über mit seiner Gemeinde verkehrt hat. Dadurch wird für das Interesse der Fachgenossen bestens gesorgt, aber auch dasjenige des allgemeinen Leserkreises durchaus gewahrt und zugleich die Leistung des Predigers nach ihrem wirklichen Werth gezeigt. Denn nicht in einzelnen, besonders gelungenen Erzeugnissen, sondern in der planvollen Führung

des Predigtamtes, in der unermüdlichen Sorgfalt der Vorbereitung, in der geistesmächtigen, Sonntag um Sonntag gleich sehr gediegenen Ausgestaltung der einzelnen Predigt gibt sich die wahre Größe kund. Doch welchen Jahrgang sollten wir wählen? Hier war es noch einmal Jülicher, der uns bestimmte: „Wer die ältesten Predigten (je eine von 1872 u. 1871) liest," sagt er, „findet darin schon alle herrlichen Eigenschaften in Blüthe, die an den reifsten Früchten dieses Geistes uns entzücken!" Ja wohl! und wir dürfen getrost noch vor 1871 zurückgreifen: 1870! gerade dieser Jahrgang eignet sich nach verschiedenen Richtungen hin, mit ihm das Wagniß zu unternehmen. Bitzius war damals seit zwei Jahren in Twann, hatte die Gemeinde vollständig kennen gelernt, stand in genauer Fühlung mit ihr und war in vollem Zug, nach festem Plan auf sie zu wirken; es war dies zugleich die Zeit der jungen Begeisterung für die Reformen in Kirche und Staat, denen seither unser Kirchengesetz und die Bundesverfassung von 1874 Bahn gebrochen; es war überdies das große Jahr des deutsch=französischen Krieges und der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes — Grund genug zur Annahme, daß wir mit unsrer Wahl keinen Fehlgriff gethan. Auch hat sich Prof. Dr. Ed. Langhans, unser Mitherausgeber beim ersten Band, dem es leider an Zeit gebrach, sich an den Vorarbeiten zu diesem zweiten Bande zu betheiligen, mit diesem Plane ganz einverstanden erklärt. Wir ergreifen den Anlaß, ihm hier öffentlich auch für die einsichtigen Räthe zu danken, mit denen er uns in einzelnen Fragen der Ausführung freundlichst beigestanden.

Solche Fragen erhoben sich über die wünschbaren Abweichungen von der Regel und über die nothwendigen Weglassungen, da für einen vollzähligen Jahrgang nicht Raum war, wenn man den zweiten Band über das Maß des ersten nicht allzusehr wollte anwachsen lassen. Wir halten uns für verpflichtet, hierüber ausführlich Bericht zu geben. Abweichungen erlaubten wir uns auf zwei Punkten: Neujahr und Ostern entnahmen wir dem Jahr 1871; 1870 berührt sich jenes ziemlich nahe mit 1878 im I. Band, und diese bieten eine schönere Abrundung des Gedankens als 1870. Die verehrlichen Leser mögen uns für diese Untreue am aufgestellten Plan freundlich Absolution ertheilen, zumal da dem Zweck desselben kein Eintrag geschehen ist. Die Weglassungen sind folgende: 1. Zwischen Nr. 17 und 18 eine Predigt über Mc. 11, 11a: Warum zog Christus nach Jerusalem hinauf? Seine Beweggründe und unser Zug ihm nach. 2. Zwischen Nr. 22 und 23 am Charfreitag Vormittags über Luc. 23, 34—36 und Joh. 19, 30: Jesus als unser Führer im eignen Sterben. — Von

mehreren Passionspredigten konnten füglich ihrer zwei weggelassen werden, die letztere um so eher, als sie einen ähnlichen Gedanken durchgeführt wie die von 1878 im I. Band. Anläßlich machen wir aufmerksam, daß Bitzius am Palmsonntag, Charfreitag und Ostern je zweimal sprach, innert acht Tagen also fünf Predigten und eine Admissionsrede hielt, die er vollständig niederzuschreiben pflegte; frei nach einem Schema predigte er in den vier heiligen Zeiten des Jahres an jedem Freitag vor den Communionssonntagen zur Vorbereitung auf's hl. Abendmahl (ausgenommen in der Char- und Himmelfahrtswoche). 3. Zwischen Nr. 36 und 37 über Matth. 5, 20: Die Freiheit Christi und die christliche Freiheit — zur Eröffnung der Reihe über Texte aus der Bergpredigt, weggelassen, weil stellenweise in doppelter Bearbeitung vorhanden, deren Gültigkeit oder Ungültigkeit nicht überall mehr ersichtlich ist. 4. Zwischen Nr. 42 und 43 zwei Feldpredigten, da es an zweien genug schien. Nebenbei bemerken wir: Nr. 40 fiel auf den 17. Juli, ca. fünf Wochen lag Bitzius zu Felde, am 31. Juli fiel aus irgend welchem Grund die Feldpredigt aus und am 28. August (Nr. 43) war Bitzius wieder zu Hause. 5. Zwischen Nr. 46 und 47 über den Bergpredigttext Matth. 7, 1—5: Das Gericht über Andere — und zwischen 47 und 48 die Nachmittagspredigt am Bettag über Joh. 17, 20—23: Dank für die christliche Gemeinschaft. Beide ließen wir ungern, nothgedrungen weg, um für die Seriennummern 48—50 Raum zu behalten. 6. Zwischen Nr. 51 und 52 fünf Predigten: Zwei Schulpredigten über Ephes. 6, 4 und 2. Cor. 5, 17b und drei letzte von der Bergpredigtserie: Matth. 6, 19—21: Das Schätzesammeln als Lebenszweck, 22 und 23: Das Bild vom Auge, und 34: Die Sorge für den morgenden Tag. — Theilen wir endlich mit, daß Nr. 52 auf den 4. Dez. fiel, indem Bitzius stets am ersten Sonntag im Dezember eine Todtenpredigt, bisweilen auch schon am letzten Sonntag des November eine, also zwei, dagegen nie mehr als drei Adventspredigten hielt, und fügen wir noch bei, daß ihm am 6. Nov. 1870 Freund Langhans als Gast nach 5. Mos. 34, 7 über häusliche Erziehung predigte, so wird die Rechnung über alle 66 Sonn- und Festtagspredigten des vorgeführten Kirchenjahres stimmen. Wer sich das Vergnügen machen will, mag die Probe vornehmen.

Und nun gehe das Buch hinaus und finde die herzliche, ja begeisterte Aufnahme, die seinem Vorgänger zu Theil geworden. Was der Leser an ihm im Vergleich zu diesem vielleicht an Mannigfaltigkeit des Inhalts vermißt, wird er an planmäßigem Zusammenhang desselben gewinnen, und was auf den ersten Blick etwa befremdlich

erscheinen möchte, wie z. B. eine Admissionsrede, die sich an die Erwachsenen und erst in ihrem letzten Siebentel an die Confirmanden richtet, das wird die Kritik im Hinblick auf Bitzius' systematisches Vorgehen zu würdigen wissen; allerdings hätten wir gern zur Ergänzung noch eine zweite Admissionsrede aus einem andern Jahrgang mitgegeben. Doch treten wir nicht weiter ein, lassen wir das Buch für sich selber sprechen. Nur das sei uns vergönnt, Allen, die sei's durch die Presse, sei's in Vorträgen dem schweizerischen und deutschen Publikum den ersten Band in den Ausdrücken wärmsten Lobes empfohlen, eingehend vor Augen geführt, scharfsinnig erläutert haben, im Geist als unsern Mitarbeitern herzlich die Hand zu drücken. Von jener ersten, in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" erschienenen, interessanten Studie Hans Blums an: „Ein Schweizer Staatsmann als Prediger", bis zu dem unsres Wissens nicht gedruckten Vortrag Pfarrer Ziegler's von Messen im Berner Theologischen Kränzchen, und bis zu der schon erwähnten, abschließenden Arbeit Jülichers ging das Urtheil einstimmig dahin, daß man es bei Bitzius' Predigten mit einer Erscheinung der bedeutendsten Art zu thun habe — ein Eindruck, dem sich auch die kirchlich gegnerischen Organe nicht entzogen, die von denselben, so viel wir wissen einzig mit Ausnahme von Pfarrer Oehlers in einseitigem Standpunkt verbissenen Blatte, mit achtungsvoller Anerkennung gesprochen haben. Was dieselben im Stillen gewirkt, kann Niemand sagen, an Privatkundgebungen, mündlichen und schriftlichen, hat es uns nicht gefehlt. „Bitzius' Predigten sind für mich ein wahres Stahlbad," schrieb uns ein trefflicher Mann, der selbst zu den Schweizer Predigern ersten Ranges zählt. Und eine junge Wittwe, die durch den Verlust ihres Mannes in große Trauer versetzt war, sagte uns: „Bitzius weiß alles, nichts was in den Herzen vorgeht, ist ihm verborgen."

Mögen sich solche Erfahrungen auch am zweiten Bande bestätigen. Für einen dritten, wenn die Leser aus diesem zweiten die Zuversicht gewinnen, daß Bitzius ohne es zu ahnen für sie zwischen 1870 und 1878 der köstlichen Früchte viele, viele aufgespeichert hat, hätten wir bereits einen Plan skizzirt. Wie gerne theilten wir ihnen z. B. die Reihe herrlicher Hausstandspredigten mit, deren letzte, Nr. 46 des I. Bandes, vom „Segen der Eltern" spricht, die erste aber das Geistreichste enthält, was man als Predigt über die „Flegeljahre" lesen kann; wie gerne ferner .... doch nein! überlassen wir der Zukunft, was ihr gehört.

Bern, im Oktober 1886.

E. Hegg, Gymnasiallehrer.

Jesus der Hirte

In der Adventzeit I
1869

Joh. 10, 14, 15. Ich bin der gute Hirte und kenne die Meinen und bin von den Meinen gekannt, gleichwie der Vater mich kennt und ich den Vater kenne. Ich lasse mein Leben für die Schafe.

Die Weihnacht naht, der Tag, an welchem wir darüber uns freuen, daß Christus geboren ward. Warum freut dich das, mein Zuhörer? Das ist einfach, antwortest du; darum freut mich die Geburt, weil er hernach der Welt Heiland geworden ist und die Menschen erlöset hat. Heiland, erlöset — mein Zuhörer, was willst du hiemit sagen, was denkst du dir unter diesen Ausdrücken? Je nun, vor Christus waren eben alle Menschen um ihrer Sünde willen verloren und jetzt können sie in den Himmel kommen. Allein waren vor Christus alle verloren, werden jetzt alle selig? von selbst? ohne weiteres? wie werden sie dessen, was du Erlösung nennst, theilhaftig über so viele Jahrhunderte weg, bei so ganz anders gewordenen äußern Verhältnissen? Weißt du was, mein lieber Zuhörer, wir wollen heute einmal jene inhaltschweren Ausdrücke Heiland, Erlösung ganz bei Seite lassen. Dieselben haben zwar ihren guten Sinn, allein sie sind dir und Andern so gewohnt, daß ihr, wenn ihr sie in den Mund nehmt, selten mehr etwas Klares und Bestimmtes dabei denkt, und die Folge davon ist, daß ihr, wenn's Ernst gilt, wenig damit anzufangen, keinen lebendigen, nachhaltigen Trost daraus zu schöpfen wißt.

Wir fangen deshalb weiter vornen, tiefer unten an. Mit unserm Text nennen wir Jesus vorläufig den guten Hirten und sagen, darin besteht das Werk Christi, daß er Menschen um sich sammelt, sie liebt bis in den Tod, ihnen den himmlischen Vater aufthut und zu demselben sie zurückführt. Das ist aber immer noch ein bloßes Bild, das wir nun deuten wollen, indem wir eine Antwort suchen auf die ganz nüchterne und einfache Frage:

Was verdanken wir denn eigentlich diesem guten Hirten?

I.

Meine Lieben! Das Erste, was Christus auszeichnet, ist sein Glauben an Gott. Nach einer Seite hin steht er mit diesem Glauben noch ganz auf dem Boden des alten Bundes und nimmt dessen reifste Frucht hinüber in seinen neuen Bund. Mit den Besten seines Volkes glaubt er an Gott, an einen lebendigen Gott, an einen nahen Gott, an einen Gott, von dem und durch den und zu dem alle Dinge sind, an Gott als eine allmächtige und allgegenwärtige Kraft, welche jeden Zufall, jedes blinde Schicksal ausschließt. Der Gott, an den Christus glaubt, trägt die ganze Welt in seinen Armen, hat das Schicksal jeden einzelnen Wesens bis hinunter zum kleinsten in seiner Hand, in ihm leben, weben und sind wir. Und Christus glaubt nicht bloß, es gebe einen solchen Gott, sondern er vertraut auch auf ihn so unbedingt, so kühn, daß wir, wenn wir ihm nachzufolgen trachten, nicht selten vor der Rücksichtslosigkeit seines Gottvertrauens zurückschrecken, nicht zu thun wagen, wie er gethan hat; und eben deshalb war er so stark und sind wir so schwach, weil er sich stets vom Vater gehalten, getragen, behütet und errettet wußte, während unserm Glauben dieser Gott ach so oft abhanden kommt. Soweit steht Jesus noch auf jüdischem Boden; als dessen köstlichste Perle hat er in unsere christliche Welt herüber

gerettet das Gottvertrauen, jene Sicherheit in Gott, welche den Sänger sprechen ließ: wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde; ob mir gleich Leib und Seele verschmachten, bist doch du, Gott, allzeit meines Herzens Trost und mein Theil.

Von hier weg nun schreitet Jesus über das Judenthum hinaus. Der Gott Israels war voll innerer Widersprüche: er galt als der einzige Gott, der Herr des Himmels und der Erde, und war doch daneben der jüdische Nationalgott, von dem man annahm, er ziehe sein Volk allen andern vor und räche es an seinen Feinden. Wohl nannte der Israelit seinen Gott unsichtbar, einen Geist, dachte sich denselben dann aber doch wieder wie einen Menschen, Rathschlüsse bereuend und ändernd, zornig, selbstisch, nicht überall gleich gegenwärtig, nicht Alles gleich gut wissend. Der größte Widerspruch im Gott Israels war aber der seiner Gerechtigkeit und seiner Gnade, an beide glaubte Israel, bald diese, bald jene hervorhebend und betonend; wie aber beide sich zu einander verhalten, Gerechtigkeit und Gnade, Strafe und Rettung, das vermochte Israel nicht zu ergründen. Hier nun war es, wo Jesus einen gewaltigen Schritt über den Glauben seines Volkes aus that und die Widersprüche im Gott Israels versöhnte, tiefer als je einer vor ihm und nach ihm eindringend in das Wesen Gottes. Er hat uns offenbart, daß das innerste Wesen Gottes die Liebe sei, eine unterschiedlose Liebe zu allen Menschen, eine ewige selbstlose Liebe, und daß das, was wir Zorn, Gerechtigkeit, Heiligkeit Gottes nennen, nichts Besonderes für sich ist, sondern ebenfalls seiner Liebe innewohnt, sie zu einer starken Liebe macht, zu einer Liebe, die unseres Fleisches nur darum nicht schont, weil sie unsere Seele retten will.

So ließ Christus einen himmlischen Stern uns aufgehn. Er sprach zu uns: all' euer Schicksal, all' euer Leiden ist nicht ein Fluch Gottes, sondern eine Erweisung seiner Liebe; ihr könnt das jetzt nicht glauben, aber schlagt euch nur hindurch

durch euer Leiden, euer Schicksal, tragt es in Geduld und eines Tages werdet ihr inne werden, daß ein göttliches Gutmeinen auch dem Herbsten zu Grunde liegt, daß nichts als lauter Lieben sein getreues Herz bewegt, das ohne Ende hebt und trägt, die in seinem Dienst sich üben.

Doch mehr noch: nicht bloß gab Christus uns Gott als unsern Fels und unsere Burg und zugleich als den, dessen Wege sich stets in Liebe und Segen enden, sondern er hat uns auch zu diesem Gott in das rechte und innigste Verhältniß gestellt; er sprach: Gott ist unser Vater und wir sind seine Kinder. In diesem einzigen tiefen Wort lag die Versöhnung von Gegensätzen, deren Widerstreit zu seiner Zeit die Welt bewegte und heute noch bewegt. Diese Gegensätze sind die Freiheit und die Frömmigkeit. Die Juden waren fromm, aber mehr nur äußerlich, in Worten und Geberden, sie waren aber nicht frei, sie thaten ihr Gutes, weil Gott es befahl und sie Lohn davon erwarteten. Die Heidenwelt, wie Paulus sie schildert, war frei von Gott und seinem Gesetz, doch eben deshalb nicht fromm. Und noch heute haben wir ängstliche lohnsüchtige Knechte Gottes. Pharisäer nennen wir sie auf der einen Seite, Freie, von Gott abgelöst und im Trotz gegen ihn die eigene Größe suchend, auf der andern Seite. So gibt es rings Fromme, die nicht frei sind, Freie, die nicht fromm sind. Nur die Kindschaft Gottes vermag Frömmigkeit und Freiheit mit einander zu vereinigen, diese beiden tiefsten Bestrebungen der Menschenseele. Werdet Gottes Kinder, dann seid ihr fromm, d. h. an Gott gebunden, zu ihm emporschauend und aus seiner Hand alles nehmend, bei ihm eures Herzens Heimat und Frieden suchend und findend, und seid doch auch frei zugleich; da ist weder Zwang noch Lohn, auch kein äußerer Gehorsam bei innerem Widerstreben, nein, willig und gern wohnet ihr in Gottes Haus, auf freie Liebe ist dieses Verhältniß gegründet.

Meine Lieben! so verdanken wir unserm guten Hirten

vor allem einen Gott, dem wir fest vertrauen können, einen Gott, dessen letztes Wort stets die Liebe ist, einen Gott, der uns als seine Kinder an sich fesselt, uns fromm macht und frei, beides zugleich.

II.

Das zweite, das wir Christus verdanken, ist das Heil in Gott. Christus hat uns offenbart, wie man einzig damit, daß man Gott in sein eigenes Menschenleben hineinnimmt, alles Böse in Gutes, alles Leid in Liebe, alles Widerwärtige in Gesegnetes, alle Sünde und Sündenstrafe in göttliche Gnade, alle Niedrigkeit in Herrlichkeit verwandeln kann.

Jesus hat das zunächst an sich selbst gezeigt. Menschlich betrachtet waren die Verhältnisse, in denen er sein Leben hinbrachte, äußerst eng, niedrig, schwierig. Ein Anderer wäre darin ganz verborgen und unbekannt geblieben, noch ein Anderer hätte nicht aufgehört, über sein Kreuz und seine schwere Last zu jammern. Jesus nicht also, sondern in sein Leben hat er Gott hineingenommen, Gott allein, und dadurch hat er sein kurzes Leben zum allersegensreichsten gemacht, dadurch hat er, wo er auch hintrat, Licht und Leben um sich verbreitet, Gebrochenes wieder aufgerichtet, Verlorenes gerettet, dadurch hat er seinen Tod der Schmach zu seiner Verklärung und in einen unversieglichen Quell des Trostes für uns umgewandelt. Meine lieben Zuhörer! darum nehmt Gott in euer Leben hinein, und wäre dasselbe auch noch so umnachtet, es wird hell, auch noch so arm, es wird reich, auch noch so unveränderlich nach menschlichen Begriffen, es wird ein anderes.

Ihr tretet in ein Haus mit schlimmen, traurigen Verhältnissen und sollt nun da euer Leben zubringen — da müßt ihr doch gewiß unglücklich werden! Nein, tretet ein mit Gott, tragt seinen Frieden in euern Herzen, dazu seine Liebe und den Glauben, daß es nicht sein Wille ist, daß es ein ein-

ziges elendes Haus auf Erden gebe, und zweifelt nicht, wo menschliche Mittel, Arbeit, Bitten, Befehle, Schläge nichts vermögen, da schafft ihr mit göttlichen Mitteln, mit Gott allein, eine neue Welt. Erst sagen die Hausbewohner: da wäre doch wieder dabei zu sein, und dann gefällt es ihnen immer besser da und wird ihnen recht wohl und heimelig.

Oder ihr sinket auf's Krankenlager und die Krankheit nimmt eine schlimme Wendung, geht vielleicht zum Tode, der Doktor kann euch nicht helfen, eure Leute wenig, und dennoch kann euer Sterbelager ein sehr verschiedenes sein, ein himmelweit von einander verschiedenes, und je nachdem sagen die Leute von euch, es geht mit ihm dem Boden zu, oder aber, er hat bald vollendet, überwunden; je nachdem erzählen sie, wie ihr in thierischen Stumpfsinn verfallen seiet, oder aber es wie ein Glanz der Verklärung auf eurem Antlitz liege. Je nachdem — was will das sagen? Das heißt hier abermals: je nachdem ihr Gott nicht mit hineingenommen habt in eure Krankheit, oder aber wohl; je nachdem ihr auf eure eigenen Kräfte angewiesen seid, oder aber sprechen könnt: was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir, harre auf Gott, ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hülfe und mein Gott ist.

Oder ihr habt gesündigt, euch schwer verfehlt, Menschen wenden sich verächtlich von euch ab, oder ihr fröhnt einem Laster und sinkt täglich an Achtung bei den Leuten. Ihr könnt sagen: geschehen ist geschehen, das ist jetzt nicht mehr anders zu machen, meine Ehre verloren, alles verloren; oder auch: so bin ich nun einmal, ich habe diesen Fehler nun schon zu lange, um ihn noch los zu werden, dafür haben Andere andere Fehler! So könnt ihr sprechen und geht darob verloren. Tragt ihr aber Gott mit euch, dann verzweifelt ihr, auch wenn ihr am tiefsten unten seid, nie an ihm, nie an eurer Rettung, dann bricht euer besseres Theil auch aus der größten Verderbniß immer wieder hervor, überwindet den

Widerstand der eignen Natur und bringt in göttlicher Kraft zu Stande, was alle Menschen sonst für unmöglich hielten.

III.

Und das letzte, was wir zu Gott und dem Heil in Gott noch hinzu Christus verdanken, ist das Reich Gottes. Was ist das Reich Gottes? Der Gegensatz von dem, was wir die Welt nennen. Worin besteht das Wesen dieser Welt? Darin, daß ein jeder nur auf seinen Weg sieht, am Andern rasch und fremd sich vorübertreibt, ihn nur ansieht, um ihn auszunutzen, alles nur um der eigenen Person willen thut, mit einem Wort in grenzenloser Selbstsucht, inmitten deren jeder edlern Seele so bange wird und sie so einsam sich fühlt und klagend sich in sich selbst zurückzieht. In diese Welt hat Christus einen neuen entgegengesetzten Trieb hineingebracht, die Selbstverleugnung, die Hingabe, den Dienst Gottes, die Arbeit für's Gottesreich. Der gute Hirte läßt sein Leben für seine Schafe, sprach er und that danach. Seitdem geht ein gewaltiger Kampf durch die Menschenwelt, der Kampf zwischen Selbstsucht und Christusliebe. Wo jene zerstreut, hält diese zusammen, wo jene den Bruder dem Bruder verfeindet, kettet diese Menschenherzen, Familien, Völker zusammen. Berührt vom Hauch jener Christusliebe, sind auch jene einsamen treuen Seelen zu einem neuen Leben aufgegangen, tragen seine Liebe und Hingebung durch die Welt, segnen, wo man ihnen flucht, stiften Gutes, helfen, heilen, trösten. Und darob sind sie inne geworden, daß nur ein solches Leben, geführt in Christusliebe für's Gottesreich, das wahre, volle, glückliche Menschenleben ist, daß, um das Leben zu gewinnen, man es verlieren muß um seinetwillen.

Meine lieben Zuhörer! So ist unsere Erlösung durch Christus nicht etwa eine einmalige Thatsache, sondern sie ist

eine fortwährende Einwirkung von seinem Geist auf unsern Geist. Getröstet euch nicht seines einmal vergossenen Blutes, das auch über euch komme, sondern dessen seid froh, daß der Geist Christi noch immer erlösend über diese Erde wandelt, und danach trachtet, daß auch ihr seines Glaubens, seiner Gottesgemeinschaft, seiner Liebe theilhaftig werdet, dann seid ihr erlöst.

Das Himmelreich ist da

In der Adventszeit II

1869

Matth. 11, 11. Wahrlich ich sage euch, unter denen, die von Weibern geboren sind, ist kein Größerer aufgestanden als Johannes der Täufer. Doch der Kleinste im Reich der Himmel ist größer als er.

Meine Lieben! Wir fragten letzten Sonntag: Was verdanken wir denn eigentlich Christus? und antworteten hierauf: wir verdanken ihm Gott, d. h. unbedingtes Vertrauen auf ihn, Erfassung seines tiefsten Wesens als der Liebe und die Kindschaft Gottes; wir verdanken ihm ferner das Heil in Gott, d. h. den festen, nie zu Schanden werdenden Glauben, daß wir mit Gott alles Böse in Gutes, alle Sünde in Gnade, allen Fluch in Segen verwandeln können; und wir verdanken ihm endlich auch das Reich Gottes, das will sagen, eine Gemeinschaft, in der, statt wie sonst in der Welt die Selbstsucht, Liebe und Hingabe regieren und die Selbstsucht überwinden.

Mit diesem einzigen Merkmal aber ist das, was wir das Reich Gottes oder das Reich der Himmel nennen, noch nicht deutlich genug beschrieben. Auch die Juden haben ja bereits ein solches Gottesreich erwartet — ist nun das Gottesreich, das Christus auf Erden brachte, dasselbe, welches und wie es die Juden erwarteten, oder ist es ein anderes, ist es mehr oder weniger? Auf diese Frage gibt unser heutiger Text eine ganz besonders scharfe Antwort. Niemand wird Christus nachreden, er habe seinen Vorläufer und Bahnbrecher nicht genugsam

gewürdigt, ihm nicht die verdiente Ehre widerfahren lassen; er saß zu seinen Füßen, er ließ sich von ihm taufen, er hat sich unmittelbar vor unserem Text mit hoher Achtung über den unabhängigen Charakter des Täufers ausgesprochen, er nennt ihn jetzt sogar den Größten der Erdensöhne, der aus sich gemacht habe, was je ein Mensch aus sich selbst zu machen vermöge. Dennoch aber, so fährt Christus nun weiter fort, trage auch der geringste Christ, der unscheinbarste seiner Jünger etwas in sich, das Johannes ihm nie hätte geben können, darum nicht, weil es ihm selbst gefehlt, weil er wohl danach gerungen, aber es nicht gefunden habe. Und warum nicht gefunden? Darum, weil Johannes in den Schranken des Judenthums gefangen blieb, weil er zwar wohl vielleicht der gerechteste und reinste Jude war, aber immerhin ein Jude. Diese Religion aber hatte sich überlebt, sie war keiner neuen Entwicklung mehr fähig, ein neuer Anfang mußte gemacht, ein Neues unmittelbar aus Gott genommen und den Menschen gebracht werden. Und deshalb fragen wir heute:

Was gibt Jesus, das der Täufer nicht zu geben vermochte?

I.

Wahrlich, ich sage euch, unter denen, die von Weibern geboren sind, ist kein Größerer aufgestanden als Johannes der Täufer. Worin besteht wohl seine Größe? Darin vor allem, daß er, ein Priestersohn, der sein Leben in Bequemlichkeit und Behagen hätte zubringen und für sich es gut haben können, damit sich nicht begnügte, nach etwas Besserem sich sehnte und nicht etwa bloß für sich, sondern für sein Volk, gerade für diejenigen, die äußerlich schlimmer gestellt waren als er; wie Mose hielt er sich nicht zu denjenigen, welche ihn als ihresgleichen ansahen, sondern herunter zu den Niedrigen. Sodann lag ein tiefer Ernst in seinem Wesen;

darin ungleich den damals auftretenden Empörern erblickte er das Heil nicht bloß in der Befreiung Israels von der Römerherrschaft, sondern er verlangte von ihm wie von sich selbst Sinnesänderung, Buße, sittlichen Ernst. Es sollte der vom Himmel herabsteigende Messias wohlbereitete Herzen finden hienieden. Endlich lebte Johannes ganz nur seiner Sache, er bangte nicht um sein Leben, er fürchtete nichts. So steht er vor uns als einer der edelsten, sittlich reinsten und ernstesten Menschen, die je gelebt haben, und dennoch ist der Kleinste im Reich der Himmel größer als er.

Schon seine Geschichte deutet das an: ein sehr hartes Loos war ihm beschieden: nur kurz und nicht tief gehend waren seine Erfolge, er mußte sterben, ohne einen Segen zu stiften, menschlich gerechnet, für nichts und wieder nichts, und was das Schlimmste für ihn, als nun das von ihm ersehnte und verkündigte Gottesreich in Christus unter den Menschen erschien, da ward er fast irre an ihm, es kam so ganz anders, als er es sich vorgestellt; war's wirklich das Gottesreich, oder sollte er noch länger warten und warten, wie er sein Leben lang gewartet hatte, und immer umsonst? Was unterschied ihn denn aber von Christus, was machte ihn so klein und Christus so groß?

Das vor allem, daß er das Reich Gottes immer bloß erwartete, daß er meinte, nun bald würde sich ein wunderbares Gottesreich mit einem wunderbaren Messias in übernatürlicher Weise vom Himmel zur Erde niedersenken. Christus dagegen trug das Gottesreich, das Johannes erst noch vom Himmel her erwartete, bereits in sich als Frieden mit Gott, als Liebe Gottes, als Kindschaft Gottes, als Heil in Gott. Während des Täufers Augen von der Feste Macheront aus, wo er gefangen saß, erwartungsvoll gegen den Himmel gerichtet und auf ein übernatürliches Ereigniß gespannt waren, zog drunten in Galiläa ein einfacher Rabbi seine stille Straße und in ganz natürlicher Weise theilte er den Menschen mit, was jener vom

Himmel her erwartete — so sind die Wege Gottes: aus dem Unscheinbarsten läßt er das Größte werden.

Weiter: Damit das Gottesreich, wie Johannes es sich dachte, auf Erden Platz greifen könne, mußte viel Aeußeres anders werden, und zwar, wo es nicht sonst ging, mit Gewalt — mit eisernem Szepter wird er die Völker schlagen, weissagte er von seinem Messias. So band er sein Gottesreich an die Sichtbarkeit, machte es abhängig von äußern Verhältnissen. Nicht also Jesus: für sein Reich gab es keine solchen Schranken. Ob die Römer herrschen über Israel oder es frei sei, ob Volk von Volk getrennt sei durch Abgründe, ob ein Mensch glücklich sei oder elend, vornehm oder gering, ob er in dieser oder jener äußern Lage sich befinde, sein Reich fand seinen Weg zu Allen, es war nicht von dieser Welt, war innerlich in den Menschenherzen. Freilich sollte auch er einen neuen Himmel und eine neue Erde bringen, aber das alles von innen her; für das versöhnt und friedlich in Gott ruhende Menschenherz sollte alles eine neue Gestalt gewinnen, neu werden, wie und weil das Menschenherz ein neues geworden war.

Und endlich: Johannes vermochte nicht, eine Gemeinde zu gründen, seine Jünger schlugen sich fast alle alsbald zu Jesu, und darum vermochte er das nicht, weil er wohl rückwärts auf ihr vergangenes Leben und einwärts in ihre eiteln und sündigen Herzen ihre Blicke kehrte, dabei ihnen nichts Neues geben konnte, keine neue Kraft, kein neues Leben und Streben ihnen einzuhauchen wußte. Er taufte bloß mit Wasser: d. h. er weckte bloß das Sehnen nach Vergebung begangener Sünden; Christus dagegen taufte mit dem heiligen Geist und mit Feuer, er machte neue Menschen aus denen, die zu ihm kamen, machte sie zu Kindern Gottes, begabt mit dem Gefühl göttlicher Begnadigung; so stellte er sie auf ihre eigenen Füße, und als er nicht mehr war, lebte sein Geist in ihnen fort und trugen sie seinen Geist und sein Reich über diese Erde. So mußte Johannes sterben ohne den Frieden Gottes in

seinem Herzen, so kann der geringste Christ leben und doch zugleich das Gottesreich in seinem Herzen tragen.

II.

Der geringste Christ? Ja, so sollte es sein, allein so ist es, Gott sei's geklagt, auch noch heute nicht. Noch heute gibt es der Christen bloß nach der Weise des Johannes wohl noch ebensoviele als ächte Jünger Christi, und nirgends wird dies deutlicher sichtbar, als an Tagen wie der heutige beim heiligen Abendmahl. Versteht mich wohl, ich spreche hier nicht etwa von bloßen Namenchristen — welche Verwandtschaft bestünde zwischen diesen und dem eifrigen Johannes? nein, ich rede von aufrichtigen und treuen Christenseelen.

Wie manche gibt es doch auch hier in Twann, die wie Johannes des Himmelreiches erst noch warten, welche hier auf Erden, in ihrem Haus und Leben nichts davon erblicken und in gutem Glauben meinen, in dasselbe trete der Mensch erst mit seinem Tode ein, frühestens; wie manche, welche diese Erde ein bloßes Jammerthal, eine von Gott verlassene Stätte schelten und meinen, er sei nur jenseits, sei nur droben. Und alle diese Menschen verlangen beim heiligen Abendmahl nicht mehr als bloß Vergebung ihrer begangenen Sünden, Gott sei so weit weg, aber in diesen äußern Zeichen von Brot und Wein habe er seine Sündenvergebung hineingelegt. Und so oft Abendmahl gehalten wird, erscheinen nun diese Leute hier und wollen neue Vergebung, sie haben ja Buße gethan, sie bereuen von Herzen. Allein damit fängt ja ihr Christenleben immer von vorne an, kommt nie vorwärts, immer wieder eine neue heilige Zeit, immer frische Buße und Vergebung und damit Bereitung auf ein fernes, fernes Himmelreich, in das der Mensch noch nie gelangt sei, in welches er erst mit seinem Tod einziehe.

Meine lieben Zuhörer! Es kann nicht scharf genug ge-

sagt werden, in dieser Art von Christenglauben steckt viel Ernst, viel Sehnen nach einem Höhern, aber eigentliches Christenthum ist sie nicht. Vom Gottesreich sagte Christus: Hier ist es, hier auf Erden, und nur das sind die wahren Christen, welche sich bewußt sind, schon hienieden, während ihres irdischen Lebens, im Reiche Gottes zu wandeln; nur die, welche fühlen, daß Gott ganz nahe ist, daß über dem lauten Treiben dieses Erdenlebens ein höheres Reich des Guten und Göttlichen, der Liebe und des Friedens sein stilles Wesen hat; welche mit den Augen ihres Glaubens schauen, wie diese Erdenwelt regiert wird von unsichtbaren Gottes-kräften, wie Geduld und Treue, Frömmigkeit und Tugend, Engeln Gottes gleich, über diese Erde wandeln; vor allem, aus die, welche das Gottesreich nicht erst zu suchen brauchen, sei's jenseits des Grabes, sei's überhaupt außer sich, sondern die das Gottesreich im eigenen Herzen tragen in einem ver-söhnten, friedvollen, dankbaren und immer ergebenen, immer fröhlichen Gemüthe. Wer so das Gottesreich in seinem eigenen Herzen trägt, wie viel mehr bebt er zurück vor der Sünde, allem Unreinen und Rohen; wie viel inniger verabscheut er alles, was ihm seine stille Gemeinschaft mit dem ja nicht fernen, sondern in ihm bereits gegenwärtigen Gott stören und verderben könnte?

Immerhin jedoch lebt er draußen mitten in einer sündigen und zerstreuenden, versuchenden und gefährlichen Welt; er fühlt gar oft, wie sie ihre Hand ausstreckt, den Frieden seines Herzens ihm zu rauben; dazu ist er selbst so schwach und läßt sich viel und oft gehen, treiben, verführen. Da entsteht denn in ihm das Verlangen, seine Gemeinschaft mit Gott neu zu befestigen, neu sich bewußt zu werden: hier ist Gottes Vaterhaus, ich bin noch immer in dem, was meines Vaters ist, hier ist heiliges Land, das Gottesreich, hier ist Gott selbst und mein Heiland. Und deshalb geht er zum heiligen Abendmahl. Er sucht hier auch Vergebung seiner

Schuld, Begnadigung, er fühlt seine Unreinheit und Befleckung tief und schwer; doch er sucht noch mehr, er will neu sich setzen an seines himmlischen Vaters Tisch als sein aus der Fremde heimgekehrtes Kind, will wieder ein wenig bei ihm sein, mit ihm verkehren von Seele zu Seele, seine segnende Hand auf seinem Haupte spüren und neu schließen den Bund mit ihm. Und wenn nun der Christ wieder einmal in seiner Heimat bei Gott gewesen ist, dann nimmt er mehr vom Abendmahl mit sich fort als bloß den Gedanken, jetzt sind mir meine Sünden wieder einmal auf eine Zeit lang vergeben; er ist nicht mehr derselbe, er ist gewachsen an seinem inwendigen Menschen; neuen Frieden und neue Liebe bringt er in sein Erdenleben hinein.

Meine lieben Zuhörer! Nur diesen einen Gedanken faßt mir heute fest in's Herz. Seit Christus ist das Himmelreich kein jenseitiges, kein überirdisches mehr, es ist hier auf Erden, es ist überall da, wo ein Mensch Gott in seinem Herzen trägt und innig ihm verbunden ist. Wer das Himmelreich nicht bereits in sich trägt, seine Seligkeit schon jetzt empfindet, der wartet umsonst darauf, er findet es auch drüben nicht, nirgends, nirgends.

Die Nachfolge Christi

In der Adventszeit III

1869

Matth. 11, 28—30. Kommt zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch Ruhe geben. Nehmt auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.

Meine Lieben! Viele Leute machen sich unter dem Deckmantel frommer Redensarten das Christenthum selbst möglichst leicht und gehen mit sehr ernster feierlicher Miene an seinen schwersten Anforderungen vorbei. Mit der Entschuldigung, man müsse an Christus glauben und nicht weiter nachgrübeln, ersparen sie es sich, über ihn nachzudenken, sich Rechenschaft zu geben darüber, was er der Menschheit gewesen ist und was wir von ihm haben. Sie reden viel von einem Himmelreich und einer Seligkeit jenseits des Grabes, um so weniger genau nehmen sie es mit ihrem Leben und Verhalten hienieden, und wenn man ihnen sagt, das Gottesreich sei schon hier auf Erden, schon hienieden sollen sie als Kinder dieses Reiches leben, dann würden sie sich selig fühlen, so wollen sie das nicht verstehen, lachen einen vielleicht sogar aus. So berufen sie sich auch oft und andächtig immer auf die Verheißungen Christi, allein über die Bedingungen, an welche Christus die Erfüllung seiner Verheißungen knüpft, gehen sie leicht hinweg.

Dieser Verflachung des Christenthums muß der Prediger unausgesetzt entgegentreten, er darf, will er seine Gemeinde nicht im Selbstbetrug dahin waten lassen ihrem Verderben entgegen, ihr das Christenthum nicht leichter und bequemer machen als es ist, auch auf die Gefahr hin, die Leute aus ihrer Sicherheit aufzustören und ihre Vorwürfe auf sich zu ziehen. So gerade bei vorliegendem Text. Hier verheißt Christus den Mühseligen und Beladenen Erquickung und Ruhe für ihre Seelen nur unter der Bedingung, daß sie sein Joch auf sich nehmen und von ihm lernen, oder wie wir zu sagen pflegen, daß sie ihm nachfolgen. Dies ist offenbar hier die Hauptsache, deshalb sprechen wir

von der Nachfolge Christi.

I.

Wen ladet Jesus zu seiner Nachfolge ein? Die Mühseligen und Beladenen. Was sind das für Leute? Da ist das landläufige und oberflächliche Christenthum gleich wieder bei der Hand und spricht: das sind die, welche es hienieden bös haben und viel leiden müssen, denen sagt Christus, sie sollen sich nur darein schicken, das sei sein Kreuz, er habe auch leiden müssen; dafür werde es ihnen dann an einem andern Ort um so besser gehen. Mit Verlaub, das ist gar nicht wahr; deshalb, weil ein Mensch Unglück leidet, unverschuldetes oder gar noch selbstverschuldetes, deshalb, weil er dieses Unglück erträgt, da er sich demselben nun einmal nicht entziehen kann, deshalb ist noch gar nie einer in den Himmel gekommen. Drum fragen wir noch einmal: was sind das für Leute, diese Mühseligen und Beladenen?

Christus spricht hier zunächst zu seinen Volksgenossen und denkt bei seiner Einladung der Mühseligen und Beladenen an diejenigen, welche nicht gleichgültig und selbstzufrieden, gedankenlos und hochmüthig dahinleben, sondern noch ein höheres

Ziel und Streben haben; an diejenigen, welche sich abmühten und zwar umsonst abmühten, den Frieden zu gewinnen, den Frieden im eigenen Herzen und den Frieden mit der Welt; an diejenigen, welche die ganze Last des Gesetzes auf sich nahmen, es ernst nahmen mit ihren Pflichten, es sich sauer genug werden ließen und eben durch ihre angestrengte und treue Pflichterfüllung Gerechtigkeit vor Gott zu erringen trachteten; an die, welche jedoch inne geworden waren, daß sie weder Frieden gewonnen, noch Gerechtigkeit erlangt hatten. Oder auf die Gegenwart angewendet: diejenigen ladet Christus zu seiner Nachfolge ein, die bereits etwas geleistet, um das Heil und den Frieden ihrer Seele gerungen haben und eifrige Knechte und Mägde Gottes gewesen sind, ob auch umsonst, also die Strebsamen, die Ringenden.

Hieraus ergibt sich klar, daß Christus mit der Gnade Gottes nicht jenes frevle Spiel getrieben hat, das sich heutzutage Viele zu Schulden kommen lassen, er hat sie nicht von vornherein und an Alle weggeworfen und sie gemein gemacht, der Verachtung preisgegeben; er wollte vielmehr, daß der Mensch zuerst aus sich selbst mit eigener Kraft ringe, strebe, arbeite, sich abmühe, gleichsam an sich selbst das alte Testament durchmache. Erst wenn der Mensch nirgends sein Glück fand, es zu finden verzweifelte und abgab, erst wenn die Pflicht ihm wie eine entsetzliche Last auf den Schultern und ihre Nichterfüllung wie eine schwere Schuld auf seinem Gewissen lag und er seine Hände ausstreckte und sich nicht mehr zu helfen wußte, erst dann kam Christus, richtete ihn auf und sprach zu ihm: nimm auf dich mein Joch und lerne von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, so wirst du Ruhe finden für deine Seele.

II.

Worin besteht nun die Nachfolge Christi, was sollen wir lernen von ihm? Vor allem aus unser Glück nie von irgend

einem Schicksal, unsern Frieden nie von den Menschen um uns her, unsere Versöhnung mit Gott nie von der Erfüllung dieser oder jener Pflicht, mit einem Wort von etwas außer uns abhängig zu machen. Das Schicksal werden wir nie bleibend zwingen, die Menschen um uns her nicht regieren, die Pflicht nie völlig erfüllen, und damit wäre Glück, Frieden und Versöhnung uns auf ewig unerreichbar.

Also über die Welt außer uns sind wir nie Herr und Meister, wohl aber über eine andere Welt, die Welt in uns, diese können wir zwingen und regieren, hier bei uns selbst müssen wir anfangen. Die äußern Verhältnisse werden uns nie ganz recht und glatt liegen, wir aber können aus jedem Verhältniß, liege es so oder anders, etwas machen, Gutes saugen; die Menschen werden es nie alle gut mit uns meinen, wir aber können dennoch in uns den Frieden mit ihnen halten; wir werden durch des Gesetzes Werke unsere Gerechtigkeit vor Gott nie und nimmer erlangen, aber unser Herz kann an ihnen vorbei einen köstlichern Weg zu Gott hin finden.

So that Christus: er machte seine innere Welt erst völlig unabhängig von der äußern und dann übermächtig über sie. Er brach unter seinem harten Schicksal nicht zusammen, sondern schuf es um in einen Heldengang; er ließ durch den Haß der Menschen sich nie verbittern, sondern festigte sich dadurch nur um so mehr in einer Liebe bis zum Ende; barmherzig lächelnd schaute er nieder auf die peinliche Gesetzlichkeit der Besten in seinem Volke, er brauchte das alles nicht, er war Gottes Kind und war frömmer als sie Alle und hat mehr gearbeitet und geleistet als Alle. In dieser Weise war er der Herr der Welt, er bedurfte ihrer nicht, war innerlich frei, ihm mußte alles dienen.

Doch noch mehr. Christus spricht: ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, und damit zeigt er uns an, daß in unserem Verhältniß sowohl zu den Menschen wie zu Gott

in seiner Nachfolge eine große Veränderung vor sich gehen muß. Welche Veränderung? Kurz gesagt, wir sollen lernen untendurch gehen, statt obendurch. Oder mit andern Worten, in unserm Verkehr mit den andern Menschen soll uns das Persönliche, sowohl unsere eigene Person wie die der andern, immer mehr hinter die Sache zurücktreten. Woher so viel Unfrieden und Zorn und Haß und Streit auf Erden? Doch gewiß nur daher, daß, wo wir ein Unrecht uns angethan meinen, wir gar nichts mehr spüren, als die eigene Person, und wo andere uns vorlaufen oder quälen, wir die Sache, um die wir gebracht worden sind oder die uns angethan worden ist, vielleicht längst vergessen haben und dennoch den Personen, die uns zuwider gewesen sind, zu grollen nicht aufhören können. Die Sanftmuth im Gegentheil besteht darin, daß wir bei erlittener Unbill unsere Person so sehr zurückdrängen, daß der erlittene Schmerz uns weniger wehe thut, als die Betrübniß darüber, daß unser Nächster sich solches hat zu Schulden kommen lassen, ja daß wir auch über unsern Nächsten hinweg schauen und alles gradewegs aus Gottes Hand nehmen, gedenkend, daß ohne seinen Willen nichts geschieht, uns fragend: warum Herr? was willst du damit von mir?

Und in unserm Verhältniß zu Gott sollen wir einmal verzichten darauf, Gott etwas geben, leisten, sein zu wollen, wir sollen sein Wohlwollen nicht zu erzwingen suchen, sondern zufrieden sein, von ihm zu nehmen und zu empfangen; alles was wir haben und sind, müssen wir als Gabe Gottes betrachten lernen und unser ganzes Leben als ein Erfahren von Gnade um Gnade. So lange wir mit unsern paar Werklein, guten Eigenschaften und Vorsätzen vor Gott etwas zu sein uns brüsteten und mit ihm rechnen wollten, fanden wir ihn stets ungerecht, hart, parteiisch; sobald wir uns bescheiden, zu empfangen, erscheint uns Gott auf einmal als über alles Erwarten und Verdienen gütig. Auch hier ist Christus uns ja

vorangegangen: er hat Gott nie vorgerechnet, sondern alles von ihm erbeten, er hat eben deshalb auch nie mit Gott gegrollt, sondern auch in Noth und Tod seiner als seines treuen Vaters sich gefreut; und in seinem Verkehr mit den Menschen klagte er nie um sich selbst, zürnte er nie den Menschen, sondern es war Gottes Sache, um die er allein litt, es war das Reich Gottes, über dessen guten Fortgang trotz der Menschen Frevel und durch der Menschen Frevel er sich freute.

Und endlich ist bei dieser Nachfolge Christi noch das wohl ins Auge zu fassen, daß sie eine Schule ist, eine allmälige, langsam vorrückende Schule Gottes. Ich gebe durchaus nichts darauf, wenn einer ausruft: o, jetzt bin ich ganz glücklich, nun habe ich den Frieden im Gemüth, nun bin ich gerechtfertigt vor Gott, gewaschen im Blut des Lammes! Zumeist folgt der Widerspruch, das gerade Gegentheil auf dem Fuße nach. Da lobe ich mir vielmehr die Christen, die in der Schule Gottes nie ganz droben und nie ganz drunten sind, ihren stillen Weg gehen, Gott alle Tage an sich arbeiten lassen und so fast unmerklich andere und bessere Menschen werden, immer den voran, der auch nie fertig war, nie sich genügte und von dem es, nach der Schrift, Gott beliebte, ihn durch Leiden vollkommen zu machen.

III.

Meine lieben Zuhörer! Wenn aber dieses wirklich die Nachfolge Christi ist, wie darf denn Christus davon sagen: mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht! Das ist doch gewiß ein schwerer Weg, ein Weg täglicher Arbeit und Anstrengung, ewigen Lernens, nie endender Schule.

Gewiß wartet unser auf diesem Wege manches Schwierige, und nicht selten werden wir die Hand auf's Herz drücken müssen, wenn es plötzlich in Zorn und Weh überwallen will, und zu ihm sprechen: sei still, fasse dich, kein Wort! Allein

im Vergleich zu dem Kreuz, das andere Menschen mit ihrem ruhelosen, zornmüthigen, harten und stolzen Herzen sich auferlegen — welch ein Kreuz! — ist unser Joch sanft und leicht unsere Last. Vor allem aus haben wir das Bewußtsein, wir sind auf dem rechten Weg, auf dem Weg Christus nach dem Vater zu. Sodann merken wir bald, daß es in der Schule Gottes mit uns vorwärts geht.

Zwei Straßen ziehen die Menschen: der einen Menschen äußeres Leben steigt immer höher empor, erhebt sich über die andern Menschen, aber währenddem sinkt ihr innerer Mensch niederwärts, wird immer engherziger, untreuer, charakterloser und damit stets unzufriedener. Wir gehen den umgekehrten Weg: unser äußerer Mensch geht niederwärts, wird stiller, anspruchsloser, unscheinbarer, man achtet sich unsrer immer weniger, dafür wächst unser innerer Mensch, freier wird die Seele, weiter das Herz, in stillem Feuer glüht das Auge. Und diese Gewißheit, auf Gottes Weg zu gehen, aufwärts zu steigen über Sonn' und Sterne, diese Gewißheit gibt die von Christus verheißene Ruhe in's Herz. — O, es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade.

Die Weihnachtsfreude der Erwachsenen

Weihnachten I
1869

Luc. 2, 11. Euch ist heute der Heiland geboren.

So oft wir das Evangelium des heutigen Tages vernehmen, wird uns warm um's Herz, ein lichter Sonnenstrahl fällt in unser Gemüth, denn unsere ganze Jugendzeit lebt wieder in uns auf, was wir einst am Weihnachtstag empfunden und gejubelt, hallt nach in der Seele, wir werden wieder jung. Doch nicht bloß die Erinnerung an die ferne Jugendzeit macht uns so wohl, auch die Geburt Christi selbst freut uns. Zwar schauen wir den Bericht darüber heute mit andern Augen an denn ehedem, doch die Freude ist geblieben. Nicht mehr ist die stille, heilige Nacht uns die Hauptsache, sondern das, daß in das Dunkel ein helles Licht, in der Erde Noth und Sünde das Heil Gottes eingetreten ist; nicht mehr die Engelein, wohl aber das, daß es nun eine unverbrüchliche Gemeinschaft, einen Bund zwischen Himmel und Erde gibt und ihre in einander geschlungenen Hände nichts mehr zu trennen vermag. Nicht der wunderbare Stern mit seinen Weisen und ihrem Gold, Weihrauch und Myrrhen ist uns mehr die Hauptsache, sondern daß uns ein Stern aufging, ein Zug nach dem Höheren, nach innerem Frieden in uns wach ward und uns keine Ruhe ließ, bis er uns zu Christus gebracht und wir dem unser

Bestes, unser Herz gegeben hatten. Ja, auch das Kindlein in der Krippe ist uns nicht die Hauptsache, sondern vor unseres Glaubens Blick steht bereits derjenige, welcher aus dem Kindlein ward, vor unsere Seele tritt, was er uns geworden ist.

Meine Lieben! So ist des erwachsenen Christen Weihnachtsfreude keine geringere, als die des Kindes, sie dringt durch bis zum Kern der Erzählung, während das Kind sich an ihrer silbernen Schale ergötzt und den Kern bloß ahnt. Die Freude des Erwachsenen ist eine gehaltenere, weil verständigere, aber eben deshalb eine um so nachhaltigere. Aber allerdings, sie ist eine weniger unmittelbare, sie hat Schwierigkeiten zu überwinden, Hindernisse von Kopf und Herz und daher beantworten wir heute die Frage:

Was braucht es unsrerseits, damit Christus heute auch uns geboren werde und wir rechte Weihnacht feiern können?

I.

Meine Lieben! Ja, leichter als wir hat es das Kind, am Weihnachtstag herzinnig sich zu freuen. Es kennt weder Raum noch Zeit, das Morgenland liegt seiner Einbildungskraft so nahe wie das Nachbarhaus, Jahrhunderte sind für es bloße Tage. Wir dagegen kommen über Zeit und Raum nicht so wohlfeilen Kaufs hinweg. Vieles an der Kunde liegt uns fern, anderes klingt uns fremd, und wir verstehen auch nicht, welche Bedeutung für unsere Gegenwart so eine einzelne fernab liegende Thatsache haben sollte. Sodann spricht das Kind einfach nach: heute ist mir der Heiland geboren, und frag ich es: wer ist dieser Heiland? so antwortet es mir unbefangen: der, welchen Gott zu uns gesendet hat, um uns in seinen Himmel zu bringen und zu Engelein zu machen. Allein diese Antwort genügt mir nicht, dieses „Wer“ wiegt für mich viel schwerer, und die Streitigkeiten der Menschen darüber,

wer und was Christus gewesen sei, ob Gott oder Mensch, tragen noch das Ihrige dazu bei, mich zu verwirren. Und noch ein Letztes: ja allerdings, es gibt noch eine Menge kindlicher Seelen, die nehmen einfach an, bloß dadurch schon, daß Christus auf Erden gekommen und am Kreuz gestorben, seien sie erlöst; Gott habe das nöthig gehabt, eine solche Erniedrigung und ein solches Opfer, um seiner Gerechtigkeit genug zu thun, jetzt sei er aber zufrieden und alles wieder gut. Aber es wird noch Andern hier gehen wie mir, das befriedigt uns noch nicht. Auch wenn wir zu glauben versuchen, die Erlösung des Menschengeschlechtes sei zwischen Gott und Christus allein vor sich gegangen, so hilft uns das nichts, wir fühlen uns dadurch nicht glücklicher, nicht besser, und wenn wir unsere Augen über die ganze Menschheit schweifen lassen, so erhalten wir nicht den Eindruck, daß sie seit dem Kommen Christi auf einmal eine ganz andere geworden sei, zuvor verloren und jetzt gerettet. Drum bleibt unsere bange Frage: wie, wie werde ich des Segens theilhaftig, der in Christus auf diese Erde gekommen ist?

Meine Lieben! Solche Gedanken können unsere unbefangene Weihnachtsfreude stören, und es hilft uns durchaus nichts, daß wir sie als unnütze Grübeleien bei Seite schieben; wenn wir nicht leichtfertige, sondern ernste, denkende Menschen sind, dann sind sie morgen schon wieder da und verlangen Antwort. Darum wollen wir ihnen sogleich ins Auge schauen. Ja allerdings, meine lieben Zuhörer, die bloße Thatsache, daß vor einer Menge von Jahren in einem fernen Land Einer auf die Welt kam, diese nackte Thatsache ist nicht bedeutsam genug, um mein Herz sein Leben lang mit Freude und Trost zu erfüllen. Soll es aber auch nicht. Was mich bleibend trösten wird, ist nicht das Einmalige, Geschichtliche daran, sondern das, daß in Christus Gott selbst sich der Menschheit gegeben, sein innerstes Wesen ihr geoffenbart hat, seine Liebe, daß er mit Armen der Liebe wie die ganze Welt

so jeden einzelnen Menschen umfange, daß sein letztes Wort immer die Liebe sei.

Nun ist des rechten Menschen bestes Theil sein Hunger nach der Liebe, Liebe sucht er überall; während er trotzig und verschlossen dasteht, will gar oft das Herz ihm fast brechen vor Einsamkeit, vor Sehnsucht nach Liebe, diese Liebe sucht er überall auf Erden und sucht sie umsonst; einzelne Menschen hassen ihn, andere verlachen ihn, andere haben ihn herzlich gern, doch die ihn am liebsten gehabt, sind vielleicht bereits gestorben; und die ihm geblieben sind, würden sie ihm treu bleiben, wenn er in Unglück geriethe, an ihn glauben, wenn er verläumdet würde, ihn nicht verachten, verstoßen, wenn er fiele, tief fiele? Und er seufzt: o wenn ich doch eine rechte Liebe fände, ewig, stark, in Geduld mich tragend, nie mich aufgebend, mit Barmherzigkeit mich aufnehmend, bei sich. Wer so hungert nach Liebe, zu dem tritt heute Christus und spricht: diese Liebe ist gefunden, ich bringe sie dir; grad so liebt dich Gott, bei ihm suche dein Herz seine Heimat. Um es mit einem Wort zu sagen, so macht also nicht das unsere Weihnachtsfreude aus, daß Christus damals geboren ward, als er, und dort, wo er geboren ward, sondern daß er uns den Born göttlicher Liebe aufthat, der noch heute strömt und strömen wird in Ewigkeit.

Doch wer war er, daß er dies zu thun vermochte? Muß er nicht ein Gott, Gott selbst oder Gottes Sohn gewesen sein? Und doch, war er Gott, was war denn seine Geburt, sein Leben, sein Sterben? alles bloßer Schein; und wie soll ich ihm denn nachfolgen können, wenn er entnommen meinen Schwachheiten und Kämpfen hoch über mir durch die freie Luft dahinschreitet? Ein neues Heer von Fragen.

Mein Zuhörer! laß dich nicht irre machen, laß die Andern sich um Worte streiten und merke dir nur eins. Ein jedes Zeitalter der christlichen Kirche hat Christus geliebt und eben durch diese Liebe mit allem Recht sich gedrungen gefühlt,

ihn so hoch wie nur möglich zu stellen. Dieses Streben ist dasselbe geblieben bis auf den heutigen Tag, aber etwas Anderes hat gewechselt; es gab eine Zeit, wo Könige und Kaiser als die Höchsten galten, wo man wie Halbgötter, wie Götter sie verehrte; damals erblickte man den Werth jedes Wesens in seiner äußern Herrlichkeit und nannte deshalb auch Christus den höchsten König, in äußerer Verwandtschaft mit Gott selbst. Nicht so unsere Gegenwart: auch uns ist der Menschensohn der Höchste aller Erdgeborenen, der Nächste an Gott, aber seinen wahren Werth suchen wir nicht in äußerm Königsstaat und Flitter, sondern in seinem Innern, in seinem eigensten Wesen, in dem, was er wirklich war. Drum nenne ihn Gott, nenne ihn Mensch, gleichviel, sobald du nur sein inneres Wesen höher werthest, als seine äußere Würde, sobald du nur durch die Lehren über ihn, ja durch seine eigenen Thaten und Worte hindurch dringst in sein Inneres, ihn kennen zu lernen suchst, mit Paulus, nicht nach dem Fleisch, sondern nach dem Geist.

Deshalb sprich heute: ich will mich nicht quälen mit Fragen, welche für die Liebe zu Christus rein nichts abtragen, sondern wie ein Kind will ich mich freuen, daß heute in meine Niedrigkeit hinein mir der geboren ward, welcher, wiewohl in seinem äußern Leben ein einfacher und geringer Mensch, dennoch in seinem Herzen Himmel und Erde vereinigt trug, der zugleich durch alle Mühsal und Kämpfe dieser Erde hindurchschritt, grad wie ich, ja mehr wie ich, und doch zugleich mit dem himmlischen Vater eins war und eins blieb in Gehorsam und in der Liebe. Darüber freue dich, mehr brauchst du nicht, diesem Heiland kannst du nachfolgen.

Ja kannst du nachfolgen. In diesem einzigen Wort liegt auch die Antwort auf deine letzte Frage: wie werde ich des Segens, den Christus auf Erden gebracht hat, theilhaft, wie werde ich erlöst? Da sage ich dir nun: gewiß nicht über die Jahrhunderte hinweg, wunderbar vom Himmel her, so daß

du nicht einmal etwas davon spürst oder höchstens eine plötzliche Freude und dann eine lange nagende Ungewißheit. Gewiß nicht so, sondern wie schon die Jünger Christi in seiner Gemeinschaft, durch seine Nachfolge. Sieh, den ächten Christen ist ihr Heiland nicht gestorben, sondern für sie wandelt er fort und fort über diese Erde; sie treffen ihn auf Weg und Steg, jetzt müssen sie denken an ihn und jetzt wieder, und indem sie ihn sich voran erblicken, erfahren sie es alle Tage, wie er ihre Seelen löst jetzt von der Erde Eitelkeit, jetzt von dieser Noth, jetzt von jener Schuld. Und so freue dich denn darüber, daß heute der dir geboren ist, der bei dir stehen will in jeder Noth und Klippe dieses Lebens und aus dem allem heraus dich führen dem Vater zu.

II.

Mein Lieber! Gerade hier ist es denn aber auch, wo du, nachdem du Antwort bekommen hast auf die zweifelnden Fragen des Verstandes, Nahrung findest für dein Gemüth. Das soll deine Weihnachtsfreude, gleichsam das Weihnachtsgeschenk an dein Gemüth sein, daß du nie Weihnacht feierst, ohne daß Christus dir mehr ist als an der letzten Weihnacht, ohne daß du dem Christkindlein eine neue Erfahrung von ihm zu Füßen legst, ohne daß du sagen darfst: an der letzten Weihnacht habe ich dich wohl auch gekannt und mich gefreut über dein Kommen auf Erden, doch lange nicht so gut wie jetzt. Erst in diesem letzten Jahr habe ich dich erfahren als den, der nicht bloß für sich selbst die Sünde überwunden hat, sondern auch mir half, dieselbe zu bekämpfen, auszurotten den Versucher im eigenen Herzen. Oder erst seit vergangener Weihnacht bist du, Christkind, mir der, welcher mir auch wirklich ein höheres Leben, eine höhere Welt aufgethan hat. Du tratest eines Abends, als wir mürrisch und klagend bei einander saßen, in mein Haus, es blieb äußerlich da alles wie zuvor, aber innerlich waren wir auf einmal viel reicher geworden,

Gottes Liebe, Gottes Hülfe hattest du uns gebracht, reicher waren wir geworden und stärker und zufriedener. Oder es ist mir bös genug gegangen im vergangenen Jahr, Schicksal und Menschen haben mich hart genug mitgenommen. Dennoch will ich nicht klagen, nein, ich will es frei bekennen, das Jahr war ein gutes und gesundes, jetzt weiß ich, was ich früher nicht gewußt, wie du bei einem stehen kannst, und wenn das Herz auch noch so voll Zorn und Bitterkeit und Ungeduld, du es so eng an den himmlischen Vater kettest, daß es zu ihm aufschauen muß und wieder zu ihm, und daß sich von daher immer neuer Frieden, immer neue Geduld, immer neues Lieben, neue Fassung in mein sturmgepeitschtes Herze niedersenkt. Ja, jetzt kenne ich dich, heute schaue ich in dir den Ueberwinder, den Bringer himmlischen Trostes, den Stiller aller Stürme in meinem Herzen und freue mich über dich mehr als je an einer Weihnacht.

Meine lieben Zuhörer! So ist das nun unsere, der Erwachsenen Weihnachtsfreude, daß wir uns auf's Neue die tiefe und ewige Bedeutung des heutigen Ereignisses klar machen, und daß wir uns alsdann aus unserer eigenen Erfahrung Beispiele sammeln von dem, was das Christkind den Seinen werden kann, und eben aus diesen Erfahrungen heraus Neues in ihm erblicken, mehr in ihm finden, neu uns an ihm freuen.

Meine Lieben! Und in diesem Sinn halten wir heute auch unser heiliges Abendmahl. Es sei diesmal ein Dankopfer. Wir wollen hinbringen vor Gott und Christus alles, was wir von ihnen empfangen, alles, womit sie unser armes Herz gewärmt und getröstet haben, und wollen ihnen einmal recht gründlich danken dafür. Und danken wollen wir Gott, daß er alljährlich die Christenheit um die Krippe des Christkindleins her versammelt, damit da harte Herzen wieder weich, stolze kindlich werden und alle, alle wie Kinder sich freuen und glücklich seien darüber, daß heute uns der Heiland geboren ist.

Christus im Hause

Weihnachten II
1869

Luc. 2, 7. 16. Und Maria gebar ihren Sohn, den erstgebornen, und wand ihn in Windeln ein und legte ihn in die Krippe, weil sie nicht Raum hatten in der Herberge. Und die Hirten gingen eilends hin und fanden Maria und Joseph und das Kind in der Krippe liegend.

Meine Lieben! Das Evangelium des heutigen Tages zeigt uns die heilige Familie, Joseph, Maria, das Christkindlein; das erste was Christus that, war, daß er in eine Familie eintrat. Diese Familie, arm wie sie war, fand nicht Platz in der Herberge, gleichwohl war sie glücklich; als die Hirten sie fanden, da war das Kind das Glück seiner Eltern. Deshalb gedachte ich diesen Nachmittag zu euch zu sprechen nicht bloß vom Kommen Christi auf Erden und zu den Menschen überhaupt, sondern im besondern

vom Kommen Christi in die Häuser und Familien dieser Gemeinde.

Doch kaum hatte ich diesen Beschluß gefaßt, so entsank mir der Muth zu seiner Ausführung. Im Geiste durchzog ich die Häuser und Familien der Gemeinde und fragte mich, welches sind die Familien, deren Glieder sich heute gemeinschaftlich darüber freuen, daß an diesem Tag Christus geboren ist, welches die, denen man es auch durch das Jahr hindurch ansieht, daß hier Christus weilt und sein Friede, seine Liebe

mit ihm? Eben in dieser letzten Zeit habe ich so viele betrübende Erfahrungen gemacht von so manchem Haus mit gründlich gestörtem Familienleben, die Glieder selten bei einander, im Schlafe, in Liebe nie, der Mann leichtfertig, genußsüchtig wie ein Lediger auswärts, roh daheim, die Frau klagend, gedrückt, verbittert, die Kinder vernachläßigt, mit einer trüben Jugend ein schweres Leben beginnend. Was willst du da den Leuten ausmalen, welch ein Glück es für sie sei, Christus in ihrer Mitte zu haben, während du doch weißt, sie haben ihn eben nicht? So sprach ich zu mir.

Da rief es in mir: Thörichter Mensch, eben deshalb sollst du ihnen davon reden; sagen ihrer ja so viele, es sei gleichgültig, ob man Religion habe oder nicht — was habe man davon? Deswegen gehe es einem um kein Haar besser, es sei doch immer das gleiche Elend; ob jenseits etwas sei, wisse man doch nicht, und jedenfalls wäre es dumm, um dessen willen hienieden sich zu quälen und apart geistlich zu leben. So sprechen sie. Darum zeige du ihnen, welch einen gewaltigen Unterschied das für eine Familie macht, je nachdem Religion da daheim ist oder nicht, für ein Haus, je nachdem Christus da wohnt oder nicht; zeige ihnen, wie diese Religion nicht eine Qual ist, sondern ein Glück, wie Christus nicht das Leben den Seinen sauer macht, sondern sanft sie bettet. So rief es in mir, und ich beschloß dieser Stimme zu folgen.

Meine Lieben! Ich denke mir ein Haus, in dem heute fröhliche Weihnacht gehalten wird, gelesen, gesungen, gebetet, und wo auch durch das Jahr durch des Hauses Eltern sich nicht scheuen, wie unter sich, so auch zu ihren Kindern und Dienstboten von Religion zu sprechen, von Gott und Christus zu erzählen, aus ihren eigenen Erfahrungen altes und neues hervorzutragen, in allem auf Gott hinzuweisen, jedes Erlebniß an Gott zu knüpfen und zu offenbaren, welcher Wille, welche Mahnung oder Warnung Gottes diesem Erlebniß zu Grunde

liege. Ein solches Haus denke ich mir, und da muß ich mich freuen über dieses Haus und für dieses Haus. Da ist gut wohnen, denke ich. Da bekommt man doch noch von anderem zu hören als bloß von dem, was man heute gethan habe, und von dem, was man morgen thun wolle, noch von anderem, als bloß vom Wetter, vom Jahrgang, von Handel und Wandel oder davon, was es im Nachbarhaus Ungeschicktes gegeben habe. Nicht lastet über diesem Hause in den Augenblicken der Ruhe und Erholung die bleierne Langweile, nur zuweilen unterbrochen von einem wüsten oder rohen Wort. Nein, da brechen an den Feierabenden, den Sonntagen gute, fromme Gedanken zu Tage, einer ruft, entzündet den andern, und tritt auch Stillschweigen ein, so ist's eine weihevolle Stille, ein Engel geht durch die Stube, jedes hängt seinen Gedanken nach und diese Gedanken ziehen zu Gott, werden zum Gebet.

Freuen muß ich mich vor allem aus für die Kinder aus einem solchen Haus. Die Eltern sind vielleicht arm, aber tief in's Gemüth prägen sie ihren Kindern den, der ihr Führer werden soll durch's ganze Leben, und den Vater im Himmel als ihre Zuflucht für und für. Und thun das nicht mit trockenen Worten, sondern in ihren Seelen glüht ein heiliges Feuer und an diesem Feuer entzünden die Kinder die Lämpchen ihres Glaubens. Und jetzt drückt sie auch ihre Armuth nicht mehr so sehr; freilich ist mancher irdische Genuß ihnen zugeschlossen, dafür steht ein höheres Leben mit Gott ihnen offen. Und ob es auch draußen noch so kalt, Wetter und Menschen, und ihre Kleidchen noch so dünn, nie wird ihnen kalt und fröstelnd um's Herz, in sich tragen sie ein warmes, sonnenhelles, freudiges Gemüth, dankbar für's Geringste. Oder solche Eltern sind reichbegütert, dennoch stellen sie ihre Kinder in's Leben hinaus nicht mit der großen Lüge: in deinem Erbe, deiner künftigen Lebensstellung liegt dein Glück; nein, zum voraus sie behütend vor so manchem Schiffbruch ihres Seelen-

heils, vor so manchem Unrecht und ewigem Unfrieden, legen sie schon jetzt in ihre Seele die Wahrheit: nicht in dem was du besitzest, sondern in dem was du bist, liegt dein Glück, in deiner Treue, deiner Frömmigkeit; je ähnlicher deinem Heiland, desto glücklicher bist du. Und einst, ihr Eltern, werden eure Kinder euch segnen, daß ihr zu ihrem Glück nicht einen trügerischen, sondern einen sichern Untergrund gelegt habet, und werden Gott danken nicht dafür, daß sie mehr seien als Andere, sondern dafür, daß er so viele Gelegenheit ihnen gegeben, Andern zu helfen, Gutes zu thun, segnend über diese Erde dahin zu schreiten.

Doch nicht bloß für die Kinder aus solchem Hause freue ich mich, sondern für die Glieder dieses Hauses alle, alle. Wo in einem Hause der Heiland wohnt, wo sein Bild vor aller Seelen steht, wo alle Geister sich beugen vor seinem edlen reinen Geist, da werden die Menschen besser fast ohne es nur zu merken. O, so manche böse That wird nicht gethan, so manches schlechte Wort noch auf den Lippen zurückgehalten, so mancher unreine Gedanke wagt nicht aufzusteigen im Herzen! O, habt ihr sie noch nie empfunden, die Macht des guten Geistes hier oder dort in einem Haus? Zornig betratet ihr es und vermochtet doch nicht, diesen Zorn auszulassen, friedlos war euer Gemüth und empfandet da einen stillen Frieden, wie ihr ihn noch nicht gekannt, wie er aber ein mächtiges Sehnen weckt in eurer Brust. Ja, Frieden herrscht in einem Haus, darin der Heiland wohnt, Frieden, das ist das rechte Wort, und Friede deshalb, weil Eintracht des Sinnes, und Eintracht des Sinnes deshalb, weil alle Bewohner dasselbe Ziel haben, dem Himmel zu, Gott zu, weil jedes dem andern trauen kann, weil der Grund von eines jeden Seele offen und klar vor dem andern daliegt.

Aber es gibt Streit in jeder Ehe, jedem Haus, gleichviel, ob Christus da wohne oder nicht, wenigstens kennen wir kein einziges, in dem es nicht schon etwas Ungutes, Zwie-

spältigkeit gegeben hätte. So wendet ihr mir ein und ihr habt ganz recht. Doch eins ist anders im christlichen Hause. Sonst läßt jeder Streit etwas in den Herzen zurück, verhärtet sie gegen einander, treibt sie aus einander, auf einmal die einen, nach und nach die andern. Es gibt da wohl Wiederversöhnungen, ein äußeres Zusammenleben, doch so gut, wie es einstmal gewesen, wird es nie mehr. So wird's nur im Christenhaus, nur da ist ein Wiederfinden möglich, das alles frühere Ungute auslöscht, wieder gut macht. Denn hier führt eben Christus die Herzen wieder zusammen, er, der nicht aufhört, zu erinnern an die göttliche Vergebung und Gnade, zu mahnen, daß, gleichwie Gott unsere Schuld uns vergab, so auch wir vergeben unsern Schuldnern. Er macht es geradezu zum ersten Merkmal eines ächten Christen, daß er vergeben und vergessen könne ohne Hintergedanken, schnell und ohne Schmollen, siebenzigmal siebenmal. Christen finden sich immer wieder. Hat doch die Welt Freude, wenn es im Christenhause Streit gibt. Doch diese Freude ist kurzer Dauer. Gott weiß wie es kommt, aber handkehrum ist alles verwerchet, alles wieder gut. Ja, Gott eben weiß es, vor Gott hat Christus sie zusammengeführt und ihre Hände neu in einander gefügt.

Doch, Geliebte, bisher habe ich das christliche Haus bloß in seinen guten oder doch gewöhnlichen Tagen euch vorgeführt. Es wird auch den bösen Tagen, den schlimmen Zeiten nicht entgehen; dazu gibt es ja, wie wir mit Recht zu sagen pflegen, keine einzige Familie, in der nicht etwas zu scheuen wäre. Nun wißt ihr nur zu gut, wie so manche Familie, die in der bessern Zeit noch mühsam und nothdürftig zusammengehalten hat, durch das Unglück auseinandergesprengt wird, der Vater flieht, Kinder werden untreu, und wo auch dieses nicht der Fall, da könnt ihr es doch alle Tage erleben, wie in solchen Familien die äußere schlimme Lage bei weitem nicht das schwerste Kreuz ist, sondern sie selbst sich dazu ein noch viel schwereres aufladen, gezimmert aus gegenseitigen Vor-

würfen, Hadern mit dem Schicksal, Härte des Einen gegen das Andere; da verkehrt sich auch das Beste in Uebel, jede empfangene Gabe führt zu Streit, jeder unerwartete Verdienst*) führt zu Ausgelassenheit und dadurch nur in tiefere und tiefer empfundene Noth. Dagegen das Christenhaus, wie ganz anders sieht es da aus, wenn in dasselbe das Leid einzieht. Es ist ja wieder nur der Herr mit dem Kreuz auf der eigenen Schulter, der in diesem Leid seinen Einzug hält. Jetzt beginnt für die Bewohner des Hauses ja nur die göttliche Schule, in welche Gott den Herrn Jesus selbst genommen hat. Drum, wo in andern Häusern lauter Lärm, Klage oder Streit ertönt, da wird es hier im Christenhause stille, aufwärts richten sich die Blicke, und die Herzen sprechen: das bist du, Herr, das ist dein Gang durch die tiefen Wasser, dein Wille geschehe. Jetzt gilt es, das Haupt beugen, lautlos sein Kreuz auf sich nehmen und Christus nachfolgen; jetzt gilt es Geduld erlernen, treu zusammenhalten, gemeinsam tragen, einander trösten; jetzt gilt es, aus tiefstem Herzen den Born der Liebe springen lassen, von seinem Besten nehmen und den Andern geben. Die Außenwelt merkt wenig von dem, was in diesem Hause vorgeht, aber wenn darin ein alter Mensch, ein kranker, ein sterbender sich befindet, der bekommt's zu fühlen wie einen Hauch vom Himmel her, freundliche Sorge, treue Liebe, Glauben, Glauben, daß alles liege in Gottes Hand und er alles zum Guten wenden werde.

Und nun von zweien eins. Entweder der Sturm verrauscht, hellere Tage brechen wieder hervor. Dann treffen dieselben auf anders und besser gewordene Menschen, ernster, noch inniger in einander gewachsene Menschen, ja auf Menschen, die nach den vergangenen bösen Tagen sich recht eigentlich sehnen können, weil sie sagen, für ihr Familienleben seien es die gesegnetsten gewesen. Oder aber, die böse Zeit nimmt nicht so bald ein Ende, ein Grab öffnet sich und schließt sich wieder, tief

*) Erwerb.

geht's hinunter mit dem Wohlstand, schwer mit dem Verdienst. Seid sicher, wenn Christus da wohnt, so wird auch dies ertragen, wohl vielleicht mit Wehmuth, bleichem Antlitz, bebender Lippe, aber ertragen; nicht schwindet die Ergebung, nicht das Vertrauen auf Gott, nicht das Pflichtgefühl; nicht lösen sich die Bande der Familie, so wenig, daß die, welche einmal einem solchen Hause angehört haben, auch wenn zerstreut über das Erdenrund, doch nicht lassen können von einander, so wenig, daß sie allzumal aus ihrem armen Vaterhaus ein Köstliches in den Herzen mit sich forttragen, den Herrn und Heiland Jesus Christus.

Das, meine Lieben, das will der, dessen Geburt wir heute feiern, sein einer jeden Familie, die ihn bei sich aufnimmt, ihre Stütze und Stab, ihr Segen, ihr reinstes Glück. O, glaubt es mir, das macht die Wonne meines Amtes aus, daß wir den den Menschen bringen dürfen, der einen Balsam hat für jede Wunde, Frieden für das ruheloseste Herz, Versöhnung für jedes Gewissen. Und das ist der größte Schmerz meines Amtes, nicht daß wir nicht alle Leute zu unserer Meinung bringen können, sondern daß wir ihrer so viele sehen müssen, welche glauben, was Großes sie thun, wenn sie ihn von sich stoßen; so viele Menschen, verbissen in ihr Unglück, das doch nur in ihrem Trotz seine Ursache hat, die sich heute nicht freuen können, nicht einstimmen dürfen in den Jubel: Welt war verloren, Christ ist geboren, freue dich, freue dich, Christenheit.

Die Zeit

Am letzten Sonntag des Jahres 1869

Psalm 31, 16a. Meine Zeit stehet in deinen Händen.

Meine Lieben! Wir stehen in den letzten Tagen Dezembers; das nächste Mal, wenn wir hier zusammenkommen, schreiben wir schon nicht mehr 1869, nie mehr, sondern 1870. In den letzen Tagen eines alten Jahres spüren wir etwas sehr lebhaft und deutlich, dessen wir während des Jahres nur flüchtig, unklar inne werden, die Zeit; vernehmlich rauscht ihr Flügelschlag an uns vorüber. Und was merken wir an dieser Zeit? O nicht bloß, daß sie sehr vergänglich ist, unaufhaltsam, flüchtig, nimmer wiederkehrend, sondern das, daß wir von ihr ganz und gar umfangen sind, daß die Zeit in alles einbedungen ist, was wir machen und denken, daß wir von ihrem Geleit keinen Augenblick unser ganzes Leben lang uns losmachen können: wir werden geboren in der Zeit und leben in der Zeit und sterben in der Zeit, jeder Athemzug ist ein Zeitmaß.

Denkt dem ein wenig nach, so findet ihr, daß die Zeit nicht bloß, wie wir zu sagen pflegen, unaufhaltsam an uns vorüberrauscht, sondern daß sie, wir mögen wollen oder nicht, uns mitreißt. Sie ist die allgewaltige, der wir folgen müssen von der Wiege bis zum Grab, hindurch durch die Jugend, hindurch durch das Alter, und möchten wir auch zu irgend einer Stunde sagen: verweile noch, du bist so schön — vor-

bei, vorbei! Ja, die Zeit ist ein mächtiger, uferloser Strom, in dem wir davontreiben, immer vorwärts, nie zurück, in dem wir mühsam mit Hand und Fuß uns oben erhalten, bis Hand und Fuß erlahmen, wir untersinken und uns hinweg des Stromes Wogen ziehn, gleich als wären wir gar nie dagewesen. Ja, erst im Tod werden wir zeitlos, zuvor gar nie.

Meine Zuhörer! Wenn wir das recht bedenken, dann wird uns Angst, dann begreifen wir erst, wie viel Qual das in sich schließt, ein zeitliches Wesen, der Zeit gefesselter Sklave zu sein. Dann begreifen wir aber auch, welche Wonne darin liegt, in der Zeit nicht unsern höchsten Herrn, die größte Macht erblicken, nicht glauben zu müssen, ihr seien wir mit Leib und Seele verfallen, sondern noch höher emporschauen zu können auf einen, der ein Herr auch der Zeiten und ein Herr der Ewigkeiten ist. Und jetzt fassen wir auch den unserm Text innewohnenden Trost: Meine Zeit steht in deinen Händen. Ja, jetzt erblicke ich in der Zeit mehr als meine unerbittliche Treiberin, jetzt schaue ich sie gehalten von Gottes Hand, jetzt weiß ich, sie muß wohl ebenfalls ein Werkzeug Gottes sein, an mir zu vollbringen seinen heiligen Willen. Und deshalb beantworte ich heute die Frage:

Die Zeit in Gottes Hand, was bringt sie uns und macht sie aus uns?

Meine Lieben! Das erste Merkmal, das wir an der Zeit wahrnehmen, ist allerdings ihre Flüchtigkeit, daß sie so viel verspricht und so wenig hält, daß unsere Tage dahinfahren wie ein Geschwätz, wir kaum noch jung gewesen sind und dann wie ein Traum schon alt. Aber ist wirklich die Zeit hieran schuld? Viel richtiger sagt der 90. Psalm: Das macht dein Zorn, daß wir so dahin müssen, oder mit unsern Worten: nur die Zeit ohne Gott, die nicht aus Gottes Hand genommen wird, nur die Zeit, die der Mensch vertändelt in irdischer Eitelkeit, verschwendet in Genuß, nur diese Zeit ist

so flüchtig und trügerisch und gibt so schlecht aus, und das deshalb, weil sie von Gott ungesegnet ist. Ganz etwas anderes ist sie dem Frommen. Frage ihn, so wird er dir sagen: Von einer ganz andern Seite kenne ich die Zeit, mir hat sie noch nie gelogen. Ein Tag begonnen mit Gebet, verbracht in fleißiger Arbeit, hat mich noch immer um einen Schritt vorwärts gebracht, er schien vielleicht nur klein, aber sechs Tage solcher Arbeit trugen schon Früchte genug, um einen freundlichen Sonntag davon zu genießen und noch etwas bei Seite zu legen; und erst im ganzen, nun seinem Ende entgegeneilenden Jahr, wie viel ist doch da gegangen und hat sich darein zusammengedrängt! Nein, mir hat die Zeit noch immer gewartet, und wenn etwas Nothwendiges geschehen mußte und die Zeit dazu fast gar nicht zureichte, so ist es mir gewesen, als stehe sie still oder dehne sich aus, und wenn mir etwas über den Weg lief, in ein dringendes Geschäft hinein und ich bereits ein saures Gesicht machen wollte, doch noch rechtzeitig bedachte: den, das schickt mir Gott, mich faßte und gleich drauf unverdrossen meine Arbeit wieder aufnahm, so bin ich noch immer im rechten Augenblicke damit fertig geworden. Wenn da eins das andere betrog, dann gewiß nicht die Zeit mich, sondern ich die Zeit; sie hat mir immer Wort gehalten, ich ihr nicht. So viel habe ich mir vorgenommen, so viel versprochen zu thun, und nichts davon geschah — aus Mangel an Zeit? o nein, sondern weil ich andern Sinnes geworden oder zu träge war, weil ich sie verschwendete, kostbare Stunden, ganze Tage, grad als hätte ich deren im Ueberfluß. So, mein Zuhörer, hilft die Zeit dir dein Tagewerk vollenden, und harrt treu und geduldig bei dir aus, bis du fertig bist, wenn du fertig werden willst.

Weiter führt die Zeit dich ein in Gott. Wider ihn murren, über ihn schelten, ihm alle mögliche Ungerechtigkeit aufbürden, das thun nur diejenigen, welche ihn nicht kennen, welche irgend eine Fügung von ihm wahrgenommen oder seine

Hand auf sich verspürt, nur schnell hingeschaut und dann sogleich zu urtheilen und über Gott loszuziehen begonnen haben. Ganz anders redet der, welcher weiß, daß Gott nicht von jener Hast und Ungeduld verzehrt wird, wie wir kurzlebige Menschen, daß er Geduld trägt, daß er seine großen Offenbarungen langsam, langsam, fast unmerklich auseinanderlegt, aber auf einmal stehen sie da, fertig, vollkommen. Wer das einmal erlebt hat und weiß, der murrt nicht über Gott, wenn er eine blutige Ungerechtigkeit vor seinen Augen sich vollziehen sieht, ruft ihm nicht zu: hast du denn keinen Blitz für den Ungerechten? der schilt Gott nicht ungerecht, bloß deshalb, weil es in diesem Augenblick einem Bösen gut und einem Guten schlecht geht, sondern sagt einfach: warten, warten! erwarte nur die Zeit. Und er wartet nie umsonst: ist's nicht in einem Jahr, so ist's vielleicht in zehn Jahren, und das Walten einer göttlichen Vorsehung liegt klar am Tage. Oder wenn Gott diesen Menschen schwer heimsucht, ihn selbst, dann wird er dennoch nicht irre an Gott, verzweifelt nicht an ihm, warten, warten! heißt es abermals; es kommt die Zeit, wo ich danken werde für das, was mich heute betrübt, reich sein werde durch das, was heute mich arm macht. Und wenn einst, mein Zuhörer, weißes Haar deinen Scheitel bedeckt, wenn du einst sechzig Jahre lang den Wegen Gottes nachgegangen bist vom Vater auf den Sohn und Enkel, dann wirst auch du bekennen: ich bin jung gewesen und alt geworden und habe nie gesehen, daß der Fromme verlassen sei und sein Kind nach Brot gehe. So, mein Zuhörer, ist die Zeit für dich die größte Offenbarerin Gottes.

Weiter: Die Zeit ist deine Bezwingerin. O wie oft hast du doch, wenn in wildem Schmerz aufzuckte dein Herz, ausgerufen: das ertrag' ich nicht, das überleb' ich nicht, nie, nie kann ich das verschmerzen und wieder glücklich werden. Doch du hast dabei nicht gedacht an jenen Engel Gottes, die Zeit. Ein Tag kam und ging und wieder einer und wieder

einer, und jetzt ist es schon ein Vierteljahr seit jenem Schlag, und jetzt ein Jahr. Erst quollen deine Thränen nicht mehr so reichlich, dann ward dein Schmerz nicht mehr so stechend, bohrend, dann trat ein erstes wehmüthiges Lächeln auf deine Lippen und hast dir fast Vorwürfe deshalb gemacht, dann machte die Lebenskraft in dir sich geltend und jetzt lebst du noch und bist nicht ganz elend und siehst vor dir eine fernere Möglichkeit, wieder zu erblühen und zu freuen dich. Das that die Zeit, die Zeit, die lindert alles Weh, hilft dir trauern und tröstet dich zugleich.

Oder trotzig bist du einst dagestanden und hast gesagt: so wie ich jetzt bin, so will ich bleiben, so will ich sterben. Ich bessere mich nicht; oder ich verlasse mich auf meine eigene Kraft; oder ich bete nie; oder mag kommen was da will, dieses oder jenes glaube ich nie, dieses oder jenes thue ich nie. Du erröthest, mein Zuhörer, weshalb? Weil du wohl weißt, daß du jetzt grad so bist, wie du einst dich verschworen hast nie zu werden. Hattest abermal gerechnet ohne die Zeit. Da kam sie über dich mit ihrer stillen Gewalt, hat gekühlt dein Blut, gebrochen deine Kraft, dir gebeugt deine Kniee, umgewandelt dein ganzes Fühlen und Denken, ja deinen Willen sogar. Und that das nicht plötzlich, gewaltsam, so daß du dich hättest zur Wehre setzen können, sondern ganz unmerklich, nach und nach. Und bist du reuig, daß du nicht geblieben bist wie zuvor? Dein Stolz möchte sagen: ja, aber dein Gemüth spricht: nein, die Zeit war für mich ein Engel Gottes, ich danke ihr.

Und immer noch weiter. Die Zeit ist die Bringerin alles dessen, was dir geordnet und bestimmt ist. Jedes von uns möchte etwas Gutes und Tüchtiges werden, sein Glück machen, jedes malt dieses Glück verschieden sich aus, läßt seine besondern Ahnungen und Wünsche der Zeit voranfliegen. Das sind keine bloßen Hirngespinnste, sondern es ist das dem Menschen innewohnende Vorgefühl, daß ein Schicksal, ein be-

stimmtes Schicksal ihm geordnet sei. Doch zwischen der Gegenwart und dem Ziel unserer Wünsche liegt gar oft ein Abgrund, es scheint unter den obwaltenden Umständen, den umgebenden Verhältnissen durchaus unmöglich, daß ich auf natürlichem Weg dahin gelange, wo ich hin gelangen möchte, alles liegt mir quer und stemmt sich dagegen. Da lasse ich mich vielleicht verführen, dem Glück etwas nachzuhelfen, den geraden Weg zu verlassen und auf dem Weg der Ungerechtigkeit nach dem zu jagen und zu haschen, was ich sonst zu erlangen verzweifle. Entweder gelingt mir das nicht, oder es gelingt mir; wenn jenes, so habe ich mich selbst um mein Glück gebracht, wenn dieses, so nagt an meinem äußern Glücke der innere Wurm des Gewissens und verdirbt es mir. Meine Zuhörer! wer dagegen weiß, was das ist, die Zeit, der handelt nicht also, der glaubt, daß so gewiß die Sonne des Morgens emporsteigt, so gewiß der Frühling heranbricht, wenn seine Stunde geschlagen hat, so gewiß auch die Zeit ihm sein bestimmtes Schicksal bringen wird, über alle gegenwärtigen Unmöglichkeiten hinweg, allen Menschen, allem Augenschein zum Trotz, wunderbar und doch einfach. Eines schönen Morgens, wenn er gar nicht mehr daran denkt, wenn er schon nicht mehr zu hoffen wagt, wird es dastehn — doch unter einer Bedingung, daß er unterdessen treu auf seinem Posten, auf den der Herr ihn gestellt hat, ausgeharrt und seine bescheidene Pflicht, sein Herz bezähmend, erfüllt hat.

Und endlich, mein Zuhörer, ist die Zeit auch noch die treue, traute Freundin deiner alten, deiner letzten Tage. In deinen einsamen langen Stunden gesellt sie sich zu dir und ihr sprecht miteinander von der Vergangenheit. Sie spricht zu dir: ich warte dir, bis du dein Haus bestellt hast, dein Haus und dein Herz, aber eile dich, eile dich. Und wenn du alt wirst, ganz alt und fast meinst, Gott habe dich vergessen, so spricht sie zu dir: darum verlängere ich deine Frist, weil du etwas Nothwendiges noch nicht abgethan hast, oder weil

du noch Jemanden ein Segen bist. So lange ich noch bei dir weile, bist du nicht umsonst da.

Meine lieben Zuhörer! Die Zeit, die allgewaltige Zeit hat zuerst uns das Herz zusammenschnüren wollen und dann ist sie plötzlich eine ganz andere geworden: sie hilft unser Tagewerk uns vollenden, offenbart uns Gottes Gerechtigkeit und Liebe, mildert unsern Kummer, ändert uns zum Guten, bringt uns das Ersehnte, tröstet uns aus. Doch, Volk Gottes, vergiß es nicht: dieses Andere ist die Zeit nur in Gottes Hand, nur wenn du deine Zeit in Gottes Hand legst und aus Gottes Hand sie nimmst. Meine Zeit steht in deinen Händen, Herr!

Statistik

Am Neujahrstag
1871

1. Petri 1, 24. 25a. Denn alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen, aber des Herrn Wort währet in Ewigkeit.

Meine Lieben! Das sind die Hauptergebnisse der jüngst vorgenommenen Volkszählung, verbunden mit den Angaben unserer Kirchenbücher. Ihr bildet zwar nur eine kleine Gemeinde, und diejenigen, welche die Volkszählung vornahmen, waren bekannt mit euren Verhältnissen, und doch wird unter diesen keiner sein, der nicht dennoch viel Neues gelernt hätte dabei, der nicht von Staunen ergriffen worden wäre über die bunte Mannigfaltigkeit, die große Ungleichheit in äußern Zuständen, in Lebensweise, Charakter, Schicksal in denjenigen Häusern, die er durchmusterte. Ja, eine reiche Menschenwelt hat Platz im engen Raum, und wenn schon die Außenwelt so vielgestaltig, wie viel mannigfaltiger, reicher und tiefer erst die Innenwelt, das innere Leben, Sinnen, Denken, Hoffen, Wollen, Fühlen dieser 957 Menschen!

Ein Jahr liegt hinter uns, ein kurzes Jahr in kleiner Gemeinde, 365 Tage für 957 Menschen. Was sollte da von Wichtigkeit und Bedeutung sich ereignen können? Und doch, sehen wir unsere Kirchenbücher an, auch da welch' eine Menge

von Ereignissen und so viel Lust und so viel Leid in diesen Ereignissen, letzte Ueberreste einstiger Familien dahin gegangen, neue sich gründend, an dieser Wiege ein Lebensglück aufgegangen, an jenem Grab eins untergegangen. Des mächtigen Lebens drängender Strom!

Und nun dazu der Jahreswechsel, ein Lebensabschnitt unwiederbringlich dahin, eine dunkle Zukunft, das Gefühl unaufhaltsamer Vergänglichkeit alles Irdischen!

Meine Zuhörer! Wo wir auch hinblicken, Mannigfaltigkeit, Veränderung, Vergänglichkeit. Da kommt denn selbst mitten in der Freude des Neujahrstages ein banges Gefühl gänzlicher Unsicherheit über uns. Alles scheint uns auf das Ungewisse und Schlüpfrige gestellt. Worauf sollen wir noch mit Bestimmtheit rechnen und hoffen dürfen? Wanken doch die Berge selbst, es steht nichts fest auf Erden. Drum, meine Lieben, laßt uns heute ausgehen und etwas Festes suchen, uns sicher im neuen wie im alten Jahr, einen Halt, uns dran zu klammern. Dazu wollen wir aber nicht in die Ferne schweifen, nicht über die Wolken hinaufgreifen, sondern dieses Feste, Sichere, das uns bleibt im neuen wie im alten Jahr, finden wir bereits in dem, was uns zur Stunde am nächsten liegt, in den Angaben unserer Kirchenbücher. Daher von dem,

was unsere Angaben über die Taufen, Ehen, Todesfälle von 1870 uns lehren von dem ewigen Halt.

I.

Meine Zuhörer! Wir beginnen mit den Sterbefällen: ihrer zweiunddreißig, auf dreißig Lebende ein Todter, und von diesen erreichten ein höheres Alter nur zehn Personen, drei wurden todt geboren und ihrer fünfzehn nicht zehn Jahre

alt, ihrer vier, drei Männer und eine Frau, starben in der Vollkraft ihrer Jahre. In dieser einfachen Zusammenstellung liegt nicht bloß eine ernste Mahnung an unsere eigene Vergänglichkeit: du, denk' auch daran, ich hol' mein Theil bei Zeiten! sondern auch manch schweres Räthsel: weshalb erreichen so Wenige das volle Alter, warum sterben Viele so früh und werden Andere mitten aus Leben, Kraft und Wirksamkeit dahingerafft, Hausfrauen und Hausväter, die ihren Familien noch so nöthig wären?

Meine Lieben! ich habe auf diese Frage so wenig wie ihr eine zulängliche Antwort, doch eben die Schauer der Vergänglichkeit weisen mich hin auf etwas Festes: fest steht mir der tröstende Glauben, daß durch alle Vergänglichkeit der Menschenleben hindurch ein Gotteswille gehe, daß jedes Menschenleben in diesen Gotteswillen befaßt sei von seiner ersten bis zur letzten Stunde, daß der Mensch diese Erde betrete gesandt von Gott und daß er sie wieder verlasse, hingenommen von Gott. Und so gut sei dieser Gotteswillen, sagt mein Glauben weiter, daß keins zu früh sterbe und keins zu spät und daß für jedes ächte Gotteskind der Herr die Sonne seines Lebenstages so lange am Himmel festhalte, bis es sein Werk gethan, das ihm bestimmte Ziel erreicht habe.

Doch dieser mächtige Gotteswillen ist nicht das einzig Feste inmitten der Vergänglichkeit. Gott naht uns in den Sterbefällen noch in anderer Weise, denn bloß als Gesetz und heilige Ordnung, zwar weise, aber doch für unser Herz schmerzlich und hart. Hast du ihn aber nur einmal so, du, der du im vergangenen Jahr ein liebes Wesen verloren hast, dann erfuhrest du gewiß auch, wie dieser Gott sich zu dir setzte und dich tröstete, dich wieder aufzurichten wußte in mannigfacher Weise. Ja, das that ich, ich nahm dir jenes theure Wesen, weine dich nur aus, aber sei nicht untröstlich, ob du auch Wittwe seiest oder Waise, ich will dich nicht ver-

lassen noch versäumen; siehe, da ist nun eine Lücke, fülle du sie aus, da wächst dir eine neue Aufgabe zu, in ihrer treuen Erfüllung gewinnst du Frieden; du, weine nun nicht mehr, versenke dich nicht selbstsüchtig in deinen einsamen Schmerz, siehe da um dich her noch andere Wesen, welche angewiesen sind auf deine Liebe, lieb' so lang du lieben kannst, heute oder morgen sterben sie vielleicht ebenfalls, sie sollen nicht klagen können, daß sie bei dir zu kurz gekommen; lieb' so lang du lieben kannst, und ihre Gegenliebe träufelt wie Balsam in die Wunde deines Herzens.

Und noch ein drittes bleibt fest mitten in dieser Ernte des Todes: das ist das Band, das dich fortan bindet an eine höhere Welt. Dieses und jenes der Meinen, dieses Kind, so viele meiner Lieben ruhen draußen auf dem Friedhof. Sie sind dir aber nicht gestorben, sondern leben dir und du lebst mit ihnen und dieses stillinnere Leben mit deinen Todten gibt deinem ganzen Wesen eine höhere Weihe, diese Gemeinschaft mit einer himmlischen Welt behütet dich vor Ausgelassenheit und so vielem Bösen.

II.

Doch weiter in den Angaben unserer Kirchenbücher: wir finden, daß im vergangenen Jahr in unserer Gemeinde eine schöne Anzahl von Ehen neu begründet worden sind. Und das freut uns mit Recht. Denn jeder Ehebund ist schon an sich etwas Festes, eines jener vielen unsichtbaren Bande, durch welches Gott die Menschenwelt, ihr unbewußt, zusammenhält. Es heiratet einer und wird aus einem Gegner der bestehenden Ordnung ihre Stütze, ihr Freund. Es heiratet einer und vertauscht dadurch sein bisher zweckloses Leben mit dem Leben für einen bestimmten Zweck, jetzt weiß er, wozu er da ist und wofür er arbeitet. Es wird keinem durch bloßes menschliches Vorurtheil die Ehe versperrt, gut, um so mehr Ehebünde,

und in jedem neuen Ehebund ein neuer Halt für Gemeinde und Staat. Der Ehestand ist schon an sich etwas Festes, Bleibendes, er führt aber noch zu viel Festerem. Junge Leute werden nur in den selteneren Fällen ihren Bund sogleich auf den festesten Grund abstellen, es werden ihnen an einander Dinge gefallen, die keinen Bestand haben; sie werden auf Dinge vertrauen, in denen sie dann später ihr Glück suchen, aber nicht finden; sie werden sich vielleicht eine Menge Dinge anschaffen, von denen sie nach ein paar Jahren finden: wie thöricht waren wir doch! dieses oder jenes hätten wir ja nicht gebraucht, dafür dieses oder jenes andere so nöthig gehabt, aber leider nicht daran gedacht.

Worin besteht denn aber, das Gesagte auf das Geistige angewendet, der Ehe fester Untergrund? In einer Liebe, welche getränkt ist von gegenseitiger Achtung, von vollem Vertrauen Eines zum Andern; in einer Liebe, die gespiesen wird durch Hingebung des Einen für das Andere in edler, nie rechnender Selbstvergessenheit; in einer Liebe, die sich stets jung und frisch erhält durch das Bestreben sich gegenseitig zu heiligen und zu bessern. Doch solche Liebe, sucht sie wo ihr wollt, ihr findet sie nirgends anderswo als bei Gott. Um dem Andern voll zu vertrauen, es zu achten, muß ich sicher sein, daß sein innerster Wille gut und auf das Gute hingerichtet ist; das bin ich aber nur dann, wenn ich weiß: es betet, es betet wie ich, vor Gott ist es offenbar, sein Kind möchte es sein. Treue Hingebung — von wem anders darf ich die verlangen, als vom redlichen Jünger Christi? Gegenseitige Besserung und Heilung, wie wäre die möglich, wenn nicht beide dasselbe Ziel haben, das Gottesreich? So wird auch der Ehebund erst in Gott recht fest, abermal in Gott.

III.

Und endlich ist dieser Gemeinde im vergangenen Jahr eine schöne Schaar von Kindern geboren worden. Kinder

sind eine Gabe Gottes, pflegen wir zu sagen und mit Recht; aber warum freuen sie uns denn so? Weil sie uns mitten in der irdischen Vergänglichkeit Zeugniß geben von etwas Festem: von einem aus Gott strömenden, immer gleich jungen und frischen, immer gleich starken und reichen Leben, von seiner unwandelbaren Huld und Gnade. Die Welt verjüngt sich fort und fort, nicht aus eigener Kraft, sondern weil unaufhörlich aus dem Gott des Lebens neues Leben ihr zuströmt.

Kinder sind unabläßig von tausend leiblichen und geistigen Gefahren umgeben, so ein Kinderleben wie zart und gebrechlich, so ein Kindergemüth wie bald verdorben. O was wäre doch ihre Erziehung für ein sorgenvolles, kummervolles Werk, so unsicher, so freudelos, träte nicht auch da den Eltern etwas Festes zur Seite und stützte sie. Und dieses Feste ist unser Vertrauen auf eine göttliche Hut und Bewahrung, ist das Vertrauen auf die stärkende, rein erhaltende Macht unseres Christenglaubens über die Kinderseele. Deshalb werfen wir auf Gott unsere Sorgen um unsere Kinder, deshalb taufen und admittiren wir sie und suchen sie schon frühe dem großen Freund der Kinder zuzuführen.

Rechte Eltern heiligen sich selbst um ihrer Kinder willen, trachten ihnen einen guten und unbescholtenen Namen zu hinterlassen. Was braucht sich das, die Eltern werden bald sterben und die Kinder ihren Weg sich selber bahnen müssen! Nein, so verhält es sich nicht, vielmehr haben wir auch da etwas Festes, was der Eltern Leben weit überdauert: das ist die Vergeltung Gottes. Jahrtausende sind vergangen, aber noch immer erfüllen sich jene alten Worte: Der Väter Segen bauet den Kindern Häuser; ich bin jung gewesen und alt geworden, aber noch nie sah ich des Gerechten Nachkommenschaft nach Brot gehen.

Meine Lieben! Wir sind am Ziel. Wir haben zuerst schreckerfüllt in ein grausiges Antlitz geschaut, in die verzerrten Züge ewigen Wechsels, allgemeiner Vergänglichkeit, aber wir

haben es fest angeblickt, und siehe da, draus schaute Gottes Auge heraus, hell und mild, immer gleich freundlich. Wir stunden vor einem ehernen Gesetz, doch wir legten unser Ohr daran und siehe da, daraus schlug Gottes warmes Herz hervor. Diesen festen Gott wollen wir mit uns in's neue Jahr hinübernehmen. Mag das Gras verdorren, die Blume abfallen, sein Wort währet in Ewigkeit.

Inneres Wesen — äußeres Schicksal

Am ersten Sonntag des Jahres 1870

Psalm 18, 26. 27. Gegen die Heiligen zeigst du dich heilig und gegen den frommen Mann zeigst du dich fromm; gegen den Reinen zeigst du dich rein und gegen den Verkehrten zeigst du dich verkehrt.

Mein Zuhörer! Ich könnte mich heute einmal auf's Wahrsagen legen und dir dein Schicksal in diesem Jahr ganz genau voraussagen. Zwar ob du in diesem Jahre heiraten wirst oder sterben, das Bein brechen oder eine Erbschaft machen, nein, das weiß ich nicht, aber das kann ich dir verkünden, ob es dir in diesem Jahre gut gehen wird oder bös, ob deine Wünsche zur Erfüllung gelangen oder nicht, ob du am nächsten 31. Dezember mit dem Jahre 1870 zufrieden sein wirst oder nicht. Zu meiner Wahrsagerkunst brauche ich keine Karten, kein Blei, auch nicht die Linien deiner Handfläche, sondern einzig ein bischen Vertrauen von deiner Seite, daß du mir offenbarst, wie du mit 1869 zufrieden bist, was für Wünsche für 1870 du hegst, und was du in diesem Jahr zu treiben, zu erreichen gedenkst. Weiß ich nur dieses genau, dann kann ich dir bestimmt verkünden, ob 1870 ein gutes oder böses Jahr für dich sein wird, du davon Glück oder Unglück haben wirst. Weißt du, woher ich meinen Blick in die Zukunft habe? Das ist ganz einfach, von dir selbst, in deinem Innern, deinem Herzen las ich deine Zukunft. Das dir beschiedene Loos ist nicht mehr und nicht weniger als der

Spiegel deines eigenen Wesens. Drum lege ich heute diesen Satz euch an's Herz:

Wie dein Inneres, so auch dein Schicksal, deine Zukunft, dein Gott.

I.

Meine Lieben! Was will ich damit sagen? Vorläufig nur so viel: allerdings übt das Schicksal, das Leben, deine natürliche Begabung, deine Umgebung, deine Erziehung, üben mit einem Wort deine äußern Verhältnisse eine Macht aus über dein inneres Wesen. Allerdings gestaltet sich dein Leben, ja bis zu einem gewissen Grad selbst dein Fühlen und Denken verschieden, je nachdem du ein Schweizer bist oder ein Russe, ein Handwerker oder eine Wäscherin, reich ausgestattet oder nur kümmerlich begabt. Doch viel größer als diese Macht der äußern Verhältnisse auf dein inneres Wesen ist die deines Herzens über die Außenwelt, das Schicksal, und je inniger und reicher dein geistiges Leben ist, desto grenzenloser auch deine Gewalt über das Leben, die äußern Verhältnisse.

Willst du Beispiele? Du hast die Art, das Leben leicht zu nehmen, einen hellen, frohen Sinn, deine Schwester dagegen ein düsteres ängstliches Gemüth; ihr lebt in demselben Hause dasselbe Leben durch, dieselben guten und bösen Tage hindurch, und doch, dieses selbe Leben, wird es für euch das gleiche sein? Wird nicht dein fröhlicher Sinn fröhliche Seiten diesem Leben abgewinnen, wo deine Schwester schwarz sieht und drohendes Unheil wahrzunehmen vermeint; wirst nicht du aber auch über manches leichtfertig, gedankenlos hinwegschlüpfen, aus dem das Gemüth deiner Schwester durch tiefere ernstere Betrachtung Nahrung oder Gewinn schöpft? Oder du hast einen Bruder, ihr zieht mit einander in die Welt hinaus, nehmt Dienst in demselben Haus und die Kost ebenfalls am gleichen Ort. Du hast täglich über Versuchungen,

halbe und ganze Verführungen zu klagen, von allen Seiten her tritt das Böse lockend an dich heran. Dein Bruder geht seinen stillen Weg, schlägt sich unangefochten durch alles hindurch, merkt das Gefährlichste vielleicht gar nicht einmal. Wieder dasselbe Leben, wieder die Verschiedenheit nicht außer, sondern in euch, darin daß eine unreine Einbildungskraft und große Lüsternheit in dir entbrannt sind und das Böse draußen gleichsam anziehen wie der Magnet das Eisen, während dein Bruder reinen Herzens ist, oder voll Pflichtgefühl, oder ganz in seine Arbeit vertieft und deshalb dasselbe Leben lebt, doch ohne Gefahr, weil ohne Verräther in seinem Innern. Oder endlich, denke dir zwei Menschen völlig gleich begabt, beide den Willen eher auf's Gute als auf's Böse gerichtet, beide unter gleich günstigen oder ungünstigen Verhältnissen, und doch wird ihr ganzes Schicksal völlig verschieden sich gestalten, einzig dadurch, daß dem Willen des einen eine nachhaltige Festigkeit innewohnt, welche dem Willen des andern fehlt; jener arbeitet sich empor und füllt überall seine Stelle aus; dieser ist meinetwegen der liebenswürdigste Mensch, aber so unzuverläßig, alles beginnend, nichts zu Ende führend. Er scheint zuerst viel mehr, als der mit Stahl in seinem Willen, und ist am Ende zu gar nichts mehr zu gebrauchen.

Drum sage ich mit der Schrift: vor allen Dingen, die du bewahrest, bewahre dein Herz, denn in ihm ruhen die Ausgänge des Lebens; sage ich mit dem Sprichwort: der Mensch ist seines Schicksals eigener Schmied; sage ich mit dem Dichter: o Mensch, in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!

Meine Ansicht theilen jedoch nur die wenigsten Menschen. Um die große Verschiedenheit der menschlichen Schicksale zu erklären, rufen sie ein ganz außerordentlich bequemes Auskunftsmittel zu Hülfe. Sie sagen: der hat Glück, jener Unglück, der viel Glück, und deshalb geht es ihm so gut, jener immerfort Unglück, und deshalb ist er so bös dran und kann sich

nie erholen. Doch sagt mir einmal, was nennt ihr Unglück, was Glück? Das liegt auf der Hand, antwortet ihr: zu diesem zählt alles Gute, zu jenem alles Böse, das uns begegnet, zu diesem das Geld, die Menschengunst, die reiche Begabung und ein gewisses Etwas, das wir Gfell nennen, zu jenem die Armuth, die Krankheit, Verluste. Glaubt ihr wirklich? Seht, ich habe einen lieben Freund, der war einst reich, beliebt und sehr begabt und ist nicht jetzt erst der unglücklichste Mensch auf Erden, sondern war es bereits damals, als er noch in der Fülle seiner äußern Glücksgüter schwelgte. Und Krankheit sei ein Unglück? sagt ihr. Wieder kenne ich einen Mann, dessen größtes Glück war eine Verwundung, die ihn auf Lebenszeit zum Krüppel machte, zum Krüppel und zum tüchtigen Menschen, beides zugleich.

Und habt ihr es nicht schon selbst erfahren oder doch mit angesehen: aus etwas, das ihr Glück nennt, saugt der Eine Segen, Fluch der Andere, eine Erbschaft verhilft dem Einen zu einem eigenen Geschäft, legt den Untergrund zu seinem spätern guten Auskommen, und ganz dieselbe Summe tödtet im Andern die stetige Arbeitskraft, macht ihn, wenn nicht zu einem Verschwender, doch zuerst zu einem Geschäftlimacher, dann zu einem Glücksspieler und endlich zu einem Herumlungerer und Tagedieb. Ein großes Mißgeschick weckt im Einen schlummernde Geisteskräfte zum Widerstand, zur Ueberwindung und bricht dem Andern seinen Muth, die Spannkraft seines Wesens. Nennt mir nur ein einziges, das für alle Menschen ein Glück oder Unglück wäre!

Nein, auch hier hängt alles ab von des Menschen Innerem, seine Gesinnung, sein Gemüth gibt seinen Erlebnissen Licht und Schatten, diese Erlebnisse sind zu vergleichen den Worten eines Liedes, das Gemüth erst macht die Melodie dazu, jedes seine eigene Melodie, bald eine wohlklingende, bald eine mißtönige, bald eine wilde, bald eine innige, rührende.

II.

Doch wie, so frägst du nun, mein Zuhörer, muß denn ein Gemüth beschaffen sein, damit es der Biene gleich aus allen Blumen, auch den giftigen, süßen Honig sauge, damit der gute wie der böse Tag ihm Gewinn bringe, Segen eintrage? Auf diese Frage antwortet dir vielleicht dieser oder jener: sei klug, berechnend, schlau, nimm's nicht zu genau mit deinen Mitteln und Thaten, dann kannst du hier dem Glück etwas nachhelfen, dort aus einem dummen Streich noch Profit ziehen. Versuche das nur, aber zum voraus sage ich dir, auch in den seltenen Fällen, wo du dir hiebei die Finger nicht verbrennst, gewinnst du doch mit dem äußern Glück nicht zugleich auch das innere, den Frieden deines Herzens, im Gegentheil, du erkaufst dein äußeres Glück mit deinem innern, du wirst elend innerlich, oft auf immer.

Nein, da weiß ich dir einen bessern Rath. Ich sprach dir bisher immer nur vom Schicksal, von deiner Zukunft. Wenn ich die Schrift aufschlage, so finde ich diese Ausdrücke selten oder nie. Weiß die Schrift nichts von dem, worüber wir heute reden? Im Gegentheil, das ganze Alte Testament zumal ist voll davon. Wie sagt es denn aber statt Schicksal, Zukunft? Einfach Gott. Und mit vollem Recht, denn in jedem Schicksal kommt Gott selbst dir entgegen, und grad so wie du dich gegen dein Schicksal stellst und verhältst, stellst und verhältst du dich auch zu Gott. Bist du zufrieden mit deinem Schicksal, dann bist du gewiß auch zufrieden mit Gott; liegt dein Schicksal dir nicht recht, so kann auch Gott es dir nie treffen; hast du am Weltlauf stets herumzutadeln, dann erscheint auch Gottes Weltordnung, ja er selbst dir ungerecht.

Drum, wenn du mich nochmals frägst, wie dein Gemüth beschaffen sein müsse, um aus Allem Segen zu saugen, so antworte ich dir jetzt: fromm muß es sein; das will hier sagen: es muß sich geradewegs vor Gott hinstellen und sein

Schicksal weder aus des Weltlaufs, noch aus der Menschen, sondern geradewegs aus Gottes Hand nehmen; und weiter muß es nichts Menschliches, sondern hoch und groß von Gott denken und den Glauben in sich tragen, daß alle Gabe Gottes gut und vollkommen und, recht benutzt und verwendet, ein Segen sei. Alsdann wird auch alles dir zum Segen werden, aus allem heraus Gottes Liebe dich umfangen.

Und noch mehr, noch einen Schritt tiefer hinein: je nachdem du so oder anders über dein Schicksal und deshalb über Gott denkst, je nachdem du Gottes Gnade rühmst oder aber Gott ohnmächtig, kurzsichtig, ungerecht schiltst, fühlst du dich entweder emporgezogen oder darniedergedrückt. Dein Glaube an Gott hebt dich selbst empor, macht dich stark und zufrieden; noch während du ein Unglück als harten Schlag empfindest, glaubst du bereits, es müsse dennoch ein Segen ihm innewohnen; diese kühne Zuversicht trägt dich hindurch. Willst du dagegen Gott meistern oder grollst du mit ihm, dann bist du schwach, du siehst deiner Trübsal kein Ende. Und wie im Unglück, so auch im Glück. Dieses genommen aus Gottes Hand, empfangen mit herzlicher Dankbarkeit mehrt dein Vertrauen zu Gott und damit deine Kraft. Dasselbe Glück, zu Theil geworden einem gottentfremdeten Herzen, ist im besten Falle ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein, nutzlos verdampfend, und im schlimmern erscheint es dem Menschen als sein eigenes Verdienst, nährt nur seinen Hochmuth und bringt ihn zu Fall.

Mein Zuhörer! Jetzt erst verstehst du unsern heutigen Text: gegen die Heiligen zeigst du dich heilig, und gegen den frommen Mann zeigst du dich fromm; gegen den Reinen zeigst du dich rein und gegen den Verkehrten zeigst du dich verkehrt. In unsern Worten heißt das nun: wie du innerlich bist, so dünkt dich dein Schicksal, wie dein Schicksal dich dünkt, so denkst du von Gott; deine Gedanken über ihn aber, die wirken wieder auf dein Inneres zurück, die guten tragen dich

empor, thun immer neue goldene Thore vor dir auf, die bittern machen dich noch trotziger, verstockter, immer rathloser und elender.

Mein lieber Zuhörer! Mit Wahrsagen habe ich angefangen, mit einem Rathe laß mich schließen. Wenn du in diesem Jahre andere Menschen über Gott Schlechtes aussagen hörst, dann laß dir dadurch nicht bange, dich nicht irre machen, sondern prüfe, ob diese Menschen daneben glücklich und zufrieden seien, und wenn nicht, ob Gott dran schuld sei oder sie selber. Und wenn du gefunden hast, sie selbst seien nicht gut und schlagen gegen Gott nur darum aus, weil sie nicht in sich selbst schlagen wollen, dann wende diese Erfahrung auf dich selber an, suche alles Unglücks und alles Unfriedens letzte Ursache in dir selbst, traue dir das Schlechte, Gott alles Gute, dann fährst du gut, wirst nie zu Schanden.

Die Grundsätze der Armenpflege

1870

Hebr. 13, 16. Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott.

Meine Lieben! Ich spreche heute zu euch über einen Gegenstand, der mir längst schon gelastet hat, nun aber durch die soeben vergangenen Festtage der Weihnacht und des Jahreswechsels noch ganz besonders nahe gelegt worden ist. Dieser Gegenstand ist eure Wohlthätigkeit. Ich beginne damit, freudig und gern anzuerkennen, daß Mildthätigkeit bei dem größern Theil der Einwohner hiesiger Ortschaft wirklich daheim ist und nicht erlahmt, auch wenn, wie in diesen letzten Tagen der Fall war, ein Bettler am andern unsere Hausglocke zieht, daß, wenn ihr für bestimmte naheliegende Zwecke um Beisteuern angesucht werdet, ihr Summen zusammenbringt, die viel größere Gemeinden beschämen können, und daß ihr mehr gebet, wenn niemand vernimmt wie viel ihr gebet, als wenn ihr eure Namen und Beiträge in eine Liste einzeichnen müßtet — ein Fall, der mir sonst selten vorgekommen ist. Hierüber freue ich mich von Herzen für euch. Doch kein Wort mehr davon, lassen wir auch hier die linke Hand nicht wissen, was die rechte thut.

Mein Tadel eurer Wohlthätigkeit beginnt erst da, wo ihr eure gute Gesinnung in Werke übersetzet, in's Leben führt. Da beklage ich denn, daß ihr so vielfach nicht an die rechten Orte hin gebet, damit keinen Segen schafft, ja oft das ge-

rade Gegentheil von Segen, Böses statt Gutes, wie ihr doch eigentlich möchtet. Und wenn ich mich frage, warum dies? so lautet die Antwort: deshalb, weil ihr immer die Noth an euch herantreten laßt und ihr dann nur schnell, oft blindlings eine offene Hand entgegenstrecket, nicht aber schon zuvor im Geiste mit dieser Noth euch beschäftigt und vertraut macht, nicht bis zu ihren Wurzeln hinabsteigt, nicht euch fraget, wie sie am besten und gründlichsten könne gehoben werden. Nur eine Minderzahl von euch hat eine Ahnung oder weiß aus Erfahrung, welch ein weitausschauendes, schwieriges, auch die Geisteskräfte in Anspruch nehmendes Werk es sei, was wir Armenwesen oder Armenpflege nennen. Drum, meine Lieben, wollen wir uns heute über die wahren Grundsätze der Armenpflege verständigen und sodann nächsten Sonntag für die Ausübung dieser Grundsätze uns das rechte Arbeitsfeld aufsuchen und abmessen. Heute also

über die Grundsätze einer guten Armenpflege, ihren Zweck, ihre Mittel, ihren Lohn.

I.

Meine Lieben! Bei all' seinem Thun hat der Mensch stets bewußter oder unbewußter einen Zweck im Auge. Welchen Zweck verfolgt ihr mit eurer Wohlthätigkeit? Nun, sagt ihr, wir möchten eben Gutes thun. Wem Gutes? Das ist einfach, doch gewiß dem, welcher um unsere Hülfe uns anspricht. Ist das wirklich so einfach, so gewiß? Prüft euch, habt ihr bei dem Ausüben eurer Mildthätigkeit nicht gar oft eure eigene Person noch mehr als die des Hülfsbedürftigen im Auge? Ihr wollt euch den lästigen Bettler einmal vom Halse schaffen. Oder sein „vergelt's Gott“ ist für euch mehr als eine bloße Redensart; gute Werke werden belohnt schon auf Erden und ganz sicher im Himmel. In meinem Haus hat man den Armen immer gegeben und so soll es bleiben.

Was würden die Leute sagen, wie sehr die Armen mich verfluchen, wenn sie an meiner Thür nichts mehr erhielten!

Meine Zuhörer! Waren diese und ähnliche nicht sehr oft die Hintergedanken eurer Mildthätigkeit? Allerdings, bekennt ihr, deren sind uns aufgestiegen, und zuweilen, nachdem wir ohne an uns selbst zu denken mit reiner Gesinnung Gutes gethan, kam nachher die Eitelkeit und machte ein Wesen draus. Das ist wahr, aber es ist nicht recht. Sich selbst soll man bei Seite setzen, einen Augenblick ganz vergessen und nur die Hülfsbedürftigen in's Auge fassen. Gut, sage ich, darüber wären wir einig, doch deswegen sind wir noch nicht fertig mit einander. Was willst du denn aber dem Hülfsbedürftigen thun? Ihm helfen. Wodurch? Nun, durch eine Gabe, sei's in Geld, Lebensmitteln oder Kleidern. Ist ihm aber hiemit geholfen? Ja doch, damit habe ich ihm das Leben gefristet, ihm vielleicht sogar schon hie und da einen fröhlichen Tag bereitet. Und damit geholfen? frage ich ein zweites Mal. Gewiß, wenigstens für eine Stunde, daneben kenne ich ihn ja nicht und er geht mich nichts an. So will ich dir sagen, was du gethan hast: du hast bewirkt, daß jener Arme heute noch weniger Kraft und Muth hat, aus seiner Armuth herauszukommen als gestern, heute noch elender sich fühlt als gestern, du hast ihm einen Strohhalm dargeworfen und er hat sich daran gehalten, bis er merkte, daß es eben nur ein Strohhalm sei und ihn nicht zu tragen vermöge. Das werde nun aber einmal so sein und bleiben müssen, meinst du, mein Zuhörer, sage doch schon die Schrift, Arme würden wir allzeit unter uns haben. Ja, dafür ist allerdings gesorgt, so lange es alte Krüppel und junge Waisen gibt.

Doch du thust mehr, mein Zuhörer! Mit deiner unverständigen Armenpflege hältst du Leute in der Armuth drunten, von denen nirgends geschrieben steht, daß sie arm sein und bleiben müssen, du lähmst ihre Thatkraft, mästest bloß ihren Körper und lässest darob ihren innern Menschen

verwesen; unthätig schauest du zu, wie alljährlich viel tausend Arbeitsstunden im Müßiggang draufgehen, wie ganze Menschenleben nutzlos verfließen, wie dieselbe Armuth von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbt und Kinder aufwachsen ohne Ehrgefühl, in Unwissenheit, Rohheit und Schande. Glaube mir, mein Zuhörer, so lange du dem Armen nur körperlich, augenblicklich, von der Hand in den Mund zu helfen suchst, fügst du dem Armen nur Böses zu, kein Gutes, du erhältst ihn drunten in seinem Elend. Der Hunger ist nicht seine größte Noth. Nicht einmal des Arbeitsunfähigen, sondern die größte Noth der Waise ist ihr Mangel an Erziehung, des Kranken der Mangel an Pflege, des alten Krüppels der Mangel an einer sichern und friedlichen Zuflucht. Geschweige denn des Arbeitsfähigen. Dessen größte Noth ist, daß er keine Arbeit finden kann oder finden will, daß er ein von den Menschen verloren gegebenes Geschöpf ist und daß er, auch wenn er wieder ein rechter Mensch werden möchte, nur selten Leute findet, die ihm Glauben schenken, ihm ihre Fürsprache und ihren bleibenden Beistand leihen und ihn decken mit ihrem Leib.

Deshalb, mein Zuhörer, ist dir daran gelegen, diesen Armen gründlich zu helfen, so schaffe ihnen ein menschenwürdig Dasein, darin sie nicht nur leiblich zu bestehen, sondern wieder zufrieden und glücklich zu werden vermögen. Jetzt unterliegen ihre Seelen unter der Armuth, dahin trachte, daß ihre Seelen gelöst werden aus diesen Fesseln und ein neu Leben zu beginnen im Stande seien. So sei also dies der Zweck deiner Armenpflege: nicht du, sondern der Hülfsbedürftige, weniger seine Person als seine Noth, weniger seine äußere Noth als vielmehr seine innere.

II.

Und nun von deinen Mitteln, diesen deinen Zweck zu erreichen. Da hast du vor allem dein bisheriges, Geld und Geldeswerth. Es ist dein geringstes und gefährlichstes Mittel.

Hast du dessen bisher schon viel an Arme gegeben, dann begreifst du sogleich, was ich hiemit sagen will, denn alsdann quält dich auch das Bewußtsein, daß du schon so viel unnütz weggeworfen, und wenn es bloß das wäre! sondern daß du in bester Meinung eigentlich Schaden damit gestiftet hast. Dann frägst du: aber wie verwende ich meine Gaben, damit ich sicher sei, daß ich nichts Böses damit anrichte? Mein Zuhörer! Ist es denn immer nöthig, daß du deine Gaben auch selbst verwendest? Fingest du deine Armenpflege nicht am besten damit an, deine Gaben zur Verwendung ganz oder theilweise in fremde Hände zu legen? O nicht in die meinigen — besorge nichts. Nein, ich denke an die großen Stiftungen zur Armenpflege, zur Erziehung, ja nach und nach zur Linderung und Hebung aller möglichen Nöthen. Doch du kennst keine derartigen Stiftungen! So gib dir die Mühe und lerne deren kennen, aus Berichten, aus eigenem Augenschein — so weitet sich dein Blick und dein Herz. Aber du wissest dann doch nie sicher, wohin dein Geld komme. Ja, du mißtrauischer Berner, das weißt du allerdings sicherer, wenn du es dem ersten besten Vaganten anhängst; dann kannst du dir an den Fingern abzählen, daß es in der nächsten Winkelwirthschaft vertrunken wird. Du gäbest aber doch dein Geld lieber in die Nähe als in die Ferne! Grad als ob der Seeländer in diesen letzten zwanzig Jahren nicht hätte inne werden sollen, daß er von seinem Armengeld einen guten Theil eben in die Ferne geben muß, wenn er in der Nähe Ruhe haben will.

Indessen dein Wille geschehe, mein Zuhörer, du willst deine Gaben selbst verwenden und fragst mich an, wie, damit sie wirklich Gutes stiften. Das will ich dir sagen: verwende sie nie anders, als daß du dabei einen bestimmten Zweck im Auge hast und diesem dein Geld dienstbar machst. Ehe du deine Gabe darreichst, mußt du bereits wissen, was sie vollbringen, welchen Schaden sie heilen, welchen bleibenden Nutzen sie stiften soll. Das weißt du aber nie, so lange du nur

durch die halb geöffnete Thür ein Almosen hinauslangst oder mit halbem Ohr den Klagen und gar oft auch den Lügen eines Hülfsbedürftigen zuhörst. Du mußt, wo du helfen willst, vorerst alle Verhältnisse genau kennen gelernt haben, selbst auf dem Platz gewesen sein, dich persönlich bemüht und mit den Augen der Liebe wohl geprüft haben, welche Art von Hülfe hier am besten angewendet sei. Mit einem Wort, gib zu deinem Geld dich selbst; Menschen, hingebende Menschen sind in der Armenpflege unendlich mehr werth als auch die größten Summen. Bald wirst du selbst erfahren, daß gegen gar manche Noth und Armuth kein Geld hilft, im Gegentheil, sondern einzig das, was du von Wissen und Erfahrung in deinem Geiste, von Liebe in deinem Herzen trägst.

Doch, meine Zuhörer, gerade je treuer du den Armen dich hingibst, desto öfter wirst du deine Liebe erkalten, vertrocknen, sich verbittern fühlen; so viele Verblendung, Thorheit, scheinbare Unverbesserlichkeit, so viel Laster, gegenseitige Verläumdung, gegenseitiges sich Herunterziehen wirst du da antreffen. Da brauchst du noch mehr als Liebe, die hat schon mancher Menschenfreund auch gehabt und ist darüber zum Menschenfeind geworden. Da braucht es einen starken Glauben, einen starken Glauben vor allem an die Menschen, daß sie trotz allen bittern Erfahrungen, allen scheinbaren Unmöglichkeiten dennoch nicht unverbesserlich, nie verloren zu geben seien, daß, wo neunundneunzig dir fehlen, du den hundertsten zurecht bringest. Und diesen starken Glauben an die Menschen gewinnst du, wenn du Glauben hast an Gott, wenn du die tausend Wege kennst, die er aus dem tiefsten Verderben heraus zu sich hinauf angelegt hat, wenn du sie selbst erfahren hast, seine Liebe und Geduld, und wenn du, was dir Sorge macht, dir unmöglich ist, das alles in seine starke Hand zutrauensvoll legen kannst.

III.

Mein Zuhörer! Und nun dein Lohn bei dieser Art von Armenpflege. Du erwartest keinen aparten, sagst du. Du hast recht, indessen würde es dich doch freuen, wenn du größere Erfolge, vielleicht zu Zeiten sogar eine merkwürdige und plötzliche Bekehrung zum Guten zu Stande bringen und nachher davon erzählen könntest. Auf eines wenigstens glaubst du mit Recht zählen zu dürfen, auf die Dankbarkeit deiner Pflegbefohlenen. Verzichte auch auf diese Hoffnung. Größere Erfolge sind selten von Bestand. Das Rühmen davon thut nie gut, dir nicht und deinem Werke nicht. Und auch jene Dankbarkeit, was ist sie anders als leibliche oder geistige Abhängigkeit deiner Schützlinge von deiner Person. Arbeite ja nicht auf solche hin, sondern bringe auch dieses letzte Opfer und ziehe sie zu äußerer und innerer Selbständigkeit heran. Laß dir genügen, wenn sie Gott dankbar sind. Sieh, deinen einzigen Lohn suche in deiner Arbeit selbst, darüber freue dich, daß du, auch du, eingereiht bist in die Schaar derer, die alle Noth dieser Erde zu stillen, zu besiegen trachten mit dem Heil Gottes und welche die Gewißheit haben, ihr Werk sei Gottes Werk und müsse gelingen.

Meine lieben Zuhörer! Es wird uns erzählt, wenn sie in alter Zeit die großen Kirchenglocken gegossen haben, dann sei wohl hie und da ein altes Mütterchen gekommen und habe einen silbernen Löffel oder einen Schmuck von edlem Metall in die schmelzende Glockenspeise hineingeworfen und dann, so oft nun die Glocke geläutet habe, an ihre Gabe gedacht und ihrer Hingabe an das Allgemeine sich gefreut. Grad so verhält es sich auch mit der Armenpflege. So lange jeder sie treibt auf eigene Faust, nach eigenem Kopf, nach eigener Vernunft oder Unvernunft, wird die Noth immer größer. Gedeihen kann

sie erst, wenn sie das Werk Aller ist, wenn der Einzelne das Seine anspruchslos leistet und den gemeinsamen Grundsätzen sich unterordnet. Dann gibt die Glocke einen hellen Ton. Dessen freust du dich dann und denkst nicht mehr, wie viel oder wie wenig du selbst dazu beigetragen.

Das Arbeitsfeld der Armenpflege

1870

Matth. 9, 37. 38. Da sprach Jesus zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter aussende in seine Ernte.

Meine Lieben! Ich habe euch letzten Sonntag die Grundsätze richtiger Armenpflege darzulegen versucht. Ich sagte: jede That der Wohlthätigkeit sei zugleich eine That der Selbstvergessenheit, sie habe einzig den Hülfsbedürftigen im Auge und zwar nicht sowohl seine leibliche Fütterung als vielmehr seine sittliche Hebung. Zur Armenpflege brauche es noch anderes und besseres als bloß Geld und wieder Geld, es brauche Herzen, Personen, deren Hingabe und Aufopferung, und diese Personen selbst wieder, um auszuharren im schweren Amt der Armenpflege allen bittern Erfahrungen und Enttäuschungen zum Trotz, brauchen einen starken Glauben an die Menschen und an Gott, an die Menschen, weil an Gott. Endlich, nie trachte einer nach einem besondern Lohn für seine armenpflegerischen Bemühungen, nicht nach himmlischem, nicht nach großen Erfolgen, nicht nach Dankbarkeit und Abhängigkeit seiner Schützlinge, sonst verdirbt er sein Werk und findet doch nicht, was er sucht; sein Glück findet er nur in seiner Arbeit selbst, im stillen Segenstiften, im Bewußtsein, er stehe in Gottes Weinberg und schaffe an einem ewigen Werk, nicht umsonst.

Gehen wir nun heute über zum

Arbeitsfeld der Armenpflege.

I.

Meine Zuhörer! Das erste Wort jeder richtigen Armenpflege bleibt immer: gebt nichts an euren Thüren, gebt keinem Bettler, schafft den Bettel ab. Hier in Twann zumal kann diese Aufforderung nicht oft und dringlich genug wiederholt werden; denn wenn man ausrechnen könnte, wie viel die Bettler in einem Jahre von hier forttragen, und vergleichen mit dem, was die Einzelnen sonst für Armenpflege, wohlthätige Zwecke verausgaben, so würde man finden, daß mindestens zwei Drittel der Summe in Almosen draufgehen, umsonst, ja zu eigentlichem Schaden sowohl für die Bettler, wie für euch selbst. Für die Bettler: ihr wißt ganz genau, daß unter diesen viele Träge und Arbeitsscheue sind, und weshalb so arbeitsscheu? Darum, weil ihr Betteln ihnen in einem Tag mehr einträgt, als sie mit Arbeiten sich verdienen würden. Ihr klagt in einem Augenblick, daß heutzutage und hier am See die Arbeitslöhne so hoch gestiegen seien, und im nächsten helft ihr dem ersten besten Taugenichts mehr geben, als eurem fleißigsten Arbeiter; ihr bewirket, daß er, der gleiche traurige Mensch, in drei bis vier Wochen, nachdem er seine Bettelrundfahrt vollendet hat, euch wieder vor der Thür steht, und gebt ihm wieder, meist ohne Klage.

Noch mehr: Kinder betteln euch an, Kinder da oben vom Tessenberg, derweilen besuchen diese Kinder keine Schule, die Eltern pressen ihnen als ihren Sklaven oft unter Prügeln das Erbettelte ab und liegen auf der faulen Haut. Aus diesen armen Kindern wird ewig nichts Tüchtiges, ihr Leben lang sind sie ihren Mitmenschen und sich selbst zur Last, und daran seit ihr Twanner schuld, ja, ihr Twanner. Habt ihr wirklich Mitleid mit ihnen, so merket euch ihre Namen und ihren Wohnort und sendet einen von euch hinauf, damit er auf Ort und Stelle die Lage jener Familien untersuche und wenn

nöthig helfe, dann aber mit Umsicht, gründlich, unter bleibender Ueberwachung. Doch auch zu eurem eigenen Schaden hegt und pflegt ihr den Bettel: ihr betrügt euch selbst, ihr redet euch ein, ihr übet Wohlthätigkeit, erfüllet eure Pflicht, denkt der Sache nicht weiter nach und unterlasset das Gute, das ihr statt des Schadens, den ihr anrichtet, stiften könntet.

Doch, meine lieben Gegner, ich weiß gar wohl, wenn ich euch sage: macht dem Bettel ein Ende! so haltet ihr mir sogleich vier Einwände entgegen. Es gibt noch immer viele in unserem Land, die halten das Almosengeben für die richtigste Art, Wohlthätigkeit zu üben, ja für eigentliche Christenpflicht, und sprechen deshalb auch von einem christlichen, einem heiligen Almosen. Allerdings hat Christus zum Geben, zum Wohlthun aufgefordert. Schärfer als je einer ist er der noch heute weit verbreiteten Lehre entgegengetreten, der Mensch sei dazu auf Erden, um für sich allein und unbekümmert um alle andern eine himmlische Seligkeit zu gewinnen oder gar zu verdienen. Gutes stiften, Andern ein Segen sein — war vielmehr sozusagen immer sein zweites Wort. Bestand aber dieses Gute etwa im Almosen? Gewiß nicht; erinnert euch vielmehr, welche unsterblichen Worte er gegen das prunkende, hochmüthige und faule Almosengeben aller Zeiten ausgesprochen hat! Und zeigte er nicht am Beispiel von der Wittwe Scherflein, daß jede Gabe grad so viel werth sei, als sie Selbstüberwindung und Aufopferung gekostet habe; und als Maria ihn salbte, war es da nicht die Liebe, die er hervorhob als das eigentliche Geschenk? Und was waren seine eigenen Gutthaten? Etwa Almosen? Nein, viel mächtiger und allseitiger ging er der Armuth zu Leibe. Er hat den Verworfensten an sich gezogen und eine bessere Zukunft ihm aufgethan, und in den Seelen der Verlornen entzündete er das Feuer des Muthes und der Liebe; er hat die Menschen einander näher gebracht, sie als Brüder einander lieben lehren und auf einander angewiesen. Nachdem er segnend dahin geschritten war über die

Erde, konnten dann die Jünger zum lahmen Bettler sprechen: Silber und Gold haben wir nicht, was wir aber haben, das geben wir dir; im Namen Jesu von Nazareth stehe auf und wandle.

Aber allerdings, von Almosen ist viel die Rede gewesen in der christlichen Kirche. Da habt ihr recht, liebe Zuhörer! Doch wißt ihr wann? Immer nur zu den Zeiten, wo die Arbeit für eine Schande, Müßiggang für eine Auszeichnung, Almosen als eine Sprosse der Himmelsleiter galt, damals als Ritter und Mönch die Welt regierten; ja damals bis weit hinunter in die neue Zeit ward an vielen Orten das Arbeiten verachtet, der Bettler geehrt. Auch diesem Unwesen hat der nüchterne protestantische Glauben an die Wurzel gegriffen. Für den ächten Protestanten gibt es gar nichts Unerträglicheres als äußere oder innere Unselbständigkeit, Abhängigkeit des Menschen; er ist für die Arbeit und gegen das Almosen; denn beides sind Todfeinde, wo eins Meister wird, muß das andere sterben; und er ist deshalb für die Arbeit und gegen das Almosen, weil dieses den Menschen niederdrückt, entwürdigt, jene dagegen den Menschen hebt, ihn erst zum rechten Menschen macht.

Drum, meine Lieben, nennt euer Almosengeben mir ja nicht christlich, es ist gegen den Geist Christi; nennt es meinetwegen gut katholisch und bleibt euch bewußt, daß auch es eins der alten Vorurtheile, einer der stets gedankenlos mitgemachten Bräuche ist, die längst von unserer protestantischen Gesinnung überwunden sein sollten und uns doch immer noch anhängen.

Allein ihr habt noch andere Einwände in Bereitschaft. Da sagt jeder: das ist alles ganz recht, allein ich kann doch nicht damit anfangen und den Bettlern nichts mehr geben, da würden die Leute mich als geizig verschreien, und das bin ich nicht und will es nicht sein. Aber, wenn du es nicht bist, genügt dir dein reines Gewissen denn nicht? Und wenn du nicht allein den Anfang machen kannst, was hindert dich, mit

Andern, einer Reihe von andern Familien zusammenzustehn zur gemeinsamen That? Doch, sagst du, auch Twann für sich allein vermag nichts; so lange Bettlerschaaren diesen Weg von Biel bis Neuenstadt ziehen, werden wir eben geben müssen. Umgekehrt, mein Zuhörer, nicht darfst du mit Geben fortfahren, bis der Strom vorbeigeflossen ist, sonst hört er gar nie auf; Bettler wird es eben geben, so lange es Geber gibt, keine Woche länger, du mußt dem Ding ein Ende, mußt Twann bei den Bettlern einen bösen Namen machen; wissen sie einmal, daß ihnen hier ein für allemal das Handwerk gelegt ist, dann saugen sie oben oder unten am See den Leuten das Blut aus, hier aber ziehen sie schweigend vorüber. Aber und dann die wirklich Arbeitslosen, die Handwerksburschen z. B., sollen denn auch diese nichts mehr bekommen? An deiner Thüre nicht, aber mit der leichtesten Mühe von der Welt könnt ihr eine Einrichtung treffen, die euch die Gewißheit gibt, daß keiner diese Ortschaft hungrig verläßt, keinem, wenn er Abends hier anlangt, ein Nachtlager fehlt. Ist das nicht genug? Glaubst du, es sei ein Glück für den spätern Handwerker und Familienvater, zuvor eine Zeit lang zum eigentlichen Bettler gerathen zu sein? Meinst du, das Fechten sei ein ewiger Gotteswillen, noch zeitgemäß, nicht immer mehr zu beschränken, nicht um unsertwillen, sondern vor allem aus um der jungen Bursche selber willen.

II.

Meine Zuhörer! Jetzt erst, nachdem wir selbst uns die Hinterthür des Almosens zugeschlossen haben, fragen wir uns ernsthaft: was können wir Gutes thun und wie vollbringen wir es? Hierauf lautet die Antwort: es gibt nur zwei Arten von Armenpflege, die wirklich Gutes stiften. Die erste ist die sogenannte örtliche und besteht darin, daß ihr, und zwar ihr alle um diejenigen Armen euch kümmert, die unter euch

leben; thut das jede Gemeinde für sich, dann ist für alle gesorgt. Nun weiß ich, daß auf diesem Felde nicht Unrühmliches von euch geleistet wird, manches vielleicht noch zu sehr in Almosenweise, mit zu geringer Umsicht, zu wenig nach festen Grundsätzen und mit bestimmten Zielen, doch immerhin geleistet. Doch wäre es gut, wenn noch diese oder jene Waise, oder schlimmer als Waise, hier in der Ortschaft selbst zur Erziehung bei einer rechten Familie untergebracht werden könnte; wäre es gut, wenn eine strengere öffentliche Meinung schlechte Hausväter etwas fester im Zügel hielte, ihren Familien gegen sie zur Seite stünde, und wenn Nachbarn nicht bloß mit Kain sprächen: soll ich meines Bruders Hüter sein? Und am allerbesten wäre es, wenn hier in Twann die Aermern nicht so viele, von Wohlhabenden ihnen noch näher gelegte Gelegenheit fänden, arm zu bleiben, ja ihre Familien fort und fort in noch größere Armuth zu stürzen. Wann endlich werden wir dahin gelangen, daß alle Twanner, wenn der wohlverdiente Arbeitslohn auf ihrer Hand liegt, damit nicht alte, für ihre persönlichen Bedürfnisse gemachte Löcher stopfen müssen, sondern denselben ihren sehnsüchtig blickenden Frauen übergeben können, damit sie dem Hause Unentbehrliches anschaffen. Wer mithilft, es dahin zu bringen, der ist ein rechter Armenpfleger.

Doch das ist noch nicht genug. Es geschieht nicht selten, daß ihr Kinder in eine Erziehungsanstalt unterbringen möchtet — eine gute Hauserziehung wäre allerdings vorzuziehen, allein wenn es an solchen Häusern fehlt, wie unendlich viel besser eine Anstalt, als eine Familie, die ein Verdingkind einzig um des baaren und sichern Kostgeldes willen bei sich aufnimmt! Oder ihr habt Unheilbare, habt Irrsinnige und wollt euch dieselben nicht etwa bloß vom Halse schaffen, sondern seid und zwar mit Recht überzeugt, daß solche Arme nur in Anstalten verständig und gut verpflegt werden können. Da frage ich denn, wenn ihr solche Leute habt, wird

es euch leicht oder schwer, ihnen eine gute Unterkunft zu verschaffen? Schwer, unsäglich schwer, antwortet ihr mir wie aus einem Mund. Aber wir leben ja hier im Seeland, in einem Amtsbezirk, der mit vier oder fünf andern zwar vielleicht nicht zu den reichsten zählt, wohl aber den am allgemeinsten verbreiteten Wohlstand aufweist und am wenigsten Arme zählt, ihr wißt hier gar nicht, was Armennoth ist. Da habt ihr denn gewiß, sei's das Amt Nidau allein, sei's das ganze Seeland zusammen, eure Kräfte vereinigt, um solche tieferliegende allgemeine Bedürfnisse zu befriedigen, besitzt doch jeder Landestheil eine oder mehrere Erziehungsanstalten für arme Kinder und arbeitet der Oberaargau an einem Haus für Unheilbare. Da ist doch das Seeland gewiß nicht zurückgeblieben? Eben ist es und zwar ganz weit hinten zurück, zerklüftet wie es leider ist in seine unzähligen ganz kleinen und engen Gemeinwesen, in denen auch der Geist klein und eng wird. In dieser Beziehung ist noch so viel wie gar nichts geschehen. Und doch, wenn ihr nur wolltet, könntet ihr das alles haben, leichter als jede andere Landschaft. Es liegt an euch, Seeländer. Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige.

Ich bin noch nicht fertig. Ein neues weites Feld thut sich vor meinen Blicken auf, die ganze Westschweiz! So oft ich sie durchwanderte, wen traf ich da auf Schritt und Tritt? Berner und immer wieder Berner, Berner, von ihrem Heimatkanton gar oft in tiefster leiblicher und geistiger Vernachläßigung in die Welt hinaus entlassen. Und wie oft hat es mir die Schamröthe in's Gesicht getrieben, wenn es von Basel, von Lausanne her hieß: wir, wir sorgen für eure Berner. So ist es nun einmal. Tausende von unserm Stamm sind darauf angewiesen, auswärts Arbeit und Brot zu suchen — wolltet ihr lieber, sie gingen noch immer als Söldner nach Paris, Neapel, Batavia und kehrten dann siech an Leib und Seele zu uns zurück, statt daß sie jetzt mit zäher Arbeitskraft

im Schweiß des Angesichts sich eine neue Heimat und eine ehrenvolle Zukunft erringen? Gewiß nicht. Deshalb verlaßt sie nicht, thut mehr für sie als bisher, sie sind von eurem Blut.

Mein Zuhörer! Noch eins. Wenn du Almosen gibst, hast du etwas davon für deine Seele, dein Gemüth? Nein, kalt, lieblos wirfst du sie hin und kümmerst dich herzwenig um den, dem du deine Gabe darreichst. Aber treibe einmal Armenpflege in der rechten Weise, geh deinen Armen nach und täglich machst du neue Erfahrungen, lernst Lagen kennen, von denen du bisher keine Ahnung gehabt, lernst in rechter Weise helfen, wirst zufriedener mit deinem eigenen Schicksal. Hilf eine Anstalt gründen, oder wenn du eine Frau bist, so hilf sie mit dem nöthigen Linnen und mit Vorräthen versorgen, und ich sage dir, diese Anstalt wächst dir an's Herz wie dein eigen Kind, eine neue Welt thut sich dir auf, reicher, voll neuer Bestrebungen wird dein eintöniges Dasein. Nimm mit Herz und That Antheil am Schicksal deiner Brüder draußen, wie weitet sich da dein Blick, wie viel lebhafter fühlst du dich als Glied deines Volkes und beginnst seine Bestimmung zu ahnen, wie bescheiden und anspruchslos wirfst du dein Scherflein mit hinein in das große Werk der Sorge für diese Brüder, und wie fließt doch der Segen dieses ganzen Werkes auf dich zurück. Das alles unter einer Bedingung: daß du ein Arbeiter seiest.

Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter aussende in seine Ernte. Wir verlangen von unsern Armen, daß sie nicht betteln, sondern arbeiten. Da müssen wir ihnen mit dem guten Beispiel vorangehen, dürfen nicht ausruhen auf dem Faulbett der Almosen, sondern sollen mit Hand und Geist arbeiten an einer neuen bessern Armenpflege. Arbeit, das sei auch hier, auch für uns Geber unser erstes und letztes Wort.

Offenbarung, Bibel und Bibellesen

1870

Joh. 16, 12. 13a. Noch vieles habe ich euch zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, so wird er euch in alle Wahrheit leiten.

Meine Lieben! Seit letztem Bettag habe ich meinen Betrachtungen fast ausschließlich Gegenstände zu Grunde gelegt, welche unserem äußern Leben entnommen waren: das Haus, den Ehestand, die Bestimmung des männlichen und weiblichen Geschlechts, Erziehung und Schule, Herr und Knecht, den Friedhof, den Jahreswechsel, die Armenpflege; nur die Weihnachtszeit machte eine Ausnahme. Daß ich solche praktische, unmittelbar in euer alltägliches Leben eingreifende Fragen behandelte, war euch sehr recht. Nur so zugefahren, sprachet ihr zu mir. Und das wäre mir auch ein Leichtes: das äußere Menschenleben und Weltgetriebe ist so reich an immer neuen Aussichten, daß ich mit Leichtigkeit noch eine geraume Weile in der begonnenen Weise fortfahren könnte, ohne euch zu ermüden. Dennoch rufe ich heute Halt und gehe zu etwas ganz Anderem über, das zwar eine viel geringere Anziehungskraft über euch ausüben wird, euch aber nicht weniger nöthig ist. Ich werde in nächster Zeit mit euch die Hauptpunkte unserer christlichen Religion durchgehen und zwar so, daß ich mich dabei viel weniger an euer Gefühl, als vielmehr an eure Erkenntniß, euer Nachdenken wende.

Heute spreche ich zu euch

von der Offenbarung, von der Bibel und dem Bibellesen.

Mein lieber Zuhörer! Was denkst du dir unter Offenbarung? Du antwortest: in alten Zeiten ist Gott einzelnen Menschen erschienen und hat ihnen seinen Willen kund gethan. Aber diesen Willen Gottes haben die Menschen nie erfüllt. Drum sandte Gott uns am Ende seinen Sohn, Jesus Christus, und gab ihn dahin in den Tod; dadurch hat Christus uns erlöst, indem er bewirkte, daß Gott uns jetzt nicht um unserer Sünden willen verdammt, sondern uns vergibt und aus lauter Gnaden die ewige Seligkeit schenkt.

Mein Zuhörer! Woher weißt du das alles? Nun, aus der Bibel, da steht das alles und noch viel mehr. — Sag' mir aufrichtig, liesest du in der Bibel, oft, alle Tage, ja auch nur alle Wochen einmal? Nur eine Minderzahl unter euch darf das mit gutem Gewissen behaupten. Doch tröstet ihr euch damit, daß ihr ja den Hauptinhalt der Schrift noch von der Schule und Unterweisung her im Gedächtniß habet und daneben gar nicht selten ein Kapitel draus vornehmet. Gut, so frage ich euch weiter: verstehet ihr auch, was ihr leset? Nicht immer. — Verstehet ihr die Schrift besser, als damals, da ihr noch die Unterweisung besuchtet? Kaum. — Und wenn es euch recht schwer um's Herz ist oder ihr krank im Bette lieget, nach was für einem Buch greift ihr da zuerst, aus welchem lasset ihr euch am liebsten vorlesen? Aus der Bibel? Nein, aus irgend einem Erbauungsbuch, das spricht euch mehr an, geht euch tiefer zu Herzen und macht euch die Sache leichter. — Allein, weshalb lest ihr doch immer noch in der Schrift, jetzt einen Abschnitt, ein ander Mal ein paar Verse? Das muß man ja thun, das gehört zu einem Christen, so gut wie Gebet, Besuch des Gottesdienstes, das

ist eines der gottwohlgefälligen Werke, welche in den Himmel helfen.

Mein lieber Zuhörer! Betrügen wir uns nicht, nehmen wir die Sache ganz so, wie sie in Wirklichkeit liegt: in unsern Gemeinden gehört die Bibel zu jenen Büchern, die man um so mehr rühmt, je weniger man sie kennt, die man um so heiliger hält, je weniger man sie versteht und zu verstehen sich Mühe gibt; sie ist ein Buch, das man liest nicht für sich selbst, sondern für Gott, nicht aus innerem Drang, sondern aus Sitte, weil es nun einmal so sein muß. Und wenn die Bibel uns nicht mehr ist, wie wenig wird uns erst die Offenbarung sein, die wir ja eben aus der Bibel wollen kennen lernen? Sie ist denn auch wirklich bloß eine ferne, ferne Kunde von längst vergangenen wundersamen Dingen, von denen wir noch gar zu sagen pflegen, so etwas geschieht heute nicht mehr. Diese Kunde behalten wir freilich im Gedächtniß, frischen sie auch uns immer von neuem wieder auf, doch nur Wenige sind, die in ihrer christlichen Erkenntniß wesentliche Fortschritte machen, im Gegentheil, gerade sonst recht gute Menschen rechnen es sich noch zum Ruhme an, in ihrem Verständniß der göttlichen Dinge, in ihren religiösen Ansichten noch ganz da zu stehen, wo an ihrem Admissionstag. Und wie können sie dies? Weil sie eben, Gott sei's geklagt, in der Religion ein Ding erblicken, das unentbehrlich sei für das jenseitige Leben, dagegen nicht viel zu brauchen für das diesseitige, und ihnen die Frömmigkeit vor allem aus im ängstlichen Festhalten eines bestimmten Wissens bis zum letzten Athemzug zu bestehen scheint.

Meine Freunde! Damit befinden wir uns auf durchaus falscher Fährte und müssen einen ganz neuen Weg suchen; der betretene führt uns nie in die Schrift hinein und noch weniger zur Offenbarung. Sagen wir es mit einem Wort: nicht leitet die Schrift zur Offenbarung, sondern die Offenbarung leitet zur Schrift. Erklären wir, was wir mit dem meinen, geschichtlich.

Ja allerdings, Gott hat sich selbst, sein Walten und seinen Willen den Menschen offenbart, im alten Bund z. B. Mose, Samuel, den Propheten. Doch nie haben diese Menschen auch nur von ferne daran gedacht, zu sagen, das seien absonderliche Offenbarungen Gottes, wie sie andere Menschen, sobald sie nur wollen, nicht auch haben können. Im Gegentheil war das ihr größtes Leiden, daß unzählige ihrer Volksgenossen nicht wie sie dem Geist, dem Höheren in stiller Gemeinschaft und immerwährendem Verkehr mit Gott, sondern der Erdenwelt, dem Sinnengenuß, dem Augenblicke lebten; ihren Glauben suchten sie allen einzuhauchen, doch umsonst. Zu denjenigen, welche nicht Geistesmenschen sein mochten, schlich sich der Priester und wies ihnen einen bequemeren Weg: Opfer, fromme Bräuche, Gesetzeswerke; that einer da mit, lebte aber daneben sein eigenes Leben, so galt er doch für fromm und gerecht. Diese Schranke durchbrach Christus: nicht Opfer, nicht Bräuche, nicht fromme Werke waren seine Religion; diese lag einzig in seinem unmittelbaren Verhältniß, in seinem Bund mit Gott, darin, daß Gott sein Vater war und er dieses Vaters Kind. Wohl hielt er seines Volkes heilige Schriften sehr hoch, nährte sich an ihnen, enthüllte den Willen Gottes aus ihnen, doch nicht sie hatten ihn zu seiner Religion geführt, sondern seine Religion zu ihnen. Weil er mit dem Vater in dieser allerinnigsten Gemeinschaft stand, deshalb und nur darum verstand er die heiligen Schriften besser als je einer vor ihm und nach ihm. So band er auch seine Jünger an keine festen Sätze und Verpflichtungen; unmittelbar sollten sie Gott erfassen und im Herzen tragen; er sagte ihnen, unserm Text zufolge, gar nicht einmal alles, was er ihnen zu sagen hatte, sondern vertraute dem Geist, daß dieser die Keime ihres neuen religiösen Lebens zum Wachsen, Blühen und Reifen bringen würde, und wirklich sind, getragen von diesem Geist, die Jünger in ihrer Erkenntniß und ihrem Glauben fortgeschritten und nach

seinem Tode mehr geworden, als sie je zu seinen Lebzeiten gewesen; die ersten Christen blieben in der Religion Jesu, in Jesu Verhältniß zum Vater, Söhne Gottes nannten auch sie sich.

Doch nicht lange. Zwischen die Menschen und Gott schlich sich die Kirche, schlich sich abermal der Priester. Die Religion Jesu ward verdrängt durch eine Lehre über ihn, der stille Bund der Menschenseele mit Gott durch Menschensatzungen, auferlegt und überwacht von der Kirche, durch welche hindurch der Mensch erst zu seinem Gott sollte gelangen können. Abermal ward diese Schranke gebrochen durch die Reformation. Auch sie barg in sich das Sehnen des Mose und der Propheten, Jesu und seiner Jünger: o daß doch alle Menschen den Geist Gottes hätten, weissagten, ihres eignen Glaubens lebten, mündig wären! Die Reformation suchte das dadurch zu bewirken, daß sie allem Volk die Bibel in seiner Muttersprache in seine Hand legte und zu jedem Hausvater sprach: sei du deines Hauses eigner Priester; und ihre ursprüngliche Meinung dabei war, daß jeder Christ Gott grad so nahe sei, von ihm Offenbarungen empfangen könne, grad so gut wie die Propheten, ja wie Jesus Christus selbst; die Bibel sollte daher den Christ nicht etwa bloß bestimmte Sätze über Gott, Christus, die Propheten lehren, sondern ihn ohne Hülfe der Kirche, eines Priesters, seines eignen Glaubens leben lassen, ihn in die Gotteskindschaft hineinversetzen. Allein damals ging es wie noch heute: es gab Viele, denen war es zu unbequem, zu zeitraubend, für Geist und Gewissen allzu anstrengend, ihre eigene Religion zu haben, eigne Erfahrungen und Ueberzeugungen in religiösen Dingen. Und zum dritten Mal hingen sie sich an andere Menschen, Pfarrer nannte man sie, und sprachen zu ihnen: mach du mir einen Glauben zurecht, sage mir, was ich glauben und was ich thun soll, und laß mich im Uebrigen ungeschoren.

Meine Lieben! Da stehen wir jetzt, doch auf der Schwelle

einer vierten großen Zeit. Vernehmlicher als je zuvor dringt überallhin der Ruf: o Menschen, werdet einmal frei, mündig, frei und selbständig auch in eurem Innersten und Heiligsten, eurem Glauben. Glaubet nicht deshalb, weil der Pfarrer es euch sagt; glaubet nicht grade so und nicht anders nur darum, weil auch die andern Menschen so und nicht anders glauben; glaubet nichts, zwingt euch nicht zu glauben, was gegen eure Erkenntniß oder euer Gewissen geht, sondern zieht eure eigenen Erfahrungen von Gott zu Rathe, wie er sich euch offenbart hat, und auf diese gründet euren Glauben und dann sprechet nie: so, jetzt habe ich den rechten Glauben und bin fertig, sondern wie täglich neue Erfahrungen von Gott und Welt euch zufließen, so höret auch nicht auf zu lernen, zu wachsen an Erkenntniß und Glauben; meint nicht, etwas sei deshalb fromm und wahr, weil ihr es einst gemeint habt, sondern wo eine neue Offenbarung sich euch aufthut, die euch noch tiefer in Gott hineinführt, da brecht mit eurer Vergangenheit, mit eurem bisherigen Meinen und nehmt sie auf mit offenen Armen. Und diesen Glauben vergrabt nicht in euren Herzen für den Himmel jenseits, sondern erprobt, bewährt ihn im Leben diesseits.

Allein, so wendet ihr mir ein, liebe Zuhörer, bei solchem Glauben wird die Bibel und das Bibellesen durchaus überflüssig. Darauf antworte ich: bei diesem Glauben wird die Bibel eine Auferstehung feiern, herrlicher als in der Reformation, wird mehr gelesen, besser verstanden und den Menschen lieber werden als je zuvor. Jetzt wissen so Viele nichts mit ihr anzufangen, und weshalb nicht? weil sie ja schon die volle Wahrheit zu haben meinen, weil sie mit Gott und Welt und sich selbst fertig sind, weil ihr Glauben nur ein Sonntagskleid, das sie nicht in Wind und Wetter des Lebens brauchen.

Steht ihr einmal in Glaubenssachen auf euren eignen Füßen und fühlt in euch den Drang, da zu einer eignen

festen Ueberzeugung zu gelangen, dann sprecht ihr nicht mehr: ich muß doch wieder einmal ein Kapitel in der Bibel lesen, sondern ihr sucht etwas Bestimmtes in ihr, ihr habt Fragen an sie zu stellen, ihr versteht das Walten Gottes nicht immer, eure Erfahrungen von Gott reichen nicht weit genug, ihr habt Zweifel, Ahnungen, stille Wünsche, süße Hoffnungen. Hier in diesem Buch findet ihr Auskunft, Antwort. Hier in diesem Buch ist niedergelegt, was die frömmsten Menschen von Gott erfahren haben, wie er in viel tausendfältiger Weise ihnen sich offenbarte; hier sind niedergelegt ihre Kämpfe, ihre Siege, das Stillewerden ihrer Herzen in Gott. In ihrer Gesellschaft befindest du dich, fürwahr in der allerbesten, von ihnen lernst du, sie weisen dich auf Gott und immer wieder auf Gott, bis auch du immer öfter dich an ihn wendest, bei ihm Stillung deiner innern Stürme suchst. Du verstehst zwar nicht alles, was dir diese Heiligen Gottes sagen, hier liegt für dich ein Widerspruch, und da nimmst du Anstoß. So ist's recht, das zeigt, daß du dein Kapitel nicht gedankenlos herunterleierst, sondern mit deinem Verstand und Herzen mit dabei bist. Laß dich aber nicht irre machen; merke dir die Stelle und komm' später ein zweites Mal auf sie zurück und ein drittes Mal. Ja, aber die Stelle bleibt dieselbe! Gewiß, aber du nicht, du wächsest an deinem innern Menschen und später lösest du mit leichter Mühe aus rauher Schale einen süßen Kern, oder eine neue eigene Erfahrung wirft ganz unerwartet ein helles Licht auf jenes Bibelwort. Ist so manche Bibelstelle, noch als Vikar sprach ich, über diese kann und werde ich nie predigen, und hab's doch gethan und zwar mit Freuden. Und wenn du nun dein Buch zumachst, dann ist dir allemal, als seiest du bei Gott selbst in der Kirche gewesen. Mit hellern Augen schaust du hinaus in die Natur: da waltet Gott. Muthigen Herzens überblickst du das Menschengetriebe: es muß doch alles gehen, wie der Herr

will. Warm ist's dir im Gemüth: du steigst hernieder aus einer höhern Welt und das Beste draus nimmst du mit dir, des Vaters Liebe.

Mein Zuhörer! Jetzt rühmst du die Bibel nicht mehr so sehr wie zu Anfang und küssest ihr den Fuß und frägst ihr doch innerlich nicht viel nach. Dafür liebst du sie jetzt und lebst in ihr, sie ist dein treuer Freund.

Religion und Wille

1870

Joh. 21, 18. Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, da du jünger warest, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wohin du wolltest; wenn du aber alt geworden, wirst du deine Hände ausstrecken und ein Anderer wird dich gürten und führen, wohin du nicht willst.

Meine lieben Zuhörer! Ich sagte euch letzten Sonntag, jeder rechte Mensch braucht Religion, bedarf einer persönlichen Ueberzeugung, soll seines eigenen Glaubens leben, und zwar braucht er diese Religion nicht erst für's Jenseits, den Himmel, sondern zuerst und vor allem aus für dieses sein irdisches Leben.

Aber wozu braucht er sie denn, was soll sie bewirken? Soll sie ihm ein gutes Fortkommen verschaffen, Ansehen bei den Menschen, alle jene äußern Segnungen, in denen Israel die Zeichen göttlichen Wohlgefallens erblickte? Gewiß, ein frommer Mensch wird stets glücklicher sein, alles Gute trägt seinen Lohn, einen Segen in sich selbst — so viel ist richtig, doch jetzt keinen Schritt weiter; hütet euch wohl, euer Glück in euer äußeres Schicksal zu verlegen und von diesem abhängig zu machen, unter dem Deckmantel der Frömmigkeit nur dem alten Götzen der Selbstsucht — ach mit so Vielen! — zu dienen, das stille Heiligthum in eurer Seele umzuwandeln in den Tempel zu Jerusalem, wo Mäkler, Käufer und Verkäufer ihr lautes wüstes Wesen hatten, sonst habt ihr, ehe ihr euch dessen verseht, die heilige Flamme im Erdenkoth zertreten.

Oder soll die Religion eure Einbildungskraft euch mit herrlichen Bildern und Verheißungen erfüllen und euch dadurch wenigstens auf Augenblicke über der Erde Noth und euer eigenes alltägliches Wesen erheben — dann ist sie nichts weiter als ein künstlicher Himmel mit einer Fallthür. Plötzlich stehet ihr wieder auf der armen Erde drunten, im gewöhnlichen Alltagsleben drinn, ihr seid dieselben geblieben, und noch schwerer drücken euch Noth und Sorge. Frisch sucht ihr euch zu berauschen, um euer Leid zu vergessen, ihr greift zu immer stärkern, unnatürlichern Mitteln, während täglich Glauben und Innigkeit matter werden.

So habt ihr eure Religion vielleicht für euer Gefühl, euer Gemüth, damit sie euch hier wohl mache? So sagen heutzutage viele Männer, weisen hin auf Frau und Kind und setzen hinzu: für diese da ist sie gut! Doch mit Unrecht; auch mit einer bloßen Gefühlsreligion ist nicht auszukommen — denkt an die dürren Zeiten, denkt an die Kraftlosigkeit schöner Gefühle und frommer Klagen, an ihre Machtlosigkeit über eure Person mit ihren Leidenschaften. Mit Thränen der Freude erstürmt ihr den Himmel nicht, mit Thränen der Reue macht ihr euer sonstiges Leben nicht ungeschehen.

Doch wie, ihr Männer, wenn euch die Religion vielleicht gerade für euren Verstand, eure Einsicht und euer Denken gegeben wäre? Und in Wahrheit, sie soll sich nicht umsonst das Licht nennen lassen; sie soll alte Weisheit bewahren und neue bringen, sie darf das Denken, Forschen und Prüfen nicht fürchten, sondern soll es geradezu herausfordern, sie soll die Einsicht erweitern, den Geist bereichern, höhere Welten aufthun, sie soll dem Menschen, dessen Geist sie erfüllt, manches geringfügig erscheinen lassen, was Andern das Herz mit Gift oder banger Sorge überschwemmt, manches entbehrlich, wonach Andere als nach ihrem Glücke jagen, und soll ihnen Freuden zu kosten geben, die jene nicht kennen. Doch auch dies ist noch nicht genug: Wissen und Weisheit machen den Menschen

darum noch nicht gut; wie eine wehmüthige Klage klingt es durch die Geschichte, daß von den weisesten, weitblickendsten, in göttlichen und menschlichen Dingen erfahrensten Menschen gar viele charakterlos waren, klein, unsittlich, verlottert in ihren persönlichen Verhältnissen.

Meine Lieben! Sagen wir es mit einem raschen Wort: die Religion, um an uns ihren vollen Segen zu entfalten, muß uns noch tiefer innen fassen, als bloß bei unserm Streben nach irdischem Glück, oder unserer Einbildungskraft, oder unserm Gefühl, oder unserm Verstand; bei dem muß sie uns fassen, was unser Wesen bestimmt, unser Schicksal schmiedet, und das ist unser Willen. Und deshalb schildern wir heute in kurzen Zügen

den immer neuen Einfluß, den die Religion auf unsern Willen ausüben soll.

I.

Mein Zuhörer! Man hat dir gesagt, du seiest nach Gottes Ebenbild geschaffen. Weißt du aber auch, worin dieses dein göttliches Ebenbild liegt? Einzig in etwas, das jedes andere Geschöpf entbehrt und das du allein mit Gott gemein hast: das kann nur der Wille sein, dieses Willens Freiheit. Du einzig unter allen Geschöpfen kannst ein vernünftig Ziel fest in's Auge nehmen, sodann alle deine leiblichen und geistigen Kräfte zusammenspannen und dieses Ziel verfolgen jahrelang, bis du es erreicht hast; und ist es erreicht, so wird es dir sogleich zum Mittel, zur Stufe, um ein noch höheres Ziel zu erklimmen; so steigst du empor immer mächtiger, gefaßter, sicherer und merkst es kaum inmitten deines Schaffens.

Dein Wille, Mensch, ist deine höchste Kraft. Durch ihn bezwingt dein Geschlecht Naturkraft um Naturkraft, und wennschon eine einem wilden Rosse gleich losbricht und den muthigen Reiter abzuschütteln versucht, der Reiter bändigt sie

nen und hält sie in seinem Dienst und Gehorsam zurück. Durch deinen Willen, Mensch, vermagst du auch das Größte — wenn du es nur glauben wolltest. Andere sind besser begabt oder besser gestellt als du, doch während eben das Vertrauen hierauf sie entnervt, eilst du durch gleichmäßige, nachhaltige Arbeit ihnen voran.

Du hast ein kleines Kind, sein Eigenwillen macht dir viel zu schaffen, halt' ihn in festem Zügel, leite ihn gut, aber brich ihn nicht, sonst hast du deinem Kind seinen Stab für's Leben zerbrochen; lausche vielmehr andächtig seiner Entwicklung, die Stätte, da du stehest, ist heiliges Land, ein Wunder Gottes vollzieht sich vor deinen Augen, ein Menschenwillen wächst empor aus eigener innerer Kraft. Dein Kind hat Fehler, es bereut sie, du hältst ihm lange Predigten, es weint und verspricht Besserung; doch all das verschafft dir keine Beruhigung, keine Gewißheit, daß es wirklich mit ihm besser wird. Aber liesest du, ohne viel Worte von deiner und seiner Seite, in seinen Augen einen heiligen Entschluß, dann hoffe, dann hat sein Wille sich auf das Gute gerichtet. An diesen keimenden Menschenwillen heran nun tritt die Religion, die Religion in ihrer einfachsten Gestalt, und sucht ihn zu erziehen. Du bietest ihm in deinem kleinen Hause Welt und Himmel, du selbst bist ihm Gottes Stellvertreter, du weisest ihm ein Ziel: ein guter Mensch, ein Engelein Gottes sollst du werden; du lässest es ahnen, daß um zu diesem Ziele zu gelangen nichts gleichgültig sei, sondern alles bedeutsam, die ganze Erde Gottes Haus, das ganze Leben eine Schule Gottes, jede Widerwärtigkeit ein Anlaß zum Kampf, jeder Kampf der nothwendige Weg zum Sieg, zur Ueberwindung der Außenwelt oder zu der noch viel schwierigeren Bezwingung seiner selbst. Und dein Freudentag, der Schlußstein deiner Erziehung ist es, wenn eines Tages dein Kind aus eigenem freiem Antrieb gelobt: ich will, ich will ein guter Mensch, ein Mensch Gottes werden.

II.

Allein, mein Zuhörer, wenn du so deines Kindes Willen stützest und stärkst, spielst du da nicht mit gefährlichem Feuer, wetzest du nicht ein zweischneidiges Schwert? Des Menschen Willen ist stark, sozusagen unbezwingbar, wenn er sich auf das Gute richtet, doch wenn er nun umschlägt und sich auf das Böse wirft, dann nicht ebenfalls, gleich stark, gleich unbezwingbar? Und das kommt ja nur zu häufig vor. Du kennst ja selbst Menschen, jüngere und ältere, die im Uebermuth, sich selbst noch stachelnd zu wilder Leidenschaft, göttliche Ordnungen durchbrechen, wissentlich ihr Leben vergeuden, sehenden Auges und doch verblendet tausend warnenden Beispielen zum Trotz an ihrem eigenen Verderben graben; oder, fast noch schlimmer, Menschen, die sich in sich selbst verschließen, immer härter werden gegen ihre ganze Umgebung und die ganze Gewalt ihres starken Willens darauf richten, Andere zu unterdrücken, zu übervortheilen, bei Seite zu stoßen und sich selbst, sich allein alles dienstbar zu machen. Umsonst flehen Menschen, vielleicht ihre eigenen Eltern, wehklagend sie an, doch von ihrem Leben und Wesen zu lassen, höhnisch bleibt ihr Trotz, hart ihr Herz, ungebeugt ihr Wille. Wäre es nicht für diese Menschen selbst besser gewesen, man hätte sie etwas weniger willenskräftig erzogen, sie früh gebeugt, beschnitten, in ihrem Wissen und Wollen mehr von anderer Leute Leitung abhängig gemacht? Läßt man den Menschen heutzutage nicht zu große Freiheit, wäre es für sie nicht zuträglicher, sie wären und blieben unmündiger, mehr unter der Zucht, ja wäre nicht ihnen selbst noch wohler dabei?

Meine Zuhörer! Was ihr mir da einwendet, wäre vollkommen richtig, wenn eins nicht wäre, wenn die Religion nicht wäre. Wenn sie nur etwas von diesem heiligen Feuer auf dem Altar ihres Vaterhauses mit sich hinaustragen in's Leben, so brennt sie das auf der Seele in ihren wilden Tagen, es brennt sie auch in den Augenblicken, wo sie taub scheinen

gegen jede Mahnung von außen. Denn sie mögen lange Gottes Ordnungen durchbrechen, das Sittengebot selbst stoßen sie damit nicht um: über den gemeinen Naturen hängt es wie ein Schwert, Angst beseelt sie, jeden Augenblick kann des Gesetzes Rache, die Strafe sie treffen, schon spüren sie ihre Vorboten. Edlern Naturen erscheint eben dieses Sittengebot wie ein verlornes Paradies, sie können nicht vergessen, was einst ihr Streben gewesen, und müssen es stets vergleichen mit dem, was sie nun geworden sind. Sie mögen lange in Sinnenlust sich berauschen, ihr Gewissen findet sie doch, jetzt in einsam stiller Nacht, jetzt am bleichen Morgen, jetzt mitten unter ihren Gefährten, und wie ein Stich geht es ihnen durch's Herz. Sie mögen lange in harter Selbstsucht Freundschaft und Liebe verhöhnen, jeder That Uneigennützigkeit anzweifeln, jede bessere Regung ungläubig belächeln, so lastet doch als ein Fluch ob ihnen die kalte, finstere Einsamkeit, ein Heimweh nach Liebe erfüllt sie, ihre Lippen spotten und während dem bricht ihnen fast das Herz vor Sehnen.

III.

Da kommt für den Menschen ein Augenblick, wie ihn manche unter uns in der einen oder andern Weise erlebt haben, wo er auf dem Weg, den sein Eigenwillen ihn geführt, sich ganz weit außen findet, sei's in der Ausschweifung, sei's in der Versuchung, sei's in einem friedelosen oder nutzlosen Dasein, sei's in innerer Verderbniß des Herzens, ganz weit außen; wo er sich sagt: es geht nicht gut mit mir, abwärts geht es; wo sein Herz bald in wildem Weh aufzuckt, bald über Gott und Menschen schilt, bald mit verbissenem Trotz sich panzert und spricht: muß es sein, so sei es denn, ich gebe nicht ab, soll keiner sich freuen, daß ich auch zu Kreuz gekrochen sei, lieber verderben als zurücklesen. Und heute wissen wir es ganz genau: wir wandelten an Abgrunds

Rand, wir wären verloren gewesen — ohne die Religion. Abermals in neuem Gewand trat sie an uns heran, ihr Ruf hieß: unverloren! dir blüht noch eine Gnade und ewige Liebe, deiner wartet noch ein neues Leben, eine bessere Zukunft, verzage nicht, glaube nur, wolle nur.

Doch gerettet waren wir damit noch lange nicht. Stürmisch wie das Meer in einem Erdbeben wogte es in unsern Herzen auf und nieder. Jetzt war der Hochmuth obenauf, der heute sprach: ich will mir nicht helfen lassen, und morgen: ich will mir selber helfen, und übermorgen: ich will zu Grunde gehen; jetzt wieder der Kleinmuth, welcher sagte: es ist alles verloren, zu spät, für mich gibt's keine bessern Tage mehr, kein Glück und keinen Frieden. So tobte es in uns, bis aus der Tiefe herauf, einer jungen Insel gleich, ein heiliger Entschluß brach, das allerschwerste: ich will, ich will mich demüthigen, ich will glauben, ich will seine starke Hand ergreifen und zu ihm sprechen: bis jetzt gürtete ich mich selbst, jetzt gürte du mich.

Meine Zuhörer! Größeres hat unser Willen auch in seinen stolzesten Augenblicken nicht gethan, als damals, als er mit letzter Anstrengung, besiegend den innern Widerstand, Gottes Willen erfaßte und sich hineinwarf in seine Gnade.

IV.

Bleibt unserm Willen noch ein Letztes zu thun übrig. Das genügt wahrhaftig nicht, sich eine Zeit lang oder meinetwegen das ganze Leben lang einzubilden: Gott wird mir gnädig sein. Wir sind zu mehr, zu Besserem auf diese Erde gestellt, dazu, daß wir als Engel Gottes hier auf Erden seinen Ruhm verkünden, seine Werke ausrichten, dazu, daß unser Wille, erlöst aus den Irrwegen des Eigendünkels, sich einige mit dem Willen Gottes und in seinen Dienst sich begebe freiwillig, freudig. Nicht unserm eignen Willen

absagen, nicht ihn brechen sollen wir, solche Geisteskrüppel kann Gott nicht brauchen, sondern aus freiem Entschluß unsern ganzen starken Willen, gleich mächtig zum Bösen wie zum Guten, zu seinen Diensten stellen. Auch diese letzte Vollendung vollzieht die Religion an uns. Jetzt erst werden wir Nachfolger Christi, Freunde Gottes, eingeweiht in seinen Rath, weit hinausschauend über seine Wege.

Meine Zuhörer! Des Menschen Wille spricht: ich will; dann: ich will nicht, ich will was mir beliebt; weiter: ich will zum Vater; und endlich: ich will was der Vater will — und die Religion weist ihm sein Ziel, die Religion macht ihn friedelos und elend in seiner Gottentfremdung, die Religion hilft ihm in Gott neue Kraft, ein neues Leben beginnen, die Religion bindet ihn so fest an Gottes Willen, daß keine Macht die beiden mehr von einander zu scheiden vermag.

Die Sünde

1870

Psalm 51, 6a. An dir allein hab' ich gesündigt.

Meine Lieben! Wir fahren fort in unsern Betrachtungen über die Hauptwahrheiten des Christenthums. Wir sprachen da zuerst über Offenbarung und Bibel, sodann von der erzieherischen Macht der Religion über das Innerste im Menschen, seinen Willen: heute gelangen wir zur Sünde.

Nun müßt ihr gewiß bereits bemerkt haben, daß ich euch nicht viel von der Sünde spreche, ja daß ich selbst da, wo ich von menschlichem Unrecht oder menschlicher Verderbtheit rede, doch es sorgfältig vermeide, das kurzweg Sünde zu nennen und damit abzuthun. So handle ich absichtlich, mit gutem Bedacht. Ich halte nämlich dafür in unserer christlichen Gemeinschaft, in unserm frommen Verkehr werden eine Menge schöner Ausdrücke und tiefsinniger Begriffe, wie Sünde, Buße, Glauben, Gnade, ebenso gedankenlos ausgesprochen wie gedankenlos hingenommen; der Geber glaubt etwas zu geben, der Nehmer etwas zu nehmen, und doch haben sie beide nichts oder wenigstens nicht den vollen Werth der Sache und gar oft nicht dasselbe. Ich muß dabei immer an Münzen, Geldstücke denken. Dieselben hatten wohl von allem Anfang her kein scharfes, deutliches Gepräge, nicht den vollen Silbergehalt; im langen Verkehr von Hand zu Hand sind sie allmälig selbst für Einheimische fast unkenntlich geworden, keiner mag sie lange für sich behalten, gibt schnell sie weiter, immer enger wird ihr Markt, diese und jene Kasse nehmen sie nicht mehr

an und so sinkt ihr Werth fortwährend, die letzten Besitzer sind betrogen damit. Grad so verhält es sich im geistigen und religiösen Verkehr mit dem Begriff Sünde; die Kirche, die uns denselben überlieferte, erfaßte ihn selbst nicht in seiner ganzen Tiefe, sagte uns auch mehr in bloßen Bildern, Ausrufungen, Drohungen, als in einfachen bestimmten Worten, was wir uns darunter zu denken haben, und nach und nach gewöhnte sie sich immer mehr, nur das Wort zu gebrauchen und dabei vorauszusetzen, in diesem Wort liege für die Ihrigen auch schon das Verständniß für die Sache selbst. Aber eben weil dieses volle Verständniß fehlt, deshalb bringt das Wort auf immer wenigere eine Wirkung hervor, Vielen ist es ganz verleidet und mit ihm zugleich die Sache, die es ausdrücken soll, und die es noch am meisten in den Mund nehmen, sprechen selten und nur ganz allgemein von ihrer eigenen Sünde, sondern geben es schnell weiter und reden von des Nächsten Sünde, von der Sünde der heutigen Welt. Wenn nun so eine Landesmünze in Abgang gekommen und für den Verkehr unbrauchbar geworden ist, was thut da die Obrigkeit? Zwei Wege stehen ihr offen: sie kann die Münze kurzweg verrufen und außer Kurs setzen oder aber sie zu ihrem Nennwerth einziehen, einschmelzen, mit vollem Silbergehalt und besserem Gepräge versehen und alsdann erst unter ihrem alten oder einem neuen Namen wieder ausgeben. Diejenige Obrigkeit, welche nur auf ihren augenblicklichen Vortheil bedacht ist, schlägt den erstern Weg ein, diejenige dagegen, welcher an ihrem bleibenden Kredit etwas liegt, wählt den zweiten.

Und mit dieser letztern halte auch ich es auf meinem Gebiet. Ich sprach zu mir: rede deinen Gemeindsgenossen nicht so obenhin von Sünde, bloß im Vorbeigang, ohne daß sie wissen, was du darunter verstehst und was sie sich dabei zu denken haben, wohl aber ergreife die erste Gelegenheit, um den Begriff der Sünde selbst zu behandeln, ausführlich, in einer besondern Predigt, klar und scharf, gib der alten Münze

neuen, ihren vollen Werth; dann magst du später schon von Sünde sprechen, für den aufmerksamen unter deinen Zuhörern ist's kein unklarer, inhaltleerer Schall mehr, sondern der Ausdruck weckt eine Reihe bestimmter Vorstellungen, ein klares Bild in ihrer Seele. Diese erwünschte Gelegenheit ist heute gekommen und an der Hand unseres Textes: „an dir allein hab' ich gesündigt" spreche ich

über die Sünde, ihr Wesen und tiefste Wirkung.

I.

Meine Zuhörer! Nach den Begriffen und Ansichten, wie sie zwar nicht unsere kirchliche Gemeinschaft, wohl aber unsern alltäglichen Verkehr beherrschen, ist ein Mensch in seinem Denken, Reden und Handeln vorwurfsfrei und untadelhaft, so lange er sich dabei stets noch innerhalb derselben Schranken hält, wie der Durchschnitt der ihn umgebenden Menschen; was noch in dieses Mäß mag von Jugendsünden, Sitten und Unsitten, darüber drückt man sich gegenseitig ein Auge zu, gibt sich Ablaß. Und wenn dennoch so einen Menschen Vorwürfe erreichen, mit welchem Selbstbewußtsein wirft er sich in die Brust und ruft, er habe wenigstens noch nie etwas Schlechtes gethan. Was will das sagen? Noch gar nichts Böses? O nein, bloß noch nie gestohlen, d. h. so gestohlen, daß der Arm der Obrigkeit ihn zu erreichen vermochte und er ins Schloß*) mußte.

Doch, meine Zuhörer! über diese völlig rohe Anschauung seid ihr hinaus. Euch ist nicht dieses von Ort zu Ort, von Geschlecht zu Geschlecht wechselnde Menschengesetz das Höchste, Oberste, euer Gewissen sind nicht die andern Menschen, ihr Lob oder Tadel. Vielmehr steht euch weit über diesem Menschengesetz das Gottesgesetz; wo ihr dieses übertretet, da schon fängt für euch das Böse an, ihr hört auf den Richter in der

*) Regierungs- und Gerichtsgebäude eines Bezirkes.

eigenen Brust, ihr wißt es längst, daß alles Sichvergleichen mit andern noch schlechtern Menschen eine Thorheit ist, jeder für sich allein vor Gott steht, seinem eigenen Herrn steht und fällt; und doch auch ihr, sowie ihr nur an eure Sünden zu denken, von ihnen zu sprechen anfanget, nehmt die Sache noch viel zu oberflächlich. Unter Sünden verstehen selbst treue Christen bloß einzelne, äußere böse Thaten, die, wenn wir noch einen Beichtstuhl hätten, wir nöthigenfalls herzählen und numeriren könnten. Noch leichter nehmen wir es mit den bösen Worten, kaum ausgesprochen, verhallt, sind sie schon vergessen, wir meinten es ja nicht so bös, es war nur Scherz. Wir bedenken nicht, wie viel Schaden wir damit stiften, wie viel tiefes Weh wir zufügen, wie viel unreine Lust wir wecken, wie oft wir da der Wahrheit und der eignen Ueberzeugung in's Gesicht schlagen. Und noch weniger bedenken wir, daß Wort und That nicht für sich dastehn, nicht dem Menschen bloß so von außen angeflogen kommen, so daß er sich heute gut hält, dagegen morgen ihm wie zufällig etwas Ungutes passirt, er jedoch daneben heute und morgen ganz derselbe Mensch ist und bleibt, sondern daß Wort und That stets von innen her stammen, Ausbrüche sind unseres Wesens, das wir nicht kennen, das wir nicht in unserer Gewalt haben.

Was euch daher noch weit mehr schmerzen soll, als daß ihr jenes begangen und dieses gesprochen habt, das ist, daß ihr nicht Meister seid in eurem eigenen Haus, daß da heute diese, morgen jene Stimmung Oberwasser hat und euch lenkt, daß da wie bei einem Vulkan Ausbrüche von Leidenschaft stattfinden, ihr in einem Augenblick ganz andere seid, als unmittelbar vorher, daß gar niemand mit Sicherheit auf euch bauen kann, ihr selbst am allerwenigsten. Und das ist bloß ein einzelnes. Fragt euch, worunter leidet ihr gerade bei euren liebsten Menschen am meisten? Daß sie euch heute dieses thun, morgen jenes sagen? Ganz gewiß nicht, sondern darunter, daß sie so sind, wie sie sind, diese Eigenheit, jenen

Fehler haben; daran stoßt und reibt ihr euch unaufhörlich und kommt aus der Ungeduld gar nicht heraus.

Nun, meine Zuhörer, grad so wie eure Lieben seid auch ihr; noch mehr Unsegen als durch einzelne Thaten und Worte verbreitet ihr um euch durch eure bösen Angewöhnungen, Fehler, durch eure Eigenheiten, die Leiden, die ihr dadurch Andern zufügt, das böse Beispiel, das ihr damit gebet. Darum wollte ich gern, man spräche etwas weniger von seinen Sünden und dächte etwas mehr an seine Fehler. Hier liegt für euch ein ganz gewaltig Stück Arbeit, nur bis ihr sie scharf erkannt, geschweige denn ausgerottet habt; denn mit unserm innern Wesen haben wir es wie mit einem lange getragenen Kleid, wir haben uns daran gewöhnt und grad so wie es ist, ist es uns lieb; es ist freilich eng, fadenscheinig, aber es dünkt uns immer, in einem andern könnten wir nie mehr so warm bekommen. Und so bringen wir es zuweilen mit unsern Fehlern dahin, daß sie uns gefallen, daß wir uns einreden, grad so wie wir seien, müssen wir sein, sonst seien wir nicht die Rechten mehr.

Und das alles, meine Lieben, ist bloß die eine Seite der Sache; bis jetzt haben wir bloß nach dem Bösen hingeschaut, nun laßt uns auch auf das Gute blicken; denn es gilt ja nicht bloß Böses zu meiden, sondern auch Gutes zu thun. Und thust auch wirklich Gutes, mein Zuhörer, viel Gutes. Aber freut es dich so recht herzinnig? Nein, falls du nur aufrichtig bist und nach dem Höchsten und Besten strebst; denn auch hier tritt dir etwas entgegen, nenne es nun Sünde oder wie du willst. Du mußt dir eingestehen: was ich da zu Stande gebracht, ist doch noch lange nicht das, was ich habe leisten wollen und wie es als Bild in meiner Seele lebte. Es gebrach mir an umsichtiger Ruhe, an Ausdauer, an Treue im Kleinen, und deshalb ist nun alles so unscheinbar und menschlich unvollkommen ausgefallen. Und wenn es nur dies wäre! Aber trotz seiner Unscheinbarkeit steigen nun Gedanken der Eitelkeit und des Selbstruhms in mir auf und machen auch das

Gute dran werthlos, machen es mir eher zu einem Fallstrick als zu einer Förderung. Und wäre auch dieses nicht, so ist es doch bereits befleckt, nicht rein gut; ganz rein, ganz vollkommen Gutes ist noch gar nicht aus meinen Händen hervorgegangen, sondern alles ist beschmutzt vom Gedanken an meine eigene Person, mit Murren und Klage, mit Hochmuth, mit Hoffnung auf persönlichen Vortheil, mit Furcht vor persönlichem Schaden.

Und einen letzten Schritt noch höher hinauf; das höchste Gute, das wir zu Stande bringen können und sollen, ist nicht ein einzelnes gutes Werk unserer Hände, sondern besteht darin, daß wir selbst gut werden, vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. So herrlich das lautet, so schneidet doch gerade dieses Wort wie ein Schwert durch die Seele je der besten Menschen. Gewöhnlichen Leuten ist es gegeben, zuweilen mit sich selbst zufrieden zu sein, ihnen nie, gar nie. Ueber dem, was ist, schauen sie unaufhörlich das, was sein sollte und nicht ist; ihr Gram sind die verlornen Stunden und die Kürze des Lebens, die geringe Kraft, die einseitige Begabung, die große Trägheit bei so hoher Aufgabe und so vieler Arbeit, die ewige Untreue des Herzens, die irdische Gesinnung, welche immer wieder niederwärts zieht und zerstreut, während unser Geist stets aufwärts auf seine letzte Bestimmung gerichtet bleiben sollte. Was sollte ich sein als Familienglied, Bürger, Mensch, Christ, und was könnte ich sein! Doch wie weit stehe ich dahinter zurück, wie wenig bin, wie langsam schreite ich vorwärts, wie mühsam und wie unterbrochen — in diesem traurigen Zustand liegt für die besten Menschen die größte Sünde.

II.

Meine lieben Zuhörer! Sind wir aber einmal so tief eingedrungen, dann können wir uns auch die Frage beantworten, warum uns die Sünde schmerzen, wehthun, quälen soll

und was an ihr. Etwa die bösen äußern Folgen, die sie hat, der Schaden, das Unrecht, das Leid, das sie Andern zufügt, die Schande, die körperliche und geistige Zerrüttung, die sie über uns selbst bringt? Allerdings liegen hierin Mahnungen Gottes, Fingerzeige: da siehst du, wohin dein Thun dich führt, bis hieher und nicht weiter, kehre um, kehre um! Solche Zeichen Gottes können uns stutzig machen, vorsichtiger, eingezogener, aber nicht besser; Rücksichten bloßer Klugheit, Rücksichten auf Andere oder die eigene Person sind nicht stark genug, uns wahrhaft vom Bösen abzukehren und dem Guten zuzuwenden, unserer Seele wirklichen Abschen vor dem Bösen, heiße Liebe zum Guten einzuflößen. Das kann nur eins, und dieses Eine liegt in unserm Text, in dem Wort: an dir allein hab' ich gesündigt! Mehr als daß ich mich selbst schädige, um Achtung und Kredit bei den Menschen bringe, soll an meiner Sünde das mich schmerzen, daß ich damit meine Gotteskindschaft breche, mich loslöse von Gott, immer weiter von ihm abgetrieben werde, um Frieden, Glück und Hoffnung komme. In dem Weh darüber, daß der heilige Bund meiner Seele mit ihrem Gott zertrennet ist, daß ich für mich allein mühsam, den Blick niederwärts, meine Straße ziehen muß, daß die alte Innigkeit nicht mehr da und neue zweifelhaft ist, darin liegt die rechte Reue und Buße, die Reue, die zugleich wieder aufwärts führt zu Gott und spricht: nicht Straflosigkeit begehre ich, nicht andere Gaben, nein Gott, nur dich, nur dich allein, daß du mir deine Liebe und deinen Frieden, die ich von mir gestoßen, wiedergebest.

Deshalb, meine Lieben, gilt mir nicht der als ein ächter Christ, der viel von der Sünde, eigner und fremder, spricht und auch zeitweilig sogenannte Buße thut, z. B. vor heiligen Sonntagen, gleichsam mit der Uhr in der Hand. Wohl aber halte ich dafür, daß es keinen rechten, aufrichtigen, strebsamen Menschen gibt, der nicht ein stilles Weh, ganz ohne äußere Zeichen und Geberden, eine bleibende Wehmuth in seiner Seele

trägt beim Gedanken an seine viele Fehle, seine Fehler, seine unreine Gesinnung, seine Unvollkommenheit, im Gedanken an sein zerrissenes Leben, sein ruheloses Herz, sein schweres Gewissen. Das braucht der Mensch ganz nothwendig, sonst schreitet er nicht vorwärts, sonst lernt er nie sich nach etwas Bessern sehnen, sonst ergreift er Gottes Hand nicht, sonst tröstet ihn nie das Gefühl, daß er trotz alledem Gottes Kind bleiben soll, sonst erfährt er nie den, welcher zum Segen wendet, was Fluch gewesen, und gut macht, was der Mensch böse gemacht hat.

Die Gnade

1870

Ephes. 2, 8. 9. Denn aus der Gnade seid ihr selig geworden durch den Glauben, und das nicht aus euch, Gottes Gabe ist es, nicht aus den Werken, damit nicht Jemand sich rühme.

Meine lieben Zuhörer! Ich sprach euch letzten Sonntag von der Sünde. Ich verglich das, was wir uns in unserm christlichen Verkehr unter diesem Ausdruck zu denken pflegen, mit einem abgegriffenen, verrufenen Geldstück, das man wohl noch braucht, das aber keiner für sich behalten mag. Dieser Münze suchte ich ein scharfes Gepräge und vollen Silbergehalt zu geben, indem ich zeigte, daß gar viel Sünde ist, was wir im gewöhnlichen Leben nicht so nennen, was aber, wie es auch soll, die Seele jedes rechten Menschen mit stiller Wehmuth und Traurigkeit, mit tiefem Sehnen und ernstem Streben nach etwas Besserem erfüllt.

Heute gelangen wir zur Gnade. Wie der Begriff der Sünde, so ist auch derjenige der Gnade in unserer christlichen Gemeinschaft heruntergekommen, zusammengeschrumpft, fast inhaltleer geworden. Für Viele ist Gnade gleichbedeutend bloß mit Sündenvergebung, und ihre ganze Religion besteht darin, daß sie einzelner böser Thaten und Worte mit Bedauern gedenken, von Gott Vergebung derselben erbitten und sich dann einbilden, jetzt sei alles wieder gut und könne wieder von vorne angefangen werden. Diese Religion hat einen großen Fehler: sie liegt außer dem Menschen und nicht in ihm selbst, es ist

ein Handel mit Gott, wo man Gott zu übervortheilen sucht und damit nur sich selbst betrügt; des Menschen Inneres wird nicht in Mitleidenschaft gezogen und deshalb auch nicht gebessert; täglich treffen wir ja deren, welche mit fünfzig Jahren zwar viel klüger und eingezogener, nicht aber frömmer, heiliger sind als mit zwanzig, täglich solche, denen dreißig Jahre ihres Lebens zu nichts gedient haben, als um sie noch kälter, härter, selbstsüchtiger, habsüchtiger, herrschsüchtiger zu machen, und was das Schlimmste ist, das alles mit dem Wort Gnade auf den Lippen. Nun kann es aber doch unmöglich Gottes Willen sein, durch seine Gnade und das Vertrauen darauf den Menschen sittlich gleichgültig, weniger ernst und streng gegen sich selbst und dadurch schlecht zu machen; die Gnade Gottes muß daher etwas ganz Anderes sein, als was man gewöhnlich darunter versteht. Das zeigen wir heute und sprechen

von der dreifachen Wirkung der göttlichen Gnade.

I.

Da beginne ich denn gleich damit, zu behaupten, daß es eine Sündenvergebung, wie man sich dieselbe insgemein vorstellt, überhaupt gar nicht gibt. Da nimmt man an, Gott wische die Sünden, die er uns vergebe, einfach durch und mache sie gleichsam ungeschehen; er hebe auch die bösen Folgen unserer Sünden auf, entnehme uns der Strafe, und er selbst werde durch seine Vergebung gegen uns ein anderer, er liebe uns wieder, nachdem er uns noch den Augenblick vorher gezürnt, uns nicht geliebt habe.

Das ist alles nicht wahr, ja es wäre ein Verderben, wenn es wahr wäre. Unser Fehltritt bleibt stehen, eingemeißelt in unsere Vergangenheit — wir sollen sie nie vergessen, vielmehr daraus fort und fort Erfahrung und Weisheit und Erkenntniß unserer eigenen Schwachheit schöpfen. Auch die

vergebene Sünde schleppt ihre bösen Folgen noch immer nach und zwar deshalb, damit es uns bei unserer Bitte um Vergebung nicht um bloße Straflosigkeit zu thun sei, sondern um Gott und seine Liebe und damit wir, die wir im Größeren untreu gewesen, im Kleinern und Schwierigern die rechte Treue erlernen, vom Herrn gezüchtigt, aber nicht getödtet. Und Gott wird auch kein anderer durch seine Vergebung; sollte er denn sein Thun abhängig machen von unserm Thun, könnte er mit einem in Zorn verschlossenen Herzen uns zu sich rufen?

Nein, meine Zuhörer, Sündenvergebung, göttliche Begnadigung ist ganz etwas Anderes. Eine göttliche Gnade gibt es überhaupt nur für diejenigen Sünden, welche dem Menschen zur Schuld geworden sind, d. h. die ihm lasten, die ihn quälen, die ihm Freude und Leben verbittern, und zwar deshalb ihn quälen, weil er fühlt, es ist etwas zwischen ihn und Gott getreten, er darf nicht mehr so fröhlich die Augen zu ihm aufheben, sondern senkt sie niederwärts, er steht Gott ferner, Glauben und Muth und Liebe beleben ihn nicht mehr wie ehemals, es macht so kalt in seinem Herzen. Das ist die als Schuld, als selbstverschuldetes Unglück empfundene Sünde. Wo nun ein Mensch in diesem Zustand sich nicht verhärtet, nicht verbittert, nicht nach allen Seiten um sich schlägt, sondern einfach sagt: ich bin von Gott abgekommen und darum ist mir jetzt so übel zu Muthe, soll mir besser werden, so muß ich wieder zu ihm zurück; wo ein Mensch das auch thut und zu Gott spricht: mein Herz findet keine Ruhe, bis es ruhe in dir, da empfindet er, grad wie früher und grad so stark als früher die Schuld, nun auch die Gnade: die Last wird von seinem Gemüth genommen, in seine Seele hallt der Ruf: dennoch unverloren, dennoch Gottes Kind, dennoch aufgenommen in Gottes Liebe und getragen von seiner Huld!

Damit ein Mensch sich begnadigt fühlen könne, wird weder seine Sünde selbst, noch deren böse Folge aufgehoben, noch wird Gott ein anderer gegen ihn, sondern der Mensch

wirft sich vertrauensvoll an Gottes Herz, dringt durch zu Gottes Innerstem, vernimmt sein letztes Wort. Weder in seinen äußern Verhältnissen, noch in Gott wird etwas anders, sondern einzig in ihm selbst: Gottes Hand ergriff er auf's neue, seiner Liebe ist er wieder gewiß, glücklich in seiner Kindschaft Gottes schaut er muthiger hinein in's Leben.

Weshalb aber stellen so viele Menschen jene traurige äußerliche Sündenvergebung immer an die Stelle dieser tief-innern Begnadigung? Darum, weil sie bloße Kinder sind im Glauben. Kinder sind in einem und demselben Augenblick nur eines Gefühles fähig. Jetzt ist unendliches Weh über ihr Gesicht gegossen — gebt ihnen einen Apfel, noch thränt ihr Auge, doch schon bricht im Lächeln ihrer Lippen ihre sorglose Glückseligkeit, der hellste Sonnenschein wieder hervor. Für erwachsene, erustere Menschen gibt es keine solche raschen, gänzlichen Stimmungswechsel mehr, kein „himmelhoch jauchzend", aber auch kein „zum Tode betrübt", ihre süßeste Freude ist begleitet von Wehmuth, ihr tiefstes Leid nicht ohne Tröstung irgend welcher Art. Nur in Sachen der Religion bleiben ihrer so Viele ihr Leben lang Kinder. Für sie scheint es ein Bedürfniß, Sünde und Gnade zeitlich aus einander zu reißen, jetzt über Sünde zu klagen und dann über deren Vergebung zu frohlocken, und dann bald wieder ganz drunten zu sein und dann wieder ganz droben, immer neu Vergebung zu suchen und dabei doch innerlich dieselben zu bleiben. Nicht also der geförderte Christ, seine Stimmungen kommen ihm nicht in ewigem Wechsel angeflogen, sondern tief in ihm liegen sie, nicht neben einander, sondern in einander: mitten in seiner Wehmuth über seine Schwachheit und Unvollkommenheit trägt er bereits den Trost der göttlichen Liebe, mitten im Gefühl seiner Begnadigung vergißt er seine Fehle nicht, bleibt demüthig, strebsam, wachsam.

II.

Nun aber ist es außerordentlich wichtig, daß wir nicht mit jenen Kindern im Glauben die göttliche Gnade in einzelne zeitliche Vergebungen zerschneiden; denn damit theilen wir unser eigenes Leben in böse und gute Stunden, in Stunden, wo wir der Sünde, der Welt, uns selbst, und wieder in andere, wo wir Gott leben. Wir zerreißen es und bewirken, daß bloß eine Hälfte, vielleicht bloß ein Viertel von der Sonne der göttlichen Gnade beschienen und erwärmt wird.

Die Gnade Gottes aber will mehr, als bloß von Zeit zu Zeit die Schuld uns von der Seele nehmen, sie will uns begleiten durch unser ganzes Leben, auf Weg und Steg, Nacht und Tag. Der wahrhaft Begnadigte hat nichts mehr für sich, er lebt schon hienieden in Gottes Haus und sitzt an seinem Tisch, und was ihm widerfährt, das nimmt er aus Gottes Hand, als seine Gnade, unverdient, so ganz unverdient. Schlägt er des Morgens seine Augen auf und schaut gesund hinaus in einen jungen Tag, so nimmt er Leben und Gesundheit als etwas, das er nicht selbst sich hat geben können, als Gnade und Geschenk; begegnet ihm während des Tages unerwartet etwas Liebes, und wäre es noch so geringfügig, so freut es ihn, nicht bloß um der Sache selbst willen und weil er jetzt etwas mehr hat als zuvor, sondern als Zeichen von Gott, ein freundliches Herunterneigen vom großen Herrn da droben zu ihm, dem kleinen Menschen; und schaut er Abends zufrieden auf sein Tagewerk zurück, dann ist's, um nochmals zu gedenken, daß er Kraft und Gelingen und alles sich selbst nicht gegeben, sondern anderswoher genommen hat.

Doch diese einzelnen Zeichen göttlicher Gnade sind ihm das Höchste nicht, sie sind irdisch, vergänglich. Sie sind ihm bloß eine Himmelsleiter, auf ihnen steigt er empor, aus ihnen lernt er erfassen die Geduld und Langmuth Gottes, welche ihn stehen läßt noch diesen Tag, noch dieses Jahr, ob er

volle Frucht bringen, und die Güte Gottes, welche das Leben eines jeden Menschen, der Augen hat dafür, reich macht und schmückt, und die Treue Gottes, welche ausharrt beim Menschen und ihn nie zu Schanden werden läßt. Und weiter und immer weiter aufsteigend aus den Zeichen Gottes zu seinen Offenbarungen, aus den Offenbarungen seiner zu ihm selbst, wird er immer vertrauter, bekannter, gleichsam befreundeter mit Gott, er fühlt sein ganzes Leben, sein Schicksal, sein Herz von Gott umspannt und getragen, sein Herz brennt im Gefühl dieser Gnade, die ihn nicht verläßt, ihn begleitet, kein Ende hat.

III.

Und noch mehr: nicht bloß reicher, glücklicher macht die Gnade Gottes das Menschenleben, sondern sie macht es auch zu einem andern, neuen Leben, in welchem nichts ist als Licht und Freude, in welchem alles in Segen und Harmonie sich auflöst. Der Apostel Paulus war mit einem schweren Körperleiden behaftet, das ihm die Ausübung seines Berufes oft sehr mühselig machte und seine Erfolge zu beeinträchtigen schien. Zu dreien Malen hielt er dem Herrn an, er möge ihm diesen Pfahl im Fleisch wegnehmen, aber zu dreien Malen ward ihm die Antwort: laß dir an meiner Gnade genügen. Und siehe da, diese Gnade genügte, er ward gleichwohl der, welcher mehr gearbeitet und erreicht hat als die andern Apostel alle, und nicht bloß dies, sein Uebel, weit entfernt, seine Wirksamkeit zu beschränken, erhöhte und weitete dieselbe; es machte ihn zu einem schlechten Redner, sein Geist rang mühsam mit körperlichen Hindernissen und überwand dieselben nur unvollkommen, doch wenn dann aus dem unscheinbaren Mann, ihn selbst erschütternd, seine glühende Begeisterung, seine tiefen Gedanken, seine starke Liebe hervorbrachen, dann rissen sie Alle hin mit Allgewalt, wie unmittelbar von Gott

her, und brachten Wirkungen hervor, wie sie dem größten Redner ewig unzugänglich sind. „Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.“ Nehmt aus dem Leben unseres Heilandes die Gnade Gottes hinweg, und es wird zu einem ärmlichen trübseligen Dasein mit frühem, schmählichem Untergang; setzt diese Gnade Gottes wieder hinein, und es wird zu einem Siegesgang, einer Segensquelle.

Nehmt euer eigenes Leben. Ohne göttliche Gnade ist es Nacht und Nebel über demselben. Felsen, Sümpfe, Abgründe drohen, kein sicherer Fußsteig führt hindurch. Mit der Gnade Gottes geht die Sonne auf über demselben, noch kämpfen mit ihr die Nebel, doch sie müssen weichen, um euch her liegt eine schöne Landschaft, schön, weil sich badend in Licht, und siehe dort liegt dein Weg am Abgrund vorbei, über die Höhe hinweg.

Du sprichst von Unglück — hast du ein einziges durchgemacht im Aufblick auf Gott, das sich nicht als Weg zum Glück, zu deiner äußern oder innern Förderung aufgethan hätte? Du klagst über dein eintöniges, ödes, armseliges Leben — eintönig, öd, armselig du selbst. Bist du einer, der Gottes Gnade im Herzen trägt, dann weißt du dein Leben umzugestalten, daß es nicht unnütz mehr ist, daß es zu einer Stätte des Friedens und der Liebe wird, du hast den Deinen etwas zu geben, kannst ihnen o so viel werden. Blicke mit versöhntem Blick zurück in deine Vergangenheit: sind in dieselbe nicht wunderbare Führungen Gottes zu deinem Heile eingeschrieben? Gedenke, wie da in deiner Hand alles, das Widerwärtige, das Mißlingen, deine eigene Schwachheit wie deine Irrthümer zusammenwirken mußten, um dich auf die rechte Straße zu bringen, deiner äußern und innern Bestimmung entgegenzuführen. Ja, nehmt ein ganz zerrissenes, verfehltes Menschenleben wie z. B. das des reuigen Schächers und laßt erst ganz an seinem Ende wie ein Abendroth über dasselbe die göttliche Gnade sich ergießen, so gibt sie auch ihm einen

Frieden, eine Weihe, ein Ziel und eine Vollendung, daß es durch die Jahrhunderte zu uns herabklingt wie ein Loblied auf die Gnade Gottes, die auch das Unmögliche möglich macht.

Meine Lieben! Macht nicht viel Wesens von der göttlichen Gnade, aber still sammelt in euren Herzen alle eure Erfahrungen davon, wie Gott hier als Vater euch in die Arme schloß und dort euch Zeichen that, wie er hier einen neuen Weg euch öffnete und dort zum Segen wendete, was ihr böse angefangen. Auf diesen Erfahrungen ruht der wahre Gottesglauben, den kein Menschengeschwätz mehr verwirrt, kein Tod mehr erschüttert.

Der Beweggrund zur Sittlichkeit

1870

Gal. 5, 8. Denn in Christo Jesu vermag weder das Judenthum noch das Heidenthum etwas, sondern der Glauben, der in Liebe thätig ist.

Meine lieben Zuhörer! Wenn ihr meinen letzten Predigten aufmerksam gefolgt seid, so habt ihr merken müssen, daß mir an der unter unserm Volke herrschenden Auffassung des Christenthums und der Religion das am meisten zuwider ist, daß sie sich ganz nur auf der Oberfläche hält, daß ihr die Sünde nicht mehr ist als das Verüben einzelner böser Thaten, die Gnade Gottes nicht mehr als die Vergebung dieser Thaten, das Durchwischen derselben. Ist aber die Religion nicht mehr als das, dann bleibt der Mensch innerlich stets an seinem alten Ort, er kommt Gott nicht näher, er wird nicht besser, nicht gut, nicht ein Engel Gottes auf Erden. Deshalb lehren wir eine Religion, welche des Menschen Innerstes, seinen Willen erfaßt, beherrscht und leitet, ihm hohe Ziele steckt und ihm die göttliche Gnade auf seinen Weg mitgibt, daß sie ihn trage und stärke allstund, daß sie alles Widerwärtige zu Segen ihm mache.

Wir möchten also, daß die Menschen nicht bloß das Böse meiden, sondern auch das Gute thun. Hierüber sind wir gewiß alle einverstanden. Die Schwierigkeit liegt aber darin, einen rechten Beweggrund, eine mächtige Kraft zu entdecken, durch welche der Mensch nun auch wirklich getrieben wird, das Gute zu thun, und die Frage ist: liegt dieser Be-

weggrund ebenfalls in der Religion und nur in dieser oder aber außer ihr, im Menschen selbst, z. B. in dem, was wir Moral nennen? Es gilt also heute aufzusuchen

den rechten Beweggrund zur Sittlichkeit, den stärksten Antrieb zu einem ächten Christenleben.

I.

Meine Lieben! Dieser Beweggrund war früher bald gefunden; man machte sich die Sache leicht, man pflegte zu sagen: lebe recht, thue Gutes, so wirst du dafür vielleicht schon in diesem Leben und ganz gewiß jenseits, im Himmelreich, wohl belohnt werden; dort aber vergilt Gott einem Jeden nach seinen Werken, und da wird auch dir in überreichem Maße zu Theil werden, was du durch Entbehrung, Hingebung, Aufopferung, gute Werke hienieden verdienet hast. Nicht umsonst thust du dein Gutes, du erhältst etwas dafür, es trägt dir etwas ein.

Meine Lieben! Nun halte ich es für ein gutes Zeichen, für einen Ruhm unserer Zeit, daß diese Lehre, die sonst von hunderttausend Zungen ganz unbefangen, und ohne irgend welchen Anstoß zu erregen, vorgetragen wurde, in unsern Tagen Widerstand findet, Widerwillen erregt, und zwar nicht bloß von Seiten derer, die an kein Jenseits glauben, sondern auch bei wirklich ernsten, sittlichen Menschen, die an dieser Hoffnung festhalten.

Diese sagen: nein, nicht um einer zukünftigen, von außen dir dargereichten Belohnung willen sollst du Gutes thun, sondern du darfst nur die Sache selbst anschauen, darfst das Gute nur darum thun, weil es gut ist, unbekümmert, ob es dir etwas einträgt oder nicht, ja ob es dir nützt oder schadet. Thust du das Gute bloß um eines erwarteten himmlischen Lohnes willen, so fährt nun diese zweite Partei zu jener ersten gewendet fort, dann ist es nicht wahrhaft gut, sondern, weil

ja nur zu deinem eigenen Vortheil vollbracht, angefressen von Eigennutz, befleckt vom Gedanken an deine eigene Person. Zudem welch ein Widerspruch gegen das Christenthum, welch ein Hohn auf dasselbe! Hier auf Erden soll die Nachfolge Christi in der Hingabe und selbstvergessenden Liebe das Höchste sein und drüben dann das Gegentheil davon; man würde sich des Eigennutzes nur deshalb und nur auf eine Zeit lang entschlagen, um dann desto ungestörter diesem selben Eigennutz leben zu können in Ewigkeit; man thäte gut nur aus Berechnung; man wäre nicht besser, aber klüger als die Weltmenschen, welche nur von der Hand in den Mund genießen. — Und verdienen wollt ihr euch diesen himmlichen Lohn? Allein sagtet ihr nicht erst noch diesen Augenblick, am Ende sei doch jede Gabe Gottes diesseits und jenseits des Grabes eine unverdiente Gnade Gottes, und würden wir nur das erhalten, was wir verdient haben, dann stünde es schlimm um uns? — Und mit was wollt ihr euch jene himmlische Seligkeit verdienen? Mit euren Werken? Aber sind es denn eure Werke? Nehmt ihr die Kräfte und die besten Hülfsmittel und das Gelingen nicht immer anderswo her? — Und wie viel solcher guten Werke soll es denn brauchen, damit ihr eures Himmelreiches sicher seid? Ein gewisses Maß, so viel als eure Umgebung oder der Durchschnitt der Menschen vollbringt? Allein dann kommt für euch früher oder später der Tag, wo ihr eure Schuldigkeit vollkommen erfüllt zu haben meint, wo ihr eures himmlischen Lohnes gewiß eure Leistungen Gott und dem Nächsten aufzählt, wo ihr euch an dem Gethanen selbstzufrieden genügen lasset, ausruhet, nicht mehr vorwärts kommt, rückwärts gehet. Bleibt uns vom Leibe mit diesem Gerede von einer himmlischen Belohnung, das Hoffen auf Lohn macht euch schlechter, nicht besser, nur selbstsüchtiger, nur werkgerechter, nur selbstzufriedener und träger.

Meine Lieben! So viele und so gute Dinge wissen gegen die Lohnsüchtigen diejenigen zu sagen, welche behaupten, man

solle das Gute nicht um des Lohnes willen thun, sondern weil es gut sei. Nun aber wendet sich das Blatt. Nun kehren sich diejenigen, welche das Gute um himmlischen Lohnes willen thun, gegen diejenigen, welche von solchem Lohn nichts wissen wollen, und sagen: also ihr thut das Gute nur deshalb, weil es gut ist. Schön so, doch sagt einmal: thut ihr denn eigentlich auch wirklich viel Gutes? Einige vielleicht wohl, immer diejenigen, welche am wenigsten davon reden. Diejenigen aber, welche gegenwärtig dieses „das Gute um des Guten willen“ als eine neu entdeckte bessere Lehre in die Welt hinaus schreien, machen es sich sehr leicht, das Gute bloß um dessen willen, weil es gut ist, zu thun — sie thun eben gar nicht viel Gutes, sondern führen ein höchst bequemes Leben, haben immer zu tadeln und legen doch selbst nicht Hand an, um es besser zu machen. Und wo ihr auch wirklich etwas verrichtet, täuscht ihr euch da nicht selbst, wenn ihr euch einredet, es sei rein ohne jeden Gedanken an Lohn geschehen? Nicht himmlischen Lohn, dafür aber irdischen, vielleicht nicht klingenden Vortheil, dafür aber Lob und Anerkennung von Seiten eurer Mitmenschen, Ruhm und Schmeichelei, wie sie unserm schwachen Herzen so wohl machen? Wenn dem nicht also wäre, wenn ihr nicht vielleicht ohne euch nur dessen bewußt zu sein solchen menschlichen Lohn erwartet hättet, warum würde es euch denn so tief schmerzen jedes Mal, wenn euch mit Undank vergolten wird? Das müßte euch ja gleichgültig sein. Doch gesetzt auch, ihr thuet viel Gutes und thuet es in reinster Gesinnung, ohne jeden Gedanken an euch selbst, werdet ihr damit auch unermüdlich bis zu Ende fortfahren und aushalten, auch dann, wenn eure Bemühungen von keinen augenblicklichen Erfolgen gekrönt werden, vergeblich scheinen? auch dann, wenn sie euch schwer fallen, Opfer kosten, Verkennung und üble Nachrede euch zuziehen? auch dann, wenn Andere, statt euch zu helfen, müßig euch zuschauen? auch dann, wenn ihr sonst auch leben könnt? Nein, sondern es kommt

ein Tag, wo ihr sprechet: jetzt habe ich genug, am Ende ist einem das Hemd näher als der Rock, jetzt kann das Andere oder können die Andern zusehen, wie sie es machen ohne mich. Drum kommt uns ja nicht mehr mit eurem das Gute um des Guten willen, denn entweder ist's eine Lüge, ihr thut überhaupt nicht viel Gutes, oder es ist eine Selbsttäuschung, ihr sucht irdischen Lohn statt himmlischen, oder es ist bloß eine Aufwallung eures Gefühles, ihr haltet nicht Stand bis zuletzt.

Meine Lieben! Welche dieser beiden Parteien behält nun Recht, die Lohnsüchtigen oder die Lohnflüchtigen? Doch wie, wenn sie beide zugleich Recht hätten, jede gegen die andere? Und so ist es in der That. Weder im himmlischen Lohn noch in dem Satze: das Gute rein um des Guten willen liegt der wahre, ein genügend starker Beweggrund zur Sittlichkeit, zum Gutesthun. Spiegeln wir unserm Volk einen äußern himmlischen Lohn vor, so halten wir es in einem Widerspruch mit der Gesinnung Christi zurück, verhalten ihm die Kindschaft Gottes und verdammen es zu ewiger Knechtschaft. Sagen wir ihm dagegen: laß dir genügen an dem Gedanken, daß was du thust gut ist, so ist das viel zu frostig, zu kühl, als daß es unser Volk bewegen könnte, die vielen Schwierigkeiten, die dem Gutesthun im Wege stehen drin und draußen, zu überwinden.

II.

Wir müssen daher tiefer graben. Wir brauchen einen Antrieb, einen Beweggrund zum Gutesthun, der zugleich reiner ist als die Aussicht auf Lohn, und stärker als der kahle Gedanke: das ist gut und deshalb will ich es thun. Und da sagen wir denn, die mächtigste und unerschöpfliche Kraft zum Gutesthun trägt der Mensch nicht von vorn herein in seinem natürlichen Wesen, das geht ihm nicht so von selbst, sondern tiefer herauf muß er sie schöpfen, er nimmt sie aus seiner Religion, er nimmt sie aus Gott — ohne Gedanken an Gott

gibt es keine klare und gewissenhafte Erkenntniß der gewordenen Aufgabe, keinen bleibenden Drang zum Segenstiften, keine sittliche Vollendung. In meinem Gutesthun muß Gott stets einbedungen sein. Doch wie einbedungen? das ist nun die große Frage. Soll ich mein Gutes thun Dingen und Gaben zu Liebe, die ich von Gott erst noch erwarte, hoffe, fordere, einem Lohn irgend welcher Art zu Liebe? Eben nicht, sondern um dessen willen, was Gott bereits an mir gethan, mir gegeben hat, um dessen willen, was er in diesem Augenblick mir ist, mit einem Wort, mein Gutes soll ich thun aus reiner Liebe zu Gott, aus jubelvollem Dank gegen ihn. Damit scheint sehr wenig gesagt und doch liegt hierin sehr viel.

Dieser Beweggrund ist stärker als jeder andere. Mein Zuhörer! Du hast es vielleicht auch schon ausgesprochen, jenes prahlerische Wort, man muß das Gute um des Guten willen thun; hast du aber damit Ernst gemacht, dann hast du erfahren, daß das ein bloßes Wort ist, daß keine Kraft ihm innewohnt, und daß zwischen diesem Wort und der That ein weiter Weg und oft ein tiefer Abgrund liegt. Hast du aber ein gegen Gott dankerfülltes Herz, so drängt es dich recht eigentlich, davon ein Zeichen zu thun, du fühlst in dir einen Trieb, der dich nicht bei bloßen Worten stehen bleiben läßt, und was dir sonst schwer war, dir erleichtert. Mit Undank wird dir vergolten, dies schmerzt dich noch immer, denn noch immer klebt Eitelkeit dir an und macht dir das Leben schwer; zugleich hast du aber eine Zuflucht bei Gott, wo Menschen dich verkennen, weiß er, wie du es meinst; wo Menschen nichts von dir wollen, da stehst du in seinem Dienst, seine Sache gilt, in höherm Licht erscheint dir dein Tagewerk, nicht mehr als Dienst den Menschen zu gefallen, sondern als Gottesdienst. Und so gelingt es dir denn auch, auszuharren bis zuletzt im Gutesthun; du arbeitest ja nie umsonst, früher oder später, in dieser oder jener Weise geht alles, was du säest, auf und bringt Frucht, und ob auch deine Aufgabe je länger desto

größer und schwerer wird, immer besser und deutlicher empfindest du, daß dein Gott auch in deiner Arbeit ist, daß er in seinen dir auferlegten Dienst einen Segen, einen Frieden, ein inneres Glück hineingelegt hat, wie du es zuvor nie gespürt. So findest du in deiner Dankbarkeit den Trieb zum Gutesthun, in deiner Arbeit einen Gottesdienst voll Trost, in deiner steten Gottesgemeinschaft einen innern Lohn.

Der Beweggrund des Dankes gegen Gott ist aber auch reiner als jeder andere. Wo du himmlischen Lohn willst, da ist es dir um dich selbst zu thun. Erfüllt dagegen Dank dein Herz, da vergissest du dich selbst, vor deinem innern Auge steht Gott, seine Sache, sein Reich, für diese arbeitest du. Forderst du Lohn, so pochst du auf eigene Verdienste. Beseelt dagegen Dank dein Gemüth, da bist du jetzt schon völlig zufrieden mit Gott, es freut dich für ihn zu arbeiten, und was du geleistet, rechnest du ihm nicht vor, sondern bleibst demüthig, bescheiden, bist du dir ja doch bewußt, daß es nicht deine Werke sind, sondern Blüthen und Früchte, die sein Geist in dir gezeitigt und hervorgetrieben hat, in dir, du Rüstzeug in Gottes Hand. Und nie sprichst du: jetzt that ich genug, um in den Himmel zu kommen, vielmehr ist gerade das das Wesen wahrer Dankbarkeit, daß sie sich nie genug thun kann.

Meine lieben Zuhörer! Und seht nun, all' das Gesagte liegt enthalten in dem kurzen Wort unseres Textes. Da stund rechts das Judenthum mit seinem Anspruch auf äußern göttlichen Segen, himmlischen Lohn, und stund links das Heidenthum mit seiner stolzen, kalten Tugend Einzelner unter einem lasterhaften Geschlecht. Und zwischen beide hinein tritt nun Paulus, um im Sinne Christi durch sein Wort und eigenes Beispiel der Sittlichkeit einen neuen Antrieb, eine tiefere Grundlage zu geben, den Glauben, der in Liebe thätig ist. Der Glaube bindet die heidnische Tugend an Gott, die Liebe reinigt die jüdische Sittlichkeit von ihrer Selbstsucht.

Der christlichen Sittlichkeit gibt er als Quelle die Liebe, die wir von Gott erfahren haben, als Kraft unsere Gegenliebe zu Gott, als inneres Glück die Gotteskindschaft, als letztes Ziel die völlige Vereinigung mit Gott. Und diese christliche Sittlichkeit, sie wird auch das Judenthum und das Heidenthum unserer Tage besiegen.

Das Jenseits

1870

Luc. 20, 38. Gott ist aber nicht der Todten, sondern der Lebendigen Gott, denn in ihm leben sie alle.

Meine Lieben! Wir schließen heute unsere Betrachtungen über Hauptwahrheiten der christlichen Religion, um von nächstem Sonntag an unseres Heilands letzte Tage mitzuleben. Zuvor handeln wir aber noch von dem Punkte, der für gar Viele der allerwichtigste ist und in dem Manche, Gegner wie Freunde des Christenthums, die Hauptsache der, ja die ganze christliche Religion selbst bestehen lassen; dieser Punkt ist das Jenseits, das ewige Leben, die himmlische Seligkeit. Nun habt ihr vielleicht vor acht Tagen gedacht, ich scheue mich, hierauf zu reden zu kommen, und wenn ich euch sagte, himmlischen Lohn gibt es keinen, der Anspruch auf solchen verdirbt eure Sittlichkeit, so meinet ihr gar, damit wolle ich euch verblümt andeuten, mit dem Tod sei alles aus, ein Jenseits gebe es nicht.

Nein, meine Lieben, so ist es nicht. Allerdings ist für mich das Jenseits, daß es eine himmlische Seligkeit gebe, nicht die Hauptsache der christlichen Religion, die Frage danach nicht einmal eine eigenthümlich christliche, denn sie ward verhandelt, ehe es ein Christenthum gab, und wird verhandelt auch außer demselben. Der Mittelpunkt des Christenthums wie jeder andern Religion ist vielmehr die Versöhnung mit Gott, und inniger, gründlicher bietet keine andere Religion diese Versöhnung, als die christliche in ihrem Kindschaftsverhältniß. Doch eben diese Grundlehre des Christenthums, die

Versöhnung mit Gott, wird geschmälert, beeinträchtigt durch die Hoffnung auf einen himmlischen Lohn; denn verlangst du von Gott noch einen besonderen Lohn, dann bist du nicht schon jetzt und für alle Zeit mit Gott zufrieden; bist du aber jetzt nicht und nicht in jedem Augenblick mit Gott zufrieden, so wirst du es kaum je werden, wird dein anspruchsvolles Herz sich kaum je ganz selig fühlen. Deshalb läßt sich vernünftig und fromm vom Jenseits nur zu denjenigen Menschen sprechen, welche nicht mehr sagen: so denke ich darüber, ist's nicht so, dann glaube ich an gar nichts mehr; das verlange ich von Gott, gibt er mir es nicht, will ich nichts mehr von ihm wissen; sondern die ein versöhntes Herz im Busen tragen und sagen: wir sind zufrieden mit Gott; geschehe mit uns, was da will, der Herr thut es, und was er thut, das ist gut, das macht er wohl. Zu euch, die ihr so redet, spreche ich heute

von der ewigen Seligkeit.

Gibt's jenseits etwas? worin besteht das Selige dieser Ewigkeit? worin das Ewige dieser Seligkeit?

I.

Meine Lieben! Gott aber ist nicht der Todten, sondern der Lebendigen Gott, ihm leben sie alle. Als Christus dieses Wort sprach, stund er zwischen Pharisäern und Sadducäern *mitten* drin. Jene lehrten ein Jenseits, das dem Wesen nach nichts anderes war, als ein Diesseits mit vermehrten Rechten, erhöhten Genüssen. Die Sadducäer spotteten über diese Neubelebung todter Leiber, über diese Forsetzung irdischer Verhältnisse im Jenseits, und weil ihnen das alles sehr lächerlich vorkam, schlugen sie den Glauben an ein Jenseits überhaupt in den Wind und hielten die Lehre von der sogenannten Auferstehung der Todten für eine Thorheit.

Jesus nicht also. Auch er verwirft die irdischen, sinnlichen Vorstellungen vom Jenseits, hält aber daran fest, daß

nicht bloß diesseits des Grabes Leben da sei und walte, jenseits dagegen Tod und Vernichtung, sondern Leben, Leben überall, drüben so gut wie hier, und zwar Leben deshalb, weil Gott da sei und das von dieser Erde verschwundene in ihm lebe — ihm leben sie alle. Das Leben sei unsterblich, was da in Gott lebe, sei ewig wie er.

Meine Zuhörer! Auch wir finden uns zwischen Pharisäer und Sadducäer mitten hineingestellt. Bald lächeln wir, bald zürnen wir über die völlig irdischen und selbstischen Vorstellungen, die sich kleine und erwachsene Kinder vom Jenseits machen; dann thut's uns aber doch wieder weh, wenn einer jener Sadducäer von heutzutage roh und höhnisch uns anfährt und spricht: glaubst du auch noch an dieses Pfaffengeschwätz und lässest dir den Mund wässrig machen? genieße, laß es dir wohl sein hienieden, quäle dich nicht um nichts und wieder nichts, denn mit dem letzten Athemzug ist alles fertig und vorbei und die Kerze ausgebrannt. Wer hat Recht, wem willst du glauben? Glaube beiden nicht, denn beide glauben nicht an sich selbst. Nein, sie glauben selbst nicht fest an das, was sie sagen.

Du hast dich gewiß schon gewundert, wie gar oft aus dem Munde von Leuten, die du nie anders als sehr strenggläubig gekannt hast, Aussprüche kamen, z. B. beim Tod eines Kindes oder großen, viele Menschenleben vernichtenden Unglücksfällen, Aussprüche, die einen tiefen, bittern Zweifel, ein völliges Irresein an ihren bisherigen Hoffnungen verriethen. Und dann stießest du bei schweren Schicksalsschlägen wieder auf Andere, die sonst vom Jenseits nie etwas hören wollten, und siehe da, nun aus ihrem Mund vernahmest du Worte wie diese: wenn aber doch etwas wäre! armselig Menschenleben, vergebliches Dasein, wenn es mit dem letzten Athemzuge zu Ende geht! selig der, welcher glauben kann! noch seliger der, welcher sich nicht fürchten muß! Du brauchst aber dein Ohr nicht einmal an die Brust Anderer zu legen, dieselben Widersprüche und Schwankungen liegen schon in deiner eigenen Seele.

Du glaubst an ein Jenseits, aber ein Blödsinniger, ein Greis an Kindesstatt, was soll von denen fortleben? und die ungezählten Millionen, die theilweise in fast thierischem Zustand dahingelebt haben und gestorben sind, sie alle sollten fortleben in Ewigkeit? Unmöglich, nimmermehr! rufst du. Also ist mit dem Tode alles fertig. Nein, nein, das auch nicht! und in dir bricht dein mächtiger Lebenstrieb auf, dein Ich stemmt sich mit aller Gewalt gegen seine völlige Vernichtung. Doch welches von beiden wird also dein Loos sein, Unsterblichkeit oder Vernichtung? Da fehlt dir die bestimmte, abschließende Antwort, du glaubst an beides und zweifelst wieder an beidem; du machst dir aus der Bibel Beweise für die Unsterblichkeit und aus Erfahrung, Natur, Wissenschaft Beweise gegen dieselbe zurecht, sie befriedigen dich einen Augenblick, doch sobald du dich dran halten willst, reißt der Strick. Aus all' dem wird dir nur eins klar: dein Geist bewegt sich innerhalb gewisser Schranken, du kannst dir das Jenseits nicht denken und es auch nicht ganz ableugnen, doch die Kraft, darüber zu völliger Gewißheit zu gelangen, findest du nicht in dir selbst, nicht in deinem Gemüth und nicht im Verstand.

Drum will ich dir noch einen köstlichern Weg zeigen. Du triffst auch Menschen, welche zwar nicht Unsterblichkeit von Gott fordern, wohl aber innig darauf hoffen und zwar je länger desto stärker, völlig unbeirrt durch alle Erfahrungen und Beweise, welche Andere dagegen anführen, Menschen, denen diese Hoffnung immer mehr zu süßem, innerm Glücke wird, je weniger ihnen dieses Erdenleben mehr zu bieten vermag. Frage diese: woher eure Hoffnung, woher die Kühnheit und Gewißheit eurer Hoffnung? Sie werden dir antworten: daher, daß wir unsere Hoffnung auf Gott setzen. Wir kennen ihn, diesen Gott, haben wir doch bisher schon für jede nächste Stunde, jeden nächsten Tag uns auf ihn verlassen müssen, denn die nächste Stunde, der nächste Tag sind uns ja um nichts weniger dunkel, um nichts gewisser als das Jenseits.

Und gar nie, so oft wir herzhaft uns auf ihn verließen, sind wir zu Schanden geworden; in Menschen und Dingen und am allermeisten in uns selbst haben wir uns so oft getäuscht, in Gott nie; immer hatte er neue Liebe für uns, neue Hülfe, wo wir selbst keinen Ausweg mehr erblickten, und immer neue Geduld und immer neue Kraft und immer neues Leben: ja Leben, denn ist dieses neue Leben jeden Tag mehr mein Werk, ein geringeres Wunder als ein Leben nach dem Tod?

Doch, so wendest du ihnen ein, damit ist ja nicht gesagt, daß dieses Leben auch ewig währen müsse. Eben weil ihr Gottes Güte in so reichem Maße genossen habt, kann er euch eines Tages sagen: ihr habt nun euer Theil, macht Andern Platz. Ja das könnte Gott wohl thun, und wir hätten dennoch alle Ursache mit ihm zufrieden zu sein. Doch das will er nicht thun; woher sonst die Ahnungen einer Unsterblichkeit, die Hoffnungen auf ein Jenseits tief auf dem Grund unserer Herzen? Die kommen von Gott. Solche Ahnungen gibt uns Gott schon für dieses Leben und erfüllt sie dann, ob auch zuweilen erst nach langen Jahren, wunderbar. Grad so wird er auch unsere auf ein ewiges Leben gerichteten Hoffnungen nicht täuschen. Der die Sehnsucht hat gegeben, der wird euch hinüberheben.

Und dann noch ein zweites: gewiß, wir verlangen keinen Lohn von Gott, alles Gute trägt seinen Lohn bereits in sich selbst; wir haben auch nicht umsonst gearbeitet und Gutes gethan, ob wir auch sterben, der Segen, den wir gestiftet, bleibt und wirkt fort. Unsere Arbeit ist nicht verloren, wenn wir schon untergehen. Aber eins wäre verloren, das mehr werth ist, als unsere Werke. Gott will, daß wir nicht bloß Gutes thun, sondern daß wir gut werden, und sind wir nun wahre Christen, dann tragen wir ein reiches persönliches Leben in uns, Schätze von Liebe und Glauben und zugleich einen mächtigen Zug, immer noch tiefer in Gott hineinzukommen. Und das sollte keinen andern Zweck haben als einen

Augenblick zu blühen und dann zu verwelken gleich der Blume des Feldes? wir sollten durch unsere Vervollkommnung nur um so schneller unserer Vernichtung entgegenreifen? der Segen, den wir stifteten, sollte bleiben, der Quell dieses Segens, unsere festgefügte Persönlichkeit in Luft aufgehn? Nein, das ist nicht das Ende der Wege Gottes mit uns. Eines Menschen Persönlichkeit hat eine Bestimmung, die über sein Leben auf dieser Erde hinausreicht.

II.

Doch wir reden nicht bloß von einer kahlen Unsterblichkeit, einem hohlen Jenseits, sondern auch von einem Glück da drüben, von einer himmlischen Seligkeit. Worin besteht diese Seligkeit? Prüfe die gewöhnlichen Vorstellungen hierüber, mein Zuhörer, so findest du, daß der Eine auf den Himmel sich freut, weil er da auszuruhen hofft von schwerem Tagewerk, der Andere es recht gut zu haben, der Dritte mit seinen Lieben wieder vereinigt zu werden. In diesen Vorstellungen und Erwartungen von der himmlischen Seligkeit nehmen zwei Dinge eine zu große Stelle ein: das durchgemachte und abgeschlossene Erdenleben und die eigene Person.

Drum machen wir es uns ja schon jetzt klar, daß wir nur mit dem Theil unseres Wesens, mit dem wir schon hienieden Gott zugewendet waren, fortleben werden, nicht mit all dem irdischen Gepäck, nur mit dem Besten in uns. Und auch das nicht jeder so für sich allein — ohne Gott keine Seligkeit, er muß der Mittelpunkt des Himmels, er muß selber unser Himmel sein. Nur wer zu Gott will, wem Gemeinschaft mit Gott sein Sehnen, das Thun von Gottes Willen seine Speise ist, nur der findet ein Himmelreich — in Gott.

Deshalb ist es vollkommen richtig, daß diese Art von Seligkeit nicht erst drüben beginnt und daß, wer nicht schon hienieden ihren Vorschmack empfunden, sie drüben kaum findet, daß wem sie hienieden nicht schon seine Freude gewesen ist, sie

dem drüben nie sein höchstes Glück sein wird. Ja Gemeinschaft mit Gott und Dienst Gottes sind dir hienieden schon zugänglich, nur, je nachdem du mehr die Natur der Maria oder die der Martha an dir trägst, bald mehr von jener, bald mehr von diesem; nur daß die stille Versenkung in Gott zuweilen deine Arbeit stört und dein Tagewerk deinen stillen Verkehr mit Gott unterbricht; nur daß die Gemeinschaft mit Gott und Dienst Gottes beide so lückenhaft und unvollkommen sind. Beides wartet deiner dann drüben in Vollkommenheit, du wirst alsdann Maria und Martha zugleich sein, zugleich mit deinem Herzen bei ihm weilen und seinen Dienst ausrichten — ihm leben sie alle.

III.

Meine Lieben! Noch haben wir einen letzten Anstoß zu beseitigen, den welcher in dem Worte „ewig“ liegt. In alle Ewigkeit Gott lobsingen, in alle Ewigkeit als Engel seinen Thron umstehen und seinen Willen ausrichten — ist das nicht ein schreckliches Einerlei? aus dieser Welt ewigen Wechsels, unaufhörlicher Veränderungen, steter Vervollkommnungen sollten wir plötzlich in eine des völligen Stillstands, eisiger Todesruhe versetzt werden? Nein, das geht nicht, und gar mancher Mensch, der auf Bildern eines jener glückseligen, aber immer gleich lächelnden Engelsgesichter betrachtete, sprach schon: ich tauschte nicht mit dir, ich habe noch ein Streben nach Höherem und das hält mich gesund, du hast kein Ziel mehr, weil du das deine erreicht hast.

Meine Zuhörer! Dieses Bedenken gegen das „ewig“, so fremdartig es manchem von euch klingen mag, ist vollkommen begründet. Ein ewiges, langweiliges Einerlei gibt es auch drüben nicht, das liegt schon im Worte Leben; Leben ist Veränderung, nie Stillstand, Sumpf, Tod. Auch jenseits gibt es neue Ziele, gibt es eine Vervollkommnung. Drüben werden wir immer tiefer hineinkommen in Gott, immer inniger mit

ihm vereinigt werden, pflegen wir zu sagen und bedenken nicht, wie viel wir damit aussprechen; denn alsdann kann unsere Persönlichkeit, unser Ich auch nicht etwas ewig Dauerndes sein, sondern ist bestimmt, sich aufzulösen in Gott. Dieser Gedanke hat durchaus nichts Schreckliches: jetzt allerdings sträubt sich unser ganzes Wesen dagegen, unsere Persönlichkeit, unser Ich aufzugeben, weil es sonst der Vernichtung zum Raube würde. Doch etwas ganz Anderes ist es, dieses Ich preiszugeben nicht mehr der Vernichtung, sondern Gott. Und wie wir schon jetzt glücklich sind darüber, unsere irdische Hülle voll Unvollkommenheit, je länger je mehr ein Kerker für unsere Seele, von uns schütteln zu dürfen und dadurch eine Scheidewand zwischen uns und Gott niederzureißen, so werden wir uns auch freuen, unser Sonderdasein, eine letzte lästige Hülle abzulegen und ganz in Gott aufzugehen. Wie freuen wir uns doch im Frühling, die schweren Winterkleider mit leichtern vertauschen zu können, und wenn wir baden gehen, wie haben wir doch auch an diesen noch zu viel, werfen sie ab, um ganz uns in's Element zu tauchen. Meine Lieben! Der Frühling ist unser Sterben, das Bad unser Aufgehn in Gott.

Meine Lieben! Soviel von der himmlischen Seligkeit. Sie ist also Leben, Leben in Gott. Schon die Hoffnung darauf findet ihren festen Grund, ihre Gewißheit nur im Vertrauen auf Gott. Die Seligkeit dieses Jenseits liegt wieder in Gott, in der Gemeinschaft mit ihm und in seinem Dienst, und endlich auch ihr letztes Ziel in Gott, in völligem Aufgehn in ihm, so daß Gott Alles in Allem wird.

Der leidende Messias

1870

Marc. 8, 27—34. Und Jesus ging sammt seinen Jüngern hinaus in die Flecken bei Cäsarea Philippi. Und auf dem Wege fragte er seine Jünger und sprach zu ihnen: Wer sagen die Leute, daß ich sei? Sie antworteten: Du seiest Johannes der Täufer; und andere, du seiest Elias; andere aber, du seiest einer der Propheten. Und er sprach zu ihnen: Ihr aber, wer saget ihr, daß ich sei? Da antwortete Petrus und sprach zu ihm: Du bist der Christus. Und er verbot ihnen ernstlich, daß sie Niemandem von ihm sagen sollten. Und er fing an, sie zu belehren, daß des Menschen Sohn müsse viel leiden und von den Aeltesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten verworfen und getödtet werden und nach drei Tagen wieder auferstehn. Und er redete das Wort frei heraus. Und Petrus nahm ihn zu sich und fing an ihm einzureden. Er aber wandte sich um und sah seine Jünger an und schalt den Petrus und sprach: Hebe dich weg von mir, Satan! Denn du sinnest nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist. Und er rief das Volk sammt seinen Jüngern zu sich und sprach zu ihnen: Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.

Meine Lieben! Von heute an bis zum Charfreitag tritt der leidende und sterbende Heiland in den Vordergrund unserer Betrachtungen. Eine alte kirchliche Sitte legte diesen sogenannten Leidensbetrachtungen bestimmte Texte aus den verschiedenen Evangelien der Reihe nach unter, Texte, welche mit Gethsemane begannen und mit dem Begräbniß Jesu schlossen. Dieser alten Sitte sind auch wir die beiden letzten Jahre gefolgt; damit sich aber nicht Einförmigkeit und Schlendrian in dieselbe einschleichen, verlassen wir sie dieses Jahr und

predigen nach freigewählten Texten über denselben Gegenstand. So wird es uns auch möglich werden, das Wesen Christi noch allseitiger und gründlicher aufzuschließen. Heute machen wir damit den Anfang, indem wir reden

von Christus als dem leidenden Messias.

I.

Geliebte Zuhörer! Es gibt ein Wort, das ihr wohl bereits bis zum Ueberdruß von Andern und mir selbst vernommen habt, das Wort, die Juden zu Jesu Zeit hätten allerdings in ihrer Mehrzahl mit glühender Sehnsucht und in gespannter Erwartung ihren Messias, d. h. ihren Erretter, Erlöser erwartet, allein diesen Messias hätten die Nüchternsten sich vorgestellt wenigstens als einen irdischen Herrscher von Davids Größe, Macht und Schlachtenglück, Andere noch begeisterter geradezu als ein himmlisches Wesen, in wunderbarer Weise vom Himmel niedersteigend, mit eisernem Szepter die Völker schlagend, und Einzelne hätten selbst erwartet, dieser Messias werde einen großen Gerichtstag abhalten, die Bösen von den Guten ausscheiden, jene vernichten und mit diesen ein ewiges Reich gründen. Nun habe Jesus von diesen Hoffnungen gar keine erfüllt, und deshalb seien selbst unter seinen Anhängern einige an ihm irre, andere ihm gram geworden, und deren Abfall habe zur Folge gehabt, daß nun seine geschwornen Feinde über ihn übermächtig geworden seien und vermocht haben, ihn aus dem Wege zu schaffen.

Meine Lieben! Das ist ein ganz richtiges Wort, immer aber noch ein oberflächliches, und statt euch durch eine nochmalige Wiederholung desselben zu langweilen, wollen wir ihm lieber heute auf den Grund gehen. Die Frage ist: wollte Christus die Messiashoffnungen seines Volkes erfüllen, wollte er sein Messias sein oder wollte er das nicht? Gab er sich als diesen Messias und erfüllte dann doch seine fleischlichen

Hoffnungen nicht, so hatte das Volk ein gewisses Recht, ihn zu verwerfen. Wollte er aber dieser Messias nicht sein, warum sagte er das nicht ganz bestimmt heraus, warum, wenn Andere ihm diesen Titel beilegten, lehnte er denselben nicht ab? In dieser Beziehung scheint Christus zweideutig, das ist das Wort, gehandelt zu haben. Deshalb hat man das Verhalten Christi in zweifacher Weise aufzuklären versucht.

Die Einen behaupten, er habe es doch schließlich an selbem Osterfest in Jerusalem auf einen äußern Entscheid der Waffen wollen ankommen lassen, sei dann aber im entscheidenden Augenblick davor zurückgebebt, oder seine Feinde seien ihm zuvorgekommen und daran sei er erlegen. Allein dieser Vermuthung widerstreben die Evangelien Schritt für Schritt; sie zeigen, daß Christus nur deshalb den Kreuzestod hat erdulden müssen, weil er jede Versuchung zum Losschlagen von sich wies. Darum haben Andere angenommen, es habe im jüdischen Volk neben der soeben geschilderten rohen und fleischlichen Messiashoffnung noch eine andere, reinere und geistige gegeben, und dieser edlern Seelen Erwartung habe er erfüllen wollen, deshalb auch den Messiastitel nicht von sich gewiesen. Doch auch dies ist falsch. Wohl finden wir im alten Testament Anklänge an ein noch anderes Messiasbild als das landläufige, so z. B. den Knecht Gottes des zweiten Jesaia, aber das Volk Israel im großen und ganzen hat zu gar keinen Zeiten und am allerwenigsten zu denen Jesu einen andern Messias erwartet, als einen, der durch weltliche Gewalt herrliche Siege erkämpft und endlich ein mächtiger Herrscher bleibt.

So stehen wir denn auf's neue rathlos vor der alten Frage: wollte Jesu wirklich den Juden ihr Messias sein? Die richtige Antwort auf diese Frage ist diese. Er hat es auf's sorgfältigste vermieden, je mit einem einzigen bestimmten Wort zum Volk zu sagen: ich bin der Messias, den du erwartest. Damals in der Synagoge zu Nazareth und später, als der Täufer ihn fragen ließ, ob er wirklich der Messias sei, konnte

er wohl auf seine Thaten, seine Wirksamkeit hinweisen und sagen: prüfet selbst, ob nicht durch mich Dinge geschehen, von mir ein Heil ausgeht, wie ihr sie von der messianischen Zeit erwartet. So oft das Volk ihn zu seinem König, also zu seinem Messias machen will, entzieht er sich demselben. Als das Volk bei seinem Einzug in Jerusalem ihm zujauchzt, reitet er ihm entgegen nicht auf einem Schlachtroß, sondern auf einer Eselin, mit diesem Sinnbild ihm sagend, der, den du in mir suchst, bin ich nicht. Wohl bekennt er auf des Hohenpriesters Frage sich als der Gesalbte, der Sohn Gottes, aber hier handelt es sich nicht um sein Werk an seinem Volk, sondern um sein Verhältniß zum himmlischen Vater, an das er sich nicht rühren lassen will, auch wo er durch eine Zweideutigkeit sein Leben erkaufen könnte.

Am tiefsten hinein führt uns unser heutige Text. Hier blitzt in Jesu Jüngern, zuerst in einem, dann in allen der Gedanke auf, Jesus sei nicht der bloße Rabbi voll Weisheit und Freundlichkeit, für den sie ihn bisher angesehen, sondern wirklich der Gottgesandte, der Messias. Jesus weist diesen Gedanken nicht zurück; durch die Vorstellung, er sei der Messias, hindurch konnte er sie am besten zu dem führen, was er ihnen in der That sein wollte. Das jüdische Bild galt es mit christlichem Inhalt zu füllen. Dafür mußten sie ihn und sein inneres Wesen noch viel besser als bisher verstehen lernen. Daher ja kein Lärm über das neue Licht, das ihnen aufgegangen — das hätte nur Mißverständnisse, Verwirrung angerichtet — stillgeschwiegen, zugehört! Und nun legt Jesus ihnen dar, wie er allerdings der Messias, d. h. ein Gottgesandter, sei, aber ein ganz anderer als sie gedacht, nicht ein Fürst und Weltenrichter, sondern ein leidender, ja äußerlich unterliegender. Und als nun Petrus ihn von diesem Weg untendurch abwendig zu machen sucht, weist er denselben streng zurück und beruft sich auf einen höhern Gotteswillen, den zu erfüllen er sich soeben bereite; und um sein Wort vom leiden-

den Messias noch zu bekräftigen, sagt er frei vor allem Volk: nicht nur muß ich untendurch, mein Weg ist auch euer Weg, laßt fallen das Schwert, beugt den stolzen Nacken unter das Kreuz.

Damit hat er in das Gemüth seiner Jünger ein Samenkorn gelegt, das, zur Stunde von ihnen noch kaum bemerkt, in einem schweren Augenblick seine Hülle bricht, aufgeht und in ihrem Glauben eine völlige Umgestaltung hervorbringt. In Wahrheit, da er ihnen jetzt vom leidenden Messias spricht, fassen sie ihn nicht, bis zur Stunde seiner Gefangennehmung ist und bleibt ihnen ihr Meister durchaus der jüdische Messias, und von da weg bis nach seinem Tod werden sie völlig irre in ihrem Glauben an ihn. Erst da bricht das Wort unseres Textes an sie in ihren Seelen wieder auf; ja, er hat uns ja gesagt, er sei der leidende Messias. Und nun erst beginnt das Bild des großen Dulders ihre Seelen zu füllen und daraus das jüdische Messiasbild und alle auf dieses gesetzten Hoffnungen allgemach immer mehr zu verdrängen. Und wie das Bild, das ihre Seelen erfüllte, nach und nach ein anderes ward, immer mehr der Gekreuzigte, immer weniger der irdische König, so wurden sie selbst nach und nach andere, wollten nicht mehr auf zwölf Stühlen sitzen und richten die zwölf Stämme Israels, sondern waren zufrieden, als Kreuzträger über diese Erde hinzuziehen, einander zu dienen und die Welt zu überwinden von unten herauf, von innen her, durch Liebe.

Noch einmal sollten das jüdische Messiasbild und das Bild von Jesu, das in der Seele der jungen Christenheit lebte, hart auf einander stoßen. Es war einige dreißig Jahre nach Jesu Tod. Israel rüstete sich zum letzten Entscheidungskampf, emporblickend zum Himmel, von woher im rechten Augenblick der Messias zu ihm niedersteigen und es zum Siege führen sollte. Da verließ unter dem Hohn der Juden ein kleines Häuflein das von Waffen starrende Jerusalem und zog, von den Römern kaum beachtet, nach Pella jenseits

des Jordans — vor ihnen her, der seine höchste Kraft und Tugend und Liebe nicht im Widerstand, nicht mit dem Schwert in der Hand, sondern im Tragen, Leiden, Dulden an den Tag gelegt hatte. Kurze Zeit verging und Israel hatte seinen Messiastraum ausgeträumt und war fürchterlich erwacht; zertrümmert, vernichtet lag alles, worauf es seine stolzen Hoffnungen gebaut, der Himmel war verschlossen geblieben, der Messias nicht gekommen. Die Gemeinde derer dagegen, welche dem Gekreuzigten nach Pella gefolgt waren, blühte empor und ward zum großen Baum der heutigen Christenheit. Und immer noch ist deren höchstes Zeichen das Kreuz und immer noch blickt sie als zu ihrem Besten, als zum vollkommensten Menschen, als zum Ueberwinder der Welt, als zum Sieger über Tod und Hölle, als zu einem Führer zum Himmelreich empor zu einem Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz und voller Hohn.

Das Menschenbild, dem die Christenheit nachstrebt, ist kein gewaltiger Fürst, sondern ein armer Rabbi; seine Waffe ist nicht das Schwert, sondern das Wort; nicht neue Weltreiche gründet er, sondern einen neuen, seinen Geist haucht er den gegenwärtigen ein, bis sie zu Gottesreichen geworden sind; sein Siegesgang ist kein äußerer Triumph, sondern ein mühseliges Gehen unter dem Kreuz zum Kreuz.

Meine Lieben! Und wohl dürfen wir behaupten: an ihrem eignen Leib trägt die Christenheit bereits von den Zügen dieses ihres leidenden Messias: auch ihr gilt der Geist mehr als die Gewalt, das Innere mehr als das Aeußere, die Liebe mehr als das Schwert, das Dienen mehr als das Herrschen, die innere Ueberwindung mehr als der äußere Sieg.

II.

Mein Zuhörer! Mit all dem Gesagten wirst du kaum viel anzufangen wissen und doch hast du ganz dieselbe Ge-

schichte ebenfalls erlebt und erlebst sie noch alle Tage weiter. Blicke in deine Vergangenheit — hat es nicht eine Zeit gegeben, wo auch du dem jüdischen Messiasbild anhingest, nur von kommendem Glücke träumtest und dieses Glück in die Außenwelt verlegtest, von der Erfüllung deiner Wünsche erwartetest und auf halbe oder ganze Wunder zu deinen Gunsten rechnetest? eine Zeit, wo du hoch herabschautest auf jeden, der einfach und anspruchslos seiner Wege ging, dem Geist mehr galt als Besitz und Herzensgüte mehr als Geist, dagegen dir als beneidenswerth jeder erschien, der reicher, mächtiger, vornehmer war als du? eine Zeit, wo du deshalb an Christus glaubtest, weil er dir eine Fortsetzung äußerer, irdischer Herrlichkeit droben im Himmelreich zu verheißen schien? eine Zeit aber auch, wo du mit Weltlauf und Schicksal, mit der unmittelbaren Gegenwart nie zufrieden warest, Ungerechtigkeit sahest überall und Ungeduld dir keine Ruhe ließ?

Wohlan, mein Zuhörer, damals träumtest du deinen jüdischen Messiastraum. Wohl kam dir da zuweilen eine Ahnung, was du glaubest, sei der rechte Christenglaube nicht, der Christus, dem du anhängest, der wahre nicht. Allein, diese Ahnungen zogen vorüber, fanden nicht Grund in deiner Seele. Da mußte das Leben und seine Erfahrungen hinzutreten und eingreifen. Die glänzenden Farben, mit denen du dir die Außenwelt ausgemalt, erblichen; die Sterne, die du in deine Zukunft hinausgehängt, erloschen; alle Tage wurdest du um eine Hoffnung und Aussicht ärmer, alle Tage wuchs eine neue Last dir zu, alle Tage fandest du geringere Kraft in dir, dich zu freuen, alle Tage ward die Verheißung eines bessern Jenseits dir ungewisser. An die Stelle deiner Träume trat die Wirklichkeit. Da erst, da dein jüdisches Messiasbild zerbrach, trat Christus in seiner wahren Gestalt an dich heran und sprach: ich bin der Messias, aber der leidende Messias. Auf demselben Grund und Boden, da du stehest, stand auch ich; das Leben hat mir nicht mehr gelacht als dir, von äußern

äußern Dingen nannte ich noch viel weniger mein als du; mein Leben endete in Nacht, aber eben das war mein Siegesgang; da vollendete mich Gott, wo du alle Tage unversöhnter und elender wirst; da ward ich der Segenspender, wo du von der Außenwelt immer nur nehmen willst; da ward ich der Weltüberwinder und stieß sie hinter mich, wo du ihrer Last und Noth mit jedem Tage mehr erliegst. Drum nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach.

Und wirklich, mein Zuhörer, ist er, dieser leidende und duldende Messias, einmal am Himmel deiner Seele aufgegangen als dein hellster Stern, dann lernst auch du dein Glück und deinen Frieden, unabhängig von allem Aeußern, in dir selber tragen, am Dulden und Dienen, am Weg untendurch deine Freude finden, innerlich siegen und durch diese Siege über dein Herz wachsen inwendig, dem Himmel entgegen.

Mein lieber Zuhörer! Dann singst auch du einst: ich weiß, wen du willst herrlich zieren und über Sonn' und Sterne führen, den führest du zuerst hinab.

Der Gehorsam Christi

1870

Phil. 2, 8b. Und ward gehorsam bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz.

Meine Lieben! Wir fragten letzten Sonntag: warum zog Jesus an selbem Osterfest nach Jerusalem hinauf? und gaben darauf die Antwort: deshalb, weil sein Werk einer Entscheidung bedurfte und diese nur an einem hohen Fest droben in der Hauptstadt Jerusalem erfolgen konnte. Dies suchten wir aus der Geschichte und aus der damaligen Sachlage nachzuweisen. Allein dieser unser Nachweis konnte ein tieferes christliches Gemüth unmöglich ganz befriedigen, sondern mußte in ihm nothwendig das Gefühl zurücklassen, es fehle da etwas, es sei das Ganze nicht bloß menschlicher Berechnung entsprungen und nur so menschlich zugegangen. Dieses dein Gefühl, mein lieber Zuhörer, hat dich nicht getäuscht; du hast ganz recht, jener Zug nach Jerusalem, jene Entscheidung droben hat noch eine andere Seite, wir nennen sie die göttliche. Absichtlich ließ ich sie vor acht Tagen im Dunkeln, um heute ausschließlich auf sie alles Licht fallen zu lassen, indem ich heute zu euch rede

über den Gehorsam Christi gegen den Willen Gottes.

I.

Meine Lieben! Wir können, wenn wir das eigenthümliche Wesen Jesu scharf bezeichnen wollen, von ihm sagen: er über-

wand die Sünde, während wir uns von der Sünde überwinden lassen, oder auch: er lebte für Andere, während wir uns selbst leben; doch am tiefsten fassen wir es, wenn wir sagen: er war unverbrüchlich eins mit Gott in liebendem Gehorsam. Weit unmittelbarer, mächtiger, lebendiger als je in eines Andern Herz und Leben ragte Gott in Jesu Herz und Leben herein. In der Natur erblickte er überall nur Gott, seine Weisheit und in dieser Weisheit seine Güte und in dieser Güte seine reiche unterschiedlose Liebe. Denselben Gott fand er wieder in den Geschicken der Menschen, in diesem verworrenen Knäuel überall seine still und wunderbar waltende Hand: Gott nimmt des Geringsten sich an, Gott gibt der Menschenseele ihren überaus köstlichen Werth, Gott geht dem Verirrten nach, Gott läßt auf den Sünder seine Gnade niederträufeln, Gott hält die Mächtigen also in seiner Hand, daß ihre Gewalt doch nur von ihm stammt und sie ohne seinen Willen nichts zu thun vermögen, er regiert also die Bösen, daß sie trotz Eigenwillen und Toben doch ihm dienen, daß sie zwar das Böse wollen, aber das Gute wirken müssen. Diesen Gott schaut Jesus vor allem in seinem eigenen Leben. Von diesem Gott wußte er sich umfangen ganz und gar, ausgerüstet von ihm und gesandt von ihm und behütet von ihm, er war seine Stärke und sein Trost, bei ihm weilte sein Herz in allen stillen Stunden und zu ihm, diesem Gott, ging Jesus sterbend wieder heim, so einfach, als träte er bloß von einer Stube in eine andere hinüber.

So fühlte und schaute Jesus überall Gott, wußte sich ihm nahe, in seiner Hand. Allein dieses Gottesgefühl war nur darum so stark in Christus, seine Gemeinschaft, sein Bund mit Gott nur darum so innig und fest, weil Christus nun auch seinerseits in unverbrüchlichem Gehorsam an Gott sich anschmiegte. Gottes Willen ging ihm über alles, Gottes Willen, wie er sich ihm erschloß in den heiligen Schriften seines Volkes und noch viel deutlicher sich kündete in seiner

eignen Seele. Ihm war es um nichts Anderes zu thun, als sei's leidend, sei's handelnd diesen Willen Gottes über sich zu nehmen und zu vollziehn. Leidend — an ihn heran trat das schwerste Schicksal, er nahm es nicht aus Menschenhand, er nannte es nicht Zufall, nicht Verhängniß, er zweifelte keinen Augenblick, daß es Gottes Wille sei. Freilich dort in Gethsemane und später am Kreuz zogen dunkle Wolken über den Himmel seiner Seele; aber auch da von Ungehorsam und innerem Abfall von Gott keine Spur, nicht einmal ein Gedanke dran, sondern nur das Bangen eines Kinderherzens, das im todbringenden Gotteswillen nicht sogleich den Vater und seine Liebe wiederzufinden vermag, das aber nicht ruht, bis es ihm wiederum in's Auge schaut, bis es an seinem Herzen das müde Haupt bergen kann. Und nicht bloß leidend, sondern auch handelnd vollzog Jesus den Gotteswillen, das war seine Speise, zugleich die Aufgabe und die Freude seines Lebens. Er wußte sich von Gott gesandt, den Menschen Gottes Liebe und Gottes Reich, mit einem Wort Gott selber zu bringen, und diesem Beruf widmete er jeden Augenblick seiner Zeit, jede Faser seiner Kraft, opferte er jedes persönliche Behagen und jeden Schmuck des Lebens. Ob er duldete oder ob er handelte, sein ganzes Leben war nur ein Gebet, immer aufwärts, immer aufwärts, freiwillig, aus dem Innersten heraus. Dieser Gehorsam ward ihm oft recht schwer, er hat in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Thränen geopfert zu Gott, er hatte ja eine schwache menschliche Hülle, er hatte seinen eigenen Willen, er hatte ein nach Glück sich sehnendes Herz. Aber das alles trat in den Hintergrund vor dem Gott, der seine Seele füllte, Fleisch und Willen und Herz, alles zwang er mit starker Hand ebenfalls in den Dienst Gottes.

Meine Lieben! Dieser Gehorsam Christi erklärt uns eine Thatsache, welche uns bei der Betrachtung von Jesu letzten Stunden immer verwundert hat. Unter Allen ist er der einzig

Gefesselte und doch zugleich der einzig Freie. Sie alle haben keine Macht über ihn, nicht der Häscher und nicht der hohe Rath, nicht der römische Statthalter und nicht das Kreuz. Sie zwingen ihn zu keinem Wort, keiner That, die auf seinen Charakter den leisesten Flecken geworfen hätten. Sie dagegen werden beherrscht sei's durch äußere Gewalt, sei's durch Leidenschaft, sei's durch Menschenfurcht; sie sind im besten Fall solche, die nicht wissen, was sie thun, und was sie bewerkstelligen möchten, das gelingt ihnen nicht. Woher diese Freiheit Jesu mitten in seinen Fesseln? Daher, daß Christus sich zusammengeschlossen hat mit etwas, das still und fest über den Menschen, auch den mächtigsten, dahinzieht und sich immer verwirklicht bald durch die Menschen, bald ohne sie, bald gegen sie. Er hat sich mit dem Willen Gottes zusammengeschlossen und in eins verbunden. Aus Gottes Hand nimmt er all sein Schicksal unmittelbar und deshalb kann er auch mit so mildem Sinn und so versöhntem Herzen durch die Menschenwelt hindurchschreiten, ob ihm dieselbe auch noch so viel Leid, auch noch so viel Unrecht zufüge, er läßt sich nicht verbittern, er schaut höher hinauf, er erkennt auch dies als einen Gotteswillen und fügt sich ihm.

II.

Mein Zuhörer! Ich spreche dir da vom Gehorsam Christi, von seiner Einheit mit Gott eben in diesem Gehorsam nicht etwa deshalb, um dich dann um so gründlicher fühlen zu lassen, wie hoch Christus über dir stehe, welche weite Kluft dich von ihm scheide, sondern um dir an's Herz zu legen, daß im Gegentheil dieser selbe Gehorsam gegen Gottes Willen, wie er für Christus der Weg zum Himmel war, so auch dich dahin führen soll. Da ist denn vor allem aus Eins nöthig, du mußt einen solchen Gotteswillen kennen, dran dich zu halten und emporzuziehen.

Worin besteht für dich der Wille Gottes bis jetzt? Vielleicht bloß in einer Sammlung verschiedener Gebote, die dir zudem mehr bloß sagen, was du nicht thun darfst, als was du thun sollst. Und in weiter nichts? Ja doch, dazu wohl noch in einer dunklen Kunde von einem Gnadenrathe Gottes, nach welchem die Menschen nicht verloren gehen, sondern in den Himmel kommen sollen. Und ist das alles? Ja leider für so viele Menschen. Gott steht ihrem alltäglichen Leben so ferne, sie beten wohl, aber so weit hinaus. Daneben gehen sie ihre eigenen Wege, pochen auf ihre Kraft, Freiheit, Willkür, geben dem Zufall einen weiten Platz in menschlichen Dingen. Und kommt es denn, wie es kommen muß, entwickeln sich mit Nothwendigkeit die bösen Folgen ihres Thuns, gerathen sie in schlimme Verhältnisse, schlechte Gesundheit, zwingende Verlegenheiten und drückende Nöthen, dann erblicken sie auch darin nicht den Gotteswillen, den sich gleichbleibenden natürlichen Gotteswillen, sondern ein dunkles Verhängniß, ein vom Himmel herabgeschneites Unglück, einen unverdienten Schlag des Schicksals.

Mein Zuhörer! Erst wenn du ernst gesinnt wirst, erst wenn du darüber nachzudenken beginnst, was ein Menschenleben sei, erst wenn du in deine Vergangenheit zurückschaust, erst dann geht dir aus den Schicksalen und Führungen deines Lebens ein bestimmter Gotteswillen auf, der mehr ist, als ein paar Gebote, mehr als ein allgemeiner Gnadenrath. Du wirst inne, daß noch ein anderes Auge wacht, eine andere Hand waltet über deinem Dasein und daß alles, aber auch alles, was dir begegnet, herausfließt aus demselben Gotteswillen, dieses um dich zu belohnen, jenes um dich zu bestrafen, aber nur deshalb zu bestrafen, um dich zu heilen und zu retten. Und wenn er dir einmal aufgegangen ist, dieser dein ganzes Menschendasein umfangende Gotteswille, o dann lasse ihn nicht mehr los, dann klammere dich fest an denselben, denn siehe, dieser ewige Gotteswille ist das einzig Sichere in deinem

ungewissen, vergänglichen, wechselnden Erdenleben. Dieser Gotteswille ist der Fels im Meer brausenden Menschendaseins, an den du müder Schwimmer dich klammerst in letzter Noth. Jetzt hat deine Seele Grund gefunden. Jetzt kannst du sagen: was Menschenmacht, was zwingende Verhältnisse, was Zufall, was Verhängniß, ja was Leben oder Tod, das sind keine auf mich losgelassenen wilden Thiere, denen ich hülflos preisgegeben wäre, sondern sind alle gehalten von Gottes Hand, alle sein festes, treues, liebendes Walten über mich.

Mein Zuhörer! Und ist dir einmal klar und mit jedem Tag klarer geworden, daß Gott dich kennt, daß er all dein Schicksal leitet, daß er von dir etwas will, mit dir etwas vorhat, daß er nicht umsonst grad so und nicht anders dich begabte, grad hier- oder dorthin dich stellte, grad dieses oder jenes dich erleben ließ — ist dir das einmal klar geworden, dann schmiege dich in innigem Gehorsam diesem Gotteswillen an, leidend wie handelnd. Was will Gott jetzt, in diesem Fall von mir, welchen Weg will er, daß ich gehe? — das sei stets deine erste Frage, deine einzige Rücksicht. Gott will es — das sei der Gedanke, der in dir alle weitern Bedenken vernichtet. Laß dich schulen in der Schule Gottes, trachte nicht nach Höherem, als danach, in stiller Treue als ein gutes Rüstzeug Gottes Willen auszurichten an dir, den Deinen und so weit deine Wirksamkeit reicht. In diesem Gehorsam gegen den Willen Gottes liegt eine mächtige erlösende Kraft. Was können dir Menschen thun, was kann dir geschehen gegen Gottes Willen? So hebt er dich empor über die Furcht vor Menschen und den Mächten dieser Welt. Du bist der Schiffer, der Gotteswille dein Leitstern. Nur auf diesen hast du deinen Blick gerichtet, fährst zu und immer zu und siehst nicht die wilden Wogen und die gefährlichen Klippen, hörst nicht des Sturmes Brausen.

Mein Zuhörer! Doch du wendest ein: du redest da immer von Gehorsam und immer Gehorsam gegen Gottes

Willen, grad wie wenn dies etwas so Leichtes wäre. Das ist eben die Kunst! Sag uns lieber: wie machen wir das, wie lernen wir gehorchen? Du hast ganz recht, mein Zuhörer! Das ist nicht nur schwer, sondern geradezu unmöglich, sobald deinen Gehorsam nicht das beseelt, woraus der Gehorsam Christi hervorging: die Liebe, die gegenseitige Liebe. Das mußt du wissen, daß jedes Gotteswillens letzter Grund und Ziel die Liebe ist, das muß dich in deinen Gehorsam hineintreiben, der Gedanke, wie viel Gott für dich gethan habe und wie gut er es mit dir meine und wie du so gerne ein Zeichen dafür thun möchtest, daß du es erkennest. Mit der Liebe kommt der Gehorsam von selbst.

Die Salbung Christi

1870

Mc. 14, 3—9. Und da er zu Bethanien im Hause Simons des Aussätzigen war und zu Tische saß, kam ein Weib mit einem alabasternen Fläschchen voll Salbe, ächter, köstlicher Narde, und zerbrach das Fläschchen und goß sie auf sein Haupt. Es wurden aber etliche darüber unwillig und sprachen: Wozu doch diese Verschwendung der Salbe! Denn man hätte sie um mehr denn dreihundert Groschen verkaufen und es den Armen geben können. Und sie schalten sie. Jesus aber sprach: Lasset sie in Frieden; was bekümmert ihr sie? Sie hat ein gutes Werk an mir gethan. Ihr habt allezeit Arme bei euch und wann ihr wollet, könnet ihr ihnen Gutes thun; mich aber habt ihr nicht allezeit. Sie hat gethan, was sie konnte, sie hat zum voraus meinen Leib gesalbt zum Begräbniß. Wahrlich ich sage euch, wo immer dieses Evangelium wird gepredigt werden in der ganzen Welt, da wird auch das, was sie gethan hat, gesagt werden zu ihrem Gedächtniß.

Meine Lieben! Unsere drei letzten Betrachtungen über den leidenden Messias, über Jesu Gang nach Jerusalem und über seinen Gehorsam gegen Gott haben uns den ganzen Ernst, ja das Schreckliche von Jesu äußerer Lage vor Augen geführt. Heute nun ein Bild ganz anderer Art. Zwar allerdings, Jesu Schicksal drängt dem Kreuzestod entgegen, näher und näher sehen wir diesen kommen, er legt sich wie ein Alp auf unsere Seele, bange fragen wir: gibt's denn gar keinen andern Ausweg? Nein, keinen — lautet die Antwort.

Zuweilen aber dringt noch durch die Wolken, die sich immer dichter und dunkler über Jesu Haupt zusammenziehen,

ein lichter Sonnenblick und übergießt alles mit goldenem Licht. Dergleichen Lichtblicke sind die Wittwe am Gotteskasten, das heilige Abendmahl, später noch die Heilung des Malchus, Jesu Mitleid mit den klagenden Frauen auf seinem Weg zum Kreuz, ja ganz zuletzt noch sein Gebet für seine Feinde, seine den eigenen Schmerz überwindenden Worte zum Schächer und zu seiner Mutter. Ein solcher Lichtblick ist auch die Erzählung unseres heutigen Textes. So oft wir auch den Bericht über Jesu letzte Tage durchgehen, immer und immer wieder wird unser Gemüth bei diesen lieblichen Zügen ausruhen und sich erquicken und zwar deshalb, weil hier überall die Liebe hervorbricht mitten in der Entscheidung und Jesu Schicksal mildert und verklärt. Bei den meisten dieser Züge ist es die Liebe von Jesus selbst, die zu Tage tritt und versöhnend wirkt. Bei der Wittwe am Gotteskasten und hier bei der Salbung Jesu geht diese Liebe zunächst von andern Personen und zwar höchst bezeichnend von Frauen aus, doch an beiden Orten ist es das liebende Auge Jesu, welches diese Liebe bemerkt, hervorzieht und sie durch seine freundliche Anerkennung verewigt. Deshalb reden wir auch heute nicht sowohl von jenem innigen Frauengemüth, welches Jesu sein Bestes darbringt, als vielmehr von Jesus selbst. Wir zeigen, welch ein Großes es ist,

daß Jesus auch in seiner bittersten Noth für alle Liebe ein liebendes Auge, ein empfängliches und dankbares Herz hat.

I.

Meine Zuhörer! Jesus liebt nicht bloß selbst Andere, sondern er weiß auch im Herzen dieser Andern Liebe zu wecken, hervorzurufen, zu entzünden. Ohne dieses zweite wäre mit seinem Tod auch seine Liebe erloschen, spurlos, fruchtlos verschwunden; so aber hat er an den Fels geschlagen und aus diesem Fels eine Quelle gelockt, und diese fließet fort und fort;

so aber hat er jenem Strom der Liebe Bahn gebrochen, welcher immer neue Menschenherzen erfassend endlich alle, alle in sich hineinziehen wird.

Und wenn Jesus irgendwo in einem Menschenherzen solche Liebe geweckt hat, dann geht er nicht achtlos, gleichgültig dran vorüber; mögen auch ihre Aeußerungen sonderbar, ihm unbequem sein, daran stößt er sich nicht, er fühlt die Liebe heraus und freut und sonnt sich an dieser; solche Liebe zu finden und zu genießen, das sind die stillen Freuden, das ist der Schmuck seines ernsten Lebens; wo Andere nur den nackten Felsen erblicken, da schaut sein Auge noch frisches Grün; wo Andere vor dem Abgrund zurückbeben, da pflückt seine Hand ein Blümchen an dessen Rand. Ja auch jetzt mitten in der Entscheidung, im Angesicht des Todes verschließt Jesus sich nicht in sich selbst, geht er nicht auf im Sinnen und Bangen um das eigene Loos, sondern weiß sich selbst zu vergessen, achtet auf jede Regung der Liebe und sonnt sich daran.

Meine Zuhörer! Also nicht bloß lieben die Deinen sollst du, sondern so sie lieben, daß du auch in ihren Seelen den Born der Liebe aufsprengst, gleiches Lieben in ihnen entzündest. Kannst du das, du Berner, und thust du es, du, der du zwar sanfte Gefühle in deinem Herzen hegst, aber ihnen keine Worte geben magst, der du dich schämst, deine Liebe zu erzeigen? Du mit deinem äußerlich so kalten und verdrückten Wesen weckest du Liebe um dich her? Und wo die Deinen dich lieben und dir Zeichen thun von dieser Liebe, freust du dich dieser Zeichen, bringst du es über dich, diese Freude an den Tag zu legen? Steht dir nicht gar oft auf der Stirn geschrieben: ach was, das ist dumm gethan? Ist dir nicht so manches andere viel wichtiger als die stillen Erweisungen der Liebe, suchst du dein Glück nicht ganz anderswo, machst dir da Sorge und Mühe und lässest das Veilchen unbemerkt, das dir am Wege blüht? Und wenn du übellaunig bist oder stark mit dir selbst beschäftigt, in Sorgen, in Angst, und

eins der Deinen naht dir mit Liebe, sucht dich zu trösten, sucht dich aufzuheitern, geschieht es da nicht zuweilen, daß du dich dieser Liebe gar nicht achtest, ja daß du sie vielleicht unwillig von dir stößest, sie so zurückdrängend in das Herz dessen, der dir zugethan, sie vielleicht sogar ertödtend in diesem Herzen?

II.

Und Jesus weiß nicht bloß Liebe wachzurufen und sie, diese Liebe, als eine warme Sonne hineinzustellen in das Leben des Andern wie in das eigene, sondern Jesus schützt diese Liebe auch, wo die Welt sie zu Schanden, zu nichte machen will. Kaum hat jene Frau ihre kostbare Narde über Jesu Haupt gegossen, so sind unter den Begleitern Jesu einige damit beschäftigt, ihre Handlung einer strengen Beurtheilung zu unterwerfen, drüber herzufallen und sie auszumachen. Sie haben zwar an die Kosten der Narde selbst keinen Heller beigetragen, doch nun, da jemand anders seiner Liebe ein Opfer gebracht hat, sind sie es nicht zufrieden, sondern reden hin und her, wie viel besser das Geld für die Narde wäre zu verwenden gewesen, dieses Geld, das sie nichts angeht, dieses Geld, das für ihre Zwecke gar nicht wäre flüssig zu machen gewesen. Mit einem Wort, sie selbst haben keine solche selbvergessene, aufopfernde Liebe und entschädigen, rächen sich nun hiefür dadurch, daß sie die Liebe der Andern und deren Thaten herunterziehen und schlecht machen.

Meine Lieben! Solche praktische Leute gibt es noch heutzutage unzählige. Sie machen viel in Wohlthätigkeit, doch nie mit eigenem, immer mit fremdem Geld. Es ist recht schwer, wo nicht unmöglich, mit dem, was man thut und gibt, es diesen Leuten zu treffen, gibt man in der Nähe, so sollte man in die Ferne geben, folgt man ihnen, so ist's wieder nicht recht, die Nähe liegt näher. Und nicht bloß die Thaten der Wohlthätigkeit, sondern alle Thaten der Liebe unterwerfen

diese Menschen ihrer Beurtheilung, für alle haben sie denselben Maßstab, die Frage: nützt das etwas, trägt's etwas ein? Bringt's keinen augenblicklichen, keinen sichtbaren, keinen sichern Gewinn, so ist's dummes Zeug!

Allein ist's nicht doch gut, daß es solche Leute gibt, welche die Liebe in vernünftige Schranken eindämmen, auf naheliegende Ziele sie hinleiten? würde die Liebe, sich selbst überlassen, nicht sich auf Unnützes werfen, ja oft mehr schaden als nützen? Nein, meine Lieben, solches ewige Reden, Beurtheilen, Tadeln dessen, was Andere aus dem Drange ihres Herzens thun, das Verwerfen alles dessen, was allerdings nichts einträgt, aber zum Schmuck, zur Freude, zum stillinnern Glück des Lebens beiträgt, das nützt gar nichts, das schadet nur, es tödtet die Liebe; die läßt sich nicht so kommandiren, sondern will thun, was sie freut, oder aber gar nichts. O, wie weh wird guten hingebenden Menschen oft in ihrem Gemüth. Sie haben ganz nur dem Zug ihrer Herzen folgend etwas nicht Gewöhnliches gethan, das nicht am gewöhnlichen Maßstab, sondern an dem der Liebe gemessen sein will. Und nun fällt alles über sie her, diejenigen, welchen das Zeichen galt, vielleicht zuerst, schelten die That, wollen die Liebe nicht bemerken, zertreten sie. O so viele haben ursprünglich Liebe im Herzen getragen, sind aber überall zurückgestoßen worden, haben es nie den Andern treffen können, bis sie sich endlich in sich selbst verschlossen und ganz verbitterten. Ja, das Rechnen tödtet die Liebe.

Grad so weh im Gemüth ward auch der Frau unserer Erzählung, sie hat die Andern nicht beachtet, hat nur Jesus gesehn und gethan, was sie nicht lassen konnte; und da nun das strenge Gericht über sie ergeht, hebt sie, Hülfe, Schutz bei Jesu suchend, ihre Augen auf zu ihm. Und er nimmt sich ihrer an. Mit seinem Wort: Arme habt ihr allezeit bei euch, mich aber nicht, läßt er sie ihre Härte gegen ihn empfinden, erkennt die Liebe der Frau an, seinigt ihre That.

Und grad so schaut auf zu Gott ihr alle, so oft eure Liebe getadelt wird, nicht frei sein, nur irdischen Zwecken der Nützlichkeit dienen soll; tröstet euch Gottes, wenn Menschen das, was ihr so gut gemeint habt, euch verdrehen und verkehren, er sieht euch in's Herz, er sieht eure Liebe.

III.

Noch mehr: Jesus gibt nun auch wirklich der That jener Frau eine höhere, von ihr selbst nicht einmal geahnte Bedeutung. Lasset sie in Frieden, sie hat ein gutes Werk gethan, sie hat meinen Leib gesalbt zum Begräbniß. Also that sie doch etwas Nützliches, sie ging zwar ihren eigenen Weg, erfüllte damit aber nur eine höhere, von den Andern nicht bemerkte Pflicht. So offenbart uns hier Jesus durch seine sinnige Auslegung der That jenes Weibes das große Gottesgesetz, nach welchem keine That reiner Liebe und wäre sie auch noch so absonderlicher Art, keine ganz vergeblich, ganz umsonst ist, immer einen Segen stiftet, immer hier ein Herz erquickt, immer dort einem Freude bringt.

Allein, so wendet ihr mir ein, du hast uns ja selbst jüngst in deinen Predigten über die richtige Armenpflege behauptet, wir richten mit unserer Art von Wohlthätigkeit mehr Böses an als Gutes. Allerdings sagte ich so, aber wißt ihr warum? Deshalb und nur deshalb, weil ihr nicht die reine, selbstvergessene Liebe zu Grunde liegt, sondern wenn überhaupt Liebe, dann eine durch irdische Nebenabsichten getrübte und gefälschte. Auf reiner Liebe ruht Gottes Segen, mag sie so oder anders sich künden, er weist ihr eine Bahn, er gibt ihr ein Ziel, er schafft damit seines Reiches Werke.

IV.

Und noch ein Letztes, das schöne Schlußwort Jesu: Wahrlich, ich sage euch, wo immer dieses Evangelium wird

gepredigt werden in der ganzen Welt, da wird auch das, was diese Frau gethan hat, gesagt werden zu ihrem Gedächtniß. Wie hat es sich so schön erfüllt, dieses Wort! Jener Frau Namen zwar kennen wir nicht einmal, sie selbst ist längst gestorben, auch ihre That gehört einer fernen Vergangenheit an, aber die Liebe, die diese That gebar, ist jung und frisch geblieben, ist ewig, erwärmt uns das Herz noch wie am ersten Tag.

Dasselbe wiederholt sich in unserm eigenen Leben. Was bleibt uns von unsern vergangenen Tagen bis in's Alter, was freut und wärmt uns da? Ist's das, was wir zusammengescharrt, sind's Thaten, von denen außer uns längst kein Mensch mehr spricht? Nein, wenn uns jetzt, wo wir nicht mehr genießen und nicht mehr arbeiten können, etwas wärmen soll, so ist's einzig die Liebe, das Gefühl der Gottesliebe, die Gewißheit, daß die Unsrigen uns auf ihren Herzen tragen, die Erinnerung, daß es uns vergönnt gewesen ist, durch eigenes Lieben Segen zu stiften, Andere zu beglücken, ihre Herzen dem Guten, der göttlichen Liebe zu erschließen. Und wenn ich einen alten Freund habe, was ist von dieser Freundschaft geblieben? Dahinten liegt unser beider Leben mit seinen überwundenen Hindernissen und Schwierigkeiten und gemeinsamen Thaten, das ist vergangen und ist nichts davon mehr zurückzunehmen; aber geblieben ist bei weit auseinander gehenden Lebenswegen die Liebe, das wortlose Vertrauen, das innige Band, das uns fast zu einem einzigen Menschen macht, so daß bei unseres Freundes Tod unsere eigne bessere Hälfte stirbt.

Meine Lieben! So hat Jesus, nicht achtend des rings ihn umgebenden Menschenhasses, im Augenblick, da dieser Haß ihm den Tod bereitete, nochmals mit ganzer Gewalt in diese Welt das Evangelium der Liebe hineingeworfen als das Heil, die Sonne der Menschheit; der Liebe, allen Menschen zugänglich, zugänglich für den Aermsten, wachsend in der nie-

drigsten Hütte; der Liebe, die mehr Glück bringt als alle menschliche Klugheit; der Liebe, die immer etwas Gutes schafft, nie umsonst ist; der Liebe, die alles überdauert und nicht aufhört, so doch die Sprachen aufhören werden und die Weissagungen aufhören werden und die Erkenntniß aufhören wird.

Die Zukunftsgedanken Christi

1870

Mc. 13, 1—10. Und als er aus dem Tempel ging, spricht einer seiner Jünger zu ihm: Meister, siehe, welche Steine und welch ein Bau ist das! Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Siehest du wohl allen diesen großen Bau? Es wird kein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde. Und als er am Oelberg saß gegenüber dem Tempel, befragten ihn beiseite Petrus und Jacobus und Johannes und Andreas: Sage uns, wann wird dieses geschehen, und was wird das Zeichen sein, wann dieses alles soll vollendet werden? Jesus antwortete ihnen und fing an zu sagen: Sehet zu, daß euch Niemand irre führe! Denn viele werden kommen unter meinem Namen und sagen: Ich bin Christus, und werden viele irre führen. Wenn ihr aber hören werdet von Kriegen und Kriegsgeschrei, so erschrecket nicht; denn es muß also geschehen, aber es ist noch nicht das Ende. Denn ein Volk wird sich wider das andere erheben und ein Reich wider das andere; und es werden Erdbeben sein aller Orten und werden Hungersnöthe und Unruhen sein. Dieses sind der Wehen Anfänge. Ihr aber sehet euch vor! Denn sie werden euch den Gerichten und den Versammlungen überliefern; ihr werdet geschlagen und vor Fürsten und Könige gestellt werden um meinetwillen zum Zeugniß über sie. Und unter allen Völkern muß zuvor das Evangelium gepredigt werden.

Meine Lieben! Ehe wir zur Betrachtung von Jesu Nachtmahl und zu seinem Tod übergehen, müssen wir noch über einen schwierigen Punkt ins Klare kommen, über den man gern leichthin weghuscht, dem wir jedoch scharf in's Auge schauen wollen. Wir sprechen daher heute

über die Zukunftsgedanken Jesu, d. h. wir wünschen zu wissen, wie Jesus in seinen letzten Augenblicken dachte über die Zukunft der Welt einerseits und über die Zukunft seines Reiches andrerseits.

Da beginnen wir denn damit, zu fragen: Wie denkt unser Volk, soweit es überhaupt eine bestimmte Vorstellung sich macht, über diesen Gegenstand? Die Antwort lautet: Unser Volk glaubt, einst werde Christus wiederkehren auf diese Erde, in Menschengestalt, thronend auf den Wolken des Himmels, und zugleich mit dieser Wiederkunft Christi werde in allen irdischen Dingen eine ganz gewaltige Veränderung und Umgestaltung eintreten. Ueber die Art und Tragweite dieser Veränderung gehen die Meinungen auseinander. Die Einen nehmen an, Christus werde auf dieser Erde bleiben, den Satan und die Seinen in einem ersten großen Kampf auf's Haupt schlagen, sodann die bereits verstorbenen Frommen aus ihren Gräbern hervorrufen zur sogenannten ersten Auferstehung und mit ihnen und den alsdann noch lebenden Gottseligen ein friedevolles, glückliches Reich, das tausendjährige, bilden; am Ende eine neue Empörung Satans, ein Ausbruch des Bösen, schrecklicher als alle frühern, ein neuer Kampf Christi mit ihm, ein neuer letzter Sieg Christi, Satan wird auf ewig im Abgrund angefesselt, und nun beginnt die ewige Seligkeit, auch sie auf dieser Erde, nur auf einer verjüngten, noch verschönerten Erde, von der alles Böse hinweggenommen sein wird. So die eine Vorstellung.

Andere dagegen meinen, mit der Wiederkunft Christi gehe sei's unsere Erde, sei's unser Sonnensystem, sei's die Welt überhaupt unter und finde eine völlige Neuschöpfung statt, entstehe irgendwo im Weltenraum ein neuer Himmel und eine neue Erde.

So weit auch diese beiden Vorstellungen auseinander gehen, jene erste, welche aus dem Judenthum stammt, und diese zweite, welche unsere heidnischen Vorfahren, die einen ungeheuren Weltenbrand erwarteten, uns überliefert haben, so kommen sie doch alsbald in einem Punkte wieder überein: sie behaupten beide, jene Wiederkunft Christi mit ihren

mächtigen Folgen sei ganz nahe, stehe unmittelbar bevor, könne vielleicht vom gegenwärtigen Geschlecht noch erlebt werden.

Diese Lehre nimmt in unzähligen Christengemüthern eine sehr wichtige Stelle ein. Halb bange, halb gierig lauschen sie den Volkslehrern, die ihnen die Zeichen der Zeit zu deuten suchen, die sagen, gegenwärtig sei die Zeit des großen Abfalls, immer mächtiger und grauenhafter erhebe das Böse sein Haupt, und die daraus schließen, wir leben in den letzten Zeiten. Und nicht gering ist allemal der Eindruck, den sie mit ihren geheimnißvollen Weissagungen auf die Menge hervorbringen.

Und haben sie nicht Recht, die Leute, welche also lehren und glauben? Hat man in der christlichen Kirche nicht immer so geglaubt? Ganz gewiß. In jedem Jahrhundert gab es Jahre, ja bestimmte Tage, auf welche die Wiederkunft Christi und damit der Untergang der gegenwärtigen Weltzeit und der Anbruch einer neuen auf das gewisseste angesagt war und von Tausenden erwartet wurde, die sich bald freuten, bald sich halb zu Tode ängstigten und in beiden Fällen aufhörten zu arbeiten. Ja mehr noch: Jesu eigene Jünger haben so geglaubt. Christus hatte bei seinem ersten Kommen ihre irdischen Erwartungen vom Messias nicht erfüllt. Sie hielten ihn nun zwar gleichwohl für den gottgesandten Heiland der Welt, zugleich aber verdichteten sich ihre unerfüllt gebliebenen Erwartungen zu dem Glauben, Christus werde ein zweites Mal kommen und zwar grad in der Gestalt voll himmlischen Glanzes und äußerer Herrlichkeit, wie er das erste Mal nicht gekommen war. Was sie vom ersten Kommen Christi umsonst gehofft hatten, trugen sie nun auf sein zweites Kommen über. Dieses erwarteten sie noch zu ihren Lebzeiten, ganz besonders gespannt und lebhaft unmittelbar vor der Zerstörung Jerusalems.

Meine Zuhörer! Hat unser Volk also nicht recht, so zu glauben, wie die Jünger Christi geglaubt haben?

Allein war, geschichtlich genommen, der Glaube der Jünger nicht eine Täuschung, dem so lange sie lebten die Wirklichkeit nie entsprochen hat? war dieser Glaube geistig gefaßt nicht eine bloße Hülle? sollten sie nach Gottes Ordnung an eine leibliche Wiederkunft Christi und an seinen äußern Sieg nicht grad nur so lange glauben, bis sie ihn geistig welterobernd, gemeindebildend hätten kommen und die Mächte dieser Welt innerlich besiegen sehen?

Grad diesen Gang ist wenigstens der Apostel Paulus gegangen. Auch er spricht zuerst noch von einer leiblichen Wiederkunft Christi, dann aber die Schale brechend und wegwerfend, den Kern behaltend jedoch, verstummt er mehr und mehr hierüber, spricht aber um so feuriger und begeisterter von Christus nach dem Geist, von Christus als dem Haupt der Gemeinde, von Christus im Menschenherzen. Und ihm nach hat zu allen Zeiten der christlichen Kirche eine Schaar nüchterner, erlesener Geister festgehalten am Glauben, Christus sei bereits wiedergekommen und zwar in der einzigen Weise, wie er je wieder auf diese Erde herabkommen werde, nicht in Menschengestalt, sondern geistig.

Wer hat nun recht, jene große Menge, welche eine leibliche Wiederkunft Christi erst erwartet, oder diese kleine Schaar, für die er bereits geistig gekommen ist und immer neu und herrlicher kommt? Ich sage: diese kleine Schaar hat recht. Aber jene große Menge kann sich ja auf Vorstellungen und Erwartungen von Jesu eignen Jüngern berufen. Allerdings, aber diese kleine Schaar greift noch höher hinauf und beruft sich auf Christus selbst und auf seine Aussagen in seinen letzten Stunden.

Jesus tritt aus dem Tempel. Bewundernd schauen die Jünger an den gewaltigen Massen empor und einer sagt:

siehe, welch ein Bau ist das, ist er nicht für die Ewigkeit gegründet! Da erhebt sich Jesus zu einer Rede, vielleicht seiner gewaltigsten, über die Vergänglichkeit alles Irdischen, einer Rede, die uns leider nur in Bruchstücken erhalten ist. Ihr meint, so beginnt er, dieser Tempel sei zu fest, zu mächtig, um dem Schicksal seiner Vorgänger zu entgehn, ich sage euch, kein Stein von ihm wird auf dem andern bleiben. Dieser Tempel! rufen entsetzt die Jünger. Dieser Tempel nicht allein, sondern mit ihm zugleich in einem entsetzlichen Völkersturm unser Vaterland. Was, unser Land und Volk zu Grunde! Dies nicht allein, sondern auch der festgefügte Bau der Erde, darauf wir stehen, jene Sterne selbst, welche von ewig her und auf ewig am Himmel befestigt scheinen. Alles nimmt ein Ende. Doch kaum ist der erste Schreck vor Jesu gewaltigem Wort über die Vergänglichkeit und den Untergang alles Irdischen vorüber bei den Jüngern, so regt sich in ihren Herzen bereits die Neugierde. Doch, Meister, wann wird dieses alles geschehen? Und jetzt tritt auf einmal Jesu sittliche Nüchternheit leuchtend zu Tage. Dem Weltende weist er gar keine bestimmte Zeit an, ausdrücklich sagt er an einem andern Ort, die Stunde wisse Niemand, auch der Sohn nicht, die habe der Vater sich vorbehalten. Und sehr bedeutsam fügt er hier das noch lange nicht genugsam gewürdigte Wort hinzu: und unter allen Völkern muß zuvor das Evangelium gepredigt werden. Darin liegt nicht allein das deutliche Bewußtsein davon, daß seine Lehre bestimmt sei, Weltreligion zu werden, sondern zugleich auch der tiefe Gedanke, daß diese Erde nicht bloß einmal entstanden sei und deshalb auch einmal wieder vergehen werde, sondern daß sie dazu geschaffen sei, um eine geistige, göttliche Bestimmung zu erfüllen, und nicht eher vergehen werde, als bis das geschehen sei; daß sie berufen sei, eine Stätte Gottes zu werden, sein Garten, sein Reich. Und daraus ziehen wir den Schluß: und weil diese unsere Erde ihre Bestimmung noch nicht erreicht hat, weil sie noch immer

ein Schlachtfeld ist, auf dem Licht und Finsterniß sich bekämpfen, weil das Evangelium noch lange nicht zu allen Völkern hindurchgedrungen ist, deshalb glauben wir, daß Gottes Vaterliebe diese Erde noch länger in Geduld tragen und ihr Untergang nicht nahe sein werde.

Dagegen, so läßt Christus seine Jünger deutlich fühlen, würden sie etwas Anderes noch mit erleben, des jüdischen Tempels Zerstörung, Israels Untergang und die ganze schwere Noth dieser furchtbaren Zeit. Doch auch hier bestimmt Jesus Tag und Stunde nicht genauer, sondern weiß Besseres zu thun, als bloße Neugierde zu befriedigen. Er sagt seinen Jüngern: mag jene Noth und schwere Prüfung über euch hineinbrechen, wann sie will, macht, daß ihr darauf gerüstet seid. Wachet, harret aus in treuer Arbeit, bereitet euch innerlich. Das ist wieder ein ewiges Wort, heute noch gleich brauchbar wie dazumal. Wir sollen wissen, daß auch unsrer noch Schweres wartet, daß die Noth kommt und der Tod. Aber unnütz ist es, darüber zu werweisen, wann oder in welcher Gestalt kommen werde, was nun einmal sein muß. Darüber volle Gewißheit zu erlangen ist unmöglich, ist unnütz, hilft uns nichts. Dagegen liegt es in unserer Hand, uns innerlich darauf vorzubereiten, alles, was kommen kann, schon vorher in's Auge zu fassen, unsrer selber Herr zu werden, innerlich im Geist und zuvor schon alles durchzuleben und das Herz zu wappnen in Geduld und Ergebung. Dann hat das bevorstehende Schlimme uns Gutes gebracht, bessere und stärkere Menschen aus uns gemacht.

Und immer noch mehr: Christus bindet die künftige Gestaltung der irdischen Dinge nicht an seine Wiederkunft. Er scheint im Gegentheil davor zu warnen, nach seinem leiblichen Wiederkommen auszuschauen, ihn in dieser oder jener Persönlichkeit erblicken zu wollen. Und hier wie an andern Orten deutet er ganz bestimmt an, daß sein Wiederkommen

geistig zu fassen sei, daß er nicht in dieser oder jener Person wiederkomme, sondern daß er den Prüfungen innewohne, daß sein Geist sie uns zum Segen werden lasse.

Und endlich ruft er den Seinen zu: erschrecket nicht, fürchtet euch nicht: mitten in der Drangsal, mitten in der Verwirrung und Auflösung aller menschlichen Dinge laßt euch nicht angst werden, das ist des Herrn Walten und Willen, das ist sein Gang durch die tiefen Wasser, euch wird kein Haar gekrümmt ohne ihn, er führt hindurch, das Reich muß euch doch bleiben, der letzte Sieg ist auf eurer, ist auf Gottes Seite.

Meine lieben Zuhörer! Drum laßt uns, so oft unsere Gedanken hinausfliegen in unsere Zukunft und in die der Welt und des Gottesreiches, abermal aufschauen auf unsern Herrn. Da steht er bereits auf der Schwelle eines furchtbaren Schicksals, das jedem von uns das Herz in wildem Krampf zusammenpressen und den Blick trüben würde, das bewirken würde, daß wir nicht mehr an einen natürlichen Verlauf der Dinge glauben könnten, sondern entweder auf ein Errettungswunder hoffen oder allgemeinen Untergang fürchten müßten. Doch fest bleibt Jesu Herz auch hier, ruhig und klar sein Blick. Wohl schaut er hinein in die allgemeine Vergänglichkeit, zugleich aber auch über sie hinweg auf die Möglichkeit einer sittlichen Ueberwindung aller Noth, auf ein geistiges Kommen seines Reiches, auf dessen endlichen Sieg über alle seine Gegner. Meine Zuhörer, lernet von ihm. Lasset immer tiefer euch durchdringen von der Vergänglichkeit alles Irdischen, alles dessen, was ihr heute euer eigen nennt, auch eures Lebens, ja selbst dieser Erde. Bleibet aber hiebei nicht stehen. Haltet daran fest, daß es mitten in jeder irdischen Noth und Auflösung noch einen Gott gibt, den alten festen Gott, und einen Willen Gottes und einen Weg Gottes und ein Reich Gottes und eine Macht der Treue, der Geduld und innern Ueberwindung; daß, was auf dieser Erde auseinander

und in Trümmer zu gehen scheint, sich für den Himmel zusammenschließt. Glaubet fest, daß die Geschicke unserer Erdenwelt von Gott einem höhern Ziel entgegengeführt werden, daß Treue siegt, daß Christus im Geiste kommt, daß das Gottesreich einst Alles in Allem sein wird. Danket dem, der diesen kühnen Glauben bis in den Tod bewährt und den Menschen eingegeben hat.

Das Abendmahl für's Erdenleben

1870

Mc. 14, 16–25. Und sie bereiteten das Passah. Am Abend aber kam er mit den Zwölfen. Und als sie zu Tische saßen und aßen, sprach Jesus: Wahrlich, ich sage euch, Einer unter euch, der mit mir isset, wird mich verrathen. Und sie wurden traurig und sagten zu ihm, Einer nach dem Andern: Bin ich's? Und ein Anderer: Bin ich's? Er antwortete und sprach zu ihnen: Einer von den Zwölfen, der mit mir in die Schüssel tunket. Zwar des Menschen Sohn gehet dahin, wie von ihm geschrieben stehet; aber wehe dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verrathen wird! Es wäre selbem Menschen besser, daß er nie geboren wäre. Und indem sie aßen, nahm Jesus das Brod, dankte und brach es und gab es ihnen und sprach: Nehmet, esset, das ist mein Leib. Und nahm den Kelch und dankte und gab ihnen denselben; und sie tranken alle daraus. Und er sprach zu ihnen: Das ist mein Blut, das Blut des neuen Bundes, das für Viele vergossen wird. Wahrlich, ich sage euch, daß ich hinfort nicht mehr trinken werde vom Gewächse des Weinstocks, bis an den Tag, da ich es neu trinke im Reiche Gottes.

Meine Lieben! Ich sprach euch letzten Sonntag über die Wiederkunft Christi, ich rede euch heute von seinem heiligen Abendmahl. Beide können wörtlich oder aber geistig gedeutet werden und bei beiden ist die wörtliche Deutung, ob auch die viel weiter verbreitete, doch die richtige nicht. Die Wiederkunft Christi erwarten die Meisten erst noch als ein zukünftiges Ereigniß und nur Wenige glauben, er sei bereits wiedergekommen, aber geistig, und dieses sein geistiges Kommen in seine Kirche, in das Menschenherz, sei mehr werth als alle seine leibliche Wiederkunft.

Allein grad so wie jenen Vielen das Kommen Christi und mit ihm zugleich auch das Kommen des Gottesreiches etwas erst Zukünftiges ist, so brauchen sie auch ihre Religion bloß für dieses Zukünftige, nicht schon für die Gegenwart, für dieses Leben; sie ist ihnen einfach ein Mittel, um in den Himmel zu gelangen, und dieser Himmel thut sich ihnen erst mit ihrem Tod oder nach dem Weltende auf.

Und worin besteht er ihnen, dieser Himmel? Grad so wie sie Christus von außen her, in menschlicher Gestalt und menschlicher Weise erwarten, so denken sie auch die himmlische Glückseligkeit in sehr menschlicher Weise sich als eine äußere, als eine Erfüllung aller ihrer leiblichen Wünsche. Und abermals verdirbt das ihre Religion. Dieselbe ist nicht mehr der Frieden in Gott, das Vertrauen auf ihn, das völlige Genügen in ihm, nicht mehr der stille Bund der Seele mit Gott, geschlossen schon hienieden, gehalten durch alle Wechselfälle des Lebens hindurch, der Seele inneres Heil und Sonne, sondern die Religion wird wie die himmlische Seligkeit, die man erwartet, ebenfalls etwas Aeußeres, ein Mitmachen äußerer Bräuche und Sitten, ein Durchmachen äußerer Leiden, dazu ein paar Entbehrungen und bittere Erfahrungen. Sie wird zu der Religion, die sich in den Spruch zusammenfassen läßt: ich habe es bös hienieden, dafür wird es mir droben einst im Himmel um so besser gehen.

Ganz anders, viel reiner, meine Lieben, ist die Religion derer, welche dafür halten, Christus sei bereits gekommen, geistig gekommen. Uns ist die Religion nicht eine Anwartschaft auf ein erst zukünftiges, jenseitiges und äußeres Glück, sondern wir bedürfen ihrer schon für dieses Leben, sie ist unser Glück bereits hienieden. Wir kennen nichts Besseres, als daß Christus in uns eine Gestalt gewinne, uns vervollkomme, uns immer inniger mit Gott vereinige. Dies legen wir heute dar an dem

Beispiel vom heiligen Abendmahl.

I.

Meine Zuhörer! Ihr habt soeben den Bericht über das erste Abenmahl vernommen. Welche Bedeutung hatte dieses erste Abendmahl? Da klingt offenbar durch jedes Wort Jesu der Gedanke durch: ich gehe jetzt von dieser Erde, ihr aber bleibt auf dieser Erde; ich muß jetzt leiden, das ist mein Abschiedsmahl, euch lasse ich zurück in diesem Leben. Doch wie immer, so denkt Christus auch hier weniger an sich als an seine Jünger, seine Hauptsorge ist nicht sein bevorstehendes Leiden und Sterben, sondern die Verlassenheit der zurückbleibenden Jünger und deshalb möchte er ihnen in ihr Erdenleben hinein etwas geben, das sie oben erhalte, noch mehr, das sie treu sich selbst und dem neugewonnenen Beruf erhalte. Er sucht nach einem Zeichen, nach einer ganz einfachen und schmucklosen Handlung, das ein Band, eine Brücke bilde zwischen ihm, dem Todten, und ihnen, den Lebenden, und findet dieses Zeichen in einer Erinnerung an diese Abschiedsstunde, in einer Erinnerung an seinen Tod, der ihn und seine Jünger so gewaltsam auseinanderreißt. Im Bild von Brod und Wein will er unter seinen Jüngern fortleben; so oft sie diese Zeichen genießen, sollen sie die Abschiedsstunde nochmals im Geiste durchmachen, sein gedenken und ihn in ihrer Mitte fühlen.

Noch einmal: er gibt ihnen das heilige Abendmahl in ihr Erdenleben hinein. Er weiht Brot und Wein dem himmlischen Vater, segnet es in seinem Namen und bedeutet damit seinen Jüngern, daß er seinen Leib und sein Leben dem Vater darbringe, daß sein Tod Gottes Rath und Willen sei und daß sie in diesem ihnen zur Stunde noch unbegreiflichen göttlichen Rathschluß einen Quell von Heil und Segen entdecken würden, eine Großthat der göttlichen Liebe, um sie ihr Leben lang der göttlichen Huld und Gnade zu versichern und gewiß zu machen. Ausdrücklich fügt er hinzu, sein Leib werde gebrochen, sein Blut vergossen — für Andere. Und damit sagt er: so soll

jeder Abendmahlsgenuß auch euch, meine Jünger, eine Einweihung zu meiner Nachfolge sein und sollt ihr dabei bekennen und geloben: wie du, so wollen auch wir hinfort nicht mehr uns selbst leben, sondern wie du Gott und den Brüdern.

Und endlich, so lange Jesus unter seinen Jüngern weilt, herrscht unter ihnen der Frieden, der Rangstreit schweigt und verkriecht sich; er gibt ihnen ein neu Gebot, das Kennzeichen aller wahren Jüngerschaft, das Gebot der Liebe unter einander. So sollen seine Jünger beim heiligen Abendmahl immer neu den verlornen Frieden unter einander wiederfinden, da sollen sie fühlen lernen, daß sie ja alle Jünger Christi sind, nur ein Ziel haben, der göttlichen Liebe und Gnade gleich sehr bedürftig sind. Mit einem Wort: denkt nun an die Gewißheit göttlicher Gnade oder das Gelübde der Hingabe oder die Herstellung des Friedens unter einander, in allen drei Beziehungen gibt Jesus seinen Jüngern das Abendmahl für ihr Erdenleben, stellt es mitten in dieses ihr Erdenleben hinein.

Und mehr noch: Jesus stiftet diese heilige Handlung mit wenigen einfachen Worten ohne irgend eine Vorsichtsmaßregel ihr anzufügen, die bewirken könnte, daß diese Sitte der christlichen Kirche fort und fort erhalten werde, daß Alle den Sinn des Abendmahls gleich auffassen und deuten und daß kein Unwürdiger es genieße. Er läßt auch hier dem Leben sein vollstes Recht. Er sagt nicht: ihr müßt fortfahren, von Zeit zu Zeit Abendmahl zu halten und zwar so und so oft; wer Abendmahl hält, ist mein Jünger, wer sich davon zurückzieht, ist mein Feind. Er gründet den Brauch auf die unbedingte Freiheit, den Drang und das Bedürfniß des Einzelnen, und es ist höchst zweifelhaft, ob unsere Weise Abendmahl zu halten, nämlich zu gewissen Zeiten des Jahres, dazwischen aber gar nie, ganz nach dem Sinne Jesu Christi ist, und daß sie in alle Zukunft bleiben wird. Es sollte vielmehr jeder Abendmahlsgenuß nicht veranlaßt, sozusagen aufgedrängt werden durch die Kirchenordnung, sondern aus dem freien Entschluß der Gemeindeglieder hervorgehen.

Desgleichen deutet Christus den Sinn des Abendmahls nicht ganz genau, er sagt mit keinem Wort, in welcher Weise er in Brot und Wein gegenwärtig sein solle. Und warum that er das nicht, wiewohl er dadurch unendlichen Streit unter den Menschen hätte verhüten können? Deshalb sagt er nichts, weil er, wie seine Religion überhaupt, so auch sein heiliges Abendmahl nicht in eine bestimmte Glaubensformel hineinzwingen will, ihm nicht die Ansicht, die ein Jeder vom Abendmahl hegen mag, sondern der Segen desselben die Hauptsache ist, und er möchte, daß jeder nach seinem Verständniß, nach seinem Bedürfniß im heiligen Abendmahl gerade das suche, was ihm jetzt gerade am nöthigsten ist.

Und endlich reicht Jesus Brot und Wein allen seinen Jüngern, er stößt auch den Verräther nicht zurück, sondern arbeitet auch da noch in trauernder Liebe ein letztes Mal an ihm. Jesus übt keine sogenannte Kirchenzucht, kein äußeres Gericht, sondern mahnt wohl Jeden zur Selbstprüfung, überläßt ihn dann aber auch seiner Verantwortung, seinem innern Gericht.

II.

Meine Lieben! Vergleichen wir nun mit jenem ersten Abendmahl das Abendmahl, das wir heute zu feiern im Begriff sind, so kann uns nicht entgehen, daß das unsrige weit hinter jenem ersten zurücksteht an Innigkeit und daher auch an Segen. Was damals aus dem glühenden unmittelbaren Bedürfniß des Augenblickes geboren ward, ist jetzt, Gott sei es geklagt, für so Viele eine kalte, todte Sitte geworden; einmal, zweimal hat ihnen das Herz gebrannt, als sie es genossen, jetzt aber längst nicht mehr, sie machen es mit ohne innere Regung und gar oft sind diejenigen, welche am regelmäßigsten Abendmahl halten, nicht einmal die Besten, sondern in einfachen Dingen des Lebens härter als Andre, die nicht so oft hier zu finden sind.

Das Abendmahl hat sich, so wie wir es feiern, immer mehr von unserm alltäglichen Leben abgelöst; wir bringen nicht mit und tragen es vor Gott das, was draußen uns beschäftigt, sondern so Viele suchen hier bloß Ablaß für ihre Sünden; sie wollen, daß auch dieser Genuß auf die künftige Abrechnung jenseits hin ihnen zu Gute geschrieben werde; sie selbst bleiben ihrem innern Wesen nach völlig dieselben, gehen ganz gleichgesinnt hinab in ihre Häuser, das Abendmahl hat so viel wie gar keine Wirkung in den Familien, in der Gemeinde.

Und wie das immer geht bei Sitten, wo das Herz, die ganze Seele nicht mehr dabei ist, so auch hier: man legt das Hauptgewicht auf Nebendinge und übersieht, vernachläßigt darob die Hauptsache, man seihet Mücken und verschluckt Kameele; man ist im Stande, aus dem geringsten Verstoß bei der Austheilung oder dem Genuß des heiligen Abendmahles ein großes Wesen zu machen, findet es dagegen gar nicht auffallend, wenn zwei Feinde hier zusammen Abendmahl halten und doch Feinde bleiben und sich morgen schon wieder herumzanken; alle Eitelkeit, allen thörichten Rangstreit bringt man hieher und breitet ihn aus ohne den leisesten Gedanken daran, daß der, welcher dieses Mahl uns gab, von da weg in den Tod der Schande ging. Mit einem Wort, Christus suchte im Abendmahl das Heil der Andern, so Viele dagegen eben hier jeder nur sich selbst.

Wie ist da zu helfen? Einzig dadurch, daß wir unser Abendmahl für das nehmen und brauchen, wozu Christus es uns gegeben hat: für dieses Erdenleben. Es gibt gar nichts Thörichteres, als zu verlangen, ein Jeder solle immer in derselben Stimmung und in der gleichen wie alle Andern hieherkommen und mit dem gleichen Trost wie alle, mit dem der Sündenvergebung, von hier hinabgehen. Nein, so tausendfach verschieden je nach Alter, Stand, Erfahrungen und Lebensverhältnissen die geistigen Bedürfnisse sind, so verschieden ge-

artet kann auch das Verlangen sein, das Jeder hieher bringt; so verschieden es da draußen in jedem Haus und jeder Familie zugeht, so ungleich kann sich auch der Trost und die Kraft gestalten, die sich Jeder hier von Gott erbittet.

Unser ganzes Leben sollen wir hier in uns zum Abendmahl hinauftragen, unser ganzes Abendmahl in unser Leben mit hinabnehmen. Jetzt bedarfst du, daß Gott seine Hand dir darstrecke zum Bund für's ganze Leben, jetzt daß er Schuld dir vom Gewissen wegnehme und seiner Gnade dich versichere, jetzt bedarfst du, müde und laß geworden, ein kräftigeres Streben nach Heiligung, Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, jetzt Kraft zur Geduld, zur Vergebung erlittenen Unrechts, jetzt Bewahrung vor Verbitterung und Menschenhaß, jetzt Bewahrung in schwerer Versuchung, jetzt Hülfe im Kampfe gegen dich selbst, jetzt göttlichen Trost in menschlicher Verkennung; jetzt bittest du, jetzt dankst du, jetzt bekennst du und jetzt gelobst du, jetzt übergibst du dich ganz Gott. Immer aber sollst du hier deine Versöhnung, den innern Frieden, eine neue Kraft suchen und finden und als ein Anderer fortgehen, als du hieher gekommen bist, gehobener, ergebener, sie sollen es dir anfühlen daheim, daß du Abendmahl gehalten hast.

Vor allem aber mußt du den in deiner Seele mit hinabtragen, der dieses Abendmahl dir gab. Bist du nicht willig, ihm nach dich selbst zu verläugnen, dich hinzugeben, Böses mit Gutem zu vergelten, dich zu freuen fremden Glücks, Andern ein Segen zu werden, bis in den Tod zu lieben; nicht willig, dich zu leiden und in ernstem stillem Gehorsam den Weg zu gehen, den Gott dir weist — dann hör' auf, Abendmahl zu halten, du weißt nicht, was das ist, es schadet dir nur.

Die Unterweisung der Gegenwart

Admissionsrede

1870

Matth. 13, 52. Darum ein jeder Schriftgelehrte, zum Himmelreich geschickt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorträgt.

Meine Lieben! Es ist eine neue Zeit und eine neue Welt. Diese Kinder da, welche wir heute in's Leben hinaus entlassen, bedürfen zu ihrem ehrenvollen Fortkommen an Wissen und Können mehr als irgend ein früheres Geschlecht. Und mit ganz besonderer Plötzlichkeit und Gewalt ist die neue Zeit über dieses Seeufer, daß wir bewohnen, hereingebrochen. Es ist wenig mehr als ein Menschenalter her, daß unsere Gegend noch zu den entlegensten und abgeschlossensten Strichen unseres Landes gehörte, und jetzt sehen wir uns auf einmal mitten in einen ganz gewaltigen Verkehr hineingerückt. Und nicht bloß in Bezug auf unsere Arbeit, unsern Erwerb und Handel sind wir in den großen Wettstreit der Menschen und Völker hineingezogen, sondern viel lebhafter als je nehmen wir an dem geistigen Leben der Menschheit Theil. Eine Menge von Nachrichten, Gedanken, Wahrnehmungen und Behauptungen finden in Gestalt von Schrift und Wort ihren Weg in jedes Haus; umsonst, daß man sich hier oder dort dagegen abzuschließen sucht, wie der feinste Staub dringt diese neue Zeit überall ein. Ja, unglücklich der, welcher bloß vom geistigen Kapital der Väter zehren möchte, auch dieses Geld ent-

werthet sich und ist je länger desto weniger an Mann zu bringen. Meine Zuhörer! Wir sind uns dieser neuen Zeit und ihrer gedoppelten Anforderungen hier oben am See auch wohl bewußt und suchen ihnen zu begegnen. Gute Schulen! hallt der Ruf durch unsere Gemeinde, kein Opfer wird gescheut, und wir alle sind voll Ungeduld, die Früchte unseres neugestalteten Schulwesens zu pflücken und dran uns zu erfreuen.

Meine Zuhörer! Unter euch sind jedoch welche, die möchten wohl gute Schulen, in denen ihre Kinder mehr als bisher lernen, sie tragen aber daneben eine schwere Angst in ihrer Seele, diese Schulen möchten der Religion gefährlich werden, und am Ende die Kinder, wenn sie soviel wissen, gar nichts mehr glauben. Sie wünschen daher freilich gute Schulen, zugleich aber auch, daß wenigstens der Religionsunterricht in Schule und Unterweisung nach der alten Weise der Väter ertheilt werden möchte, d. h. hier, daß man die Religion als eine fertige Wahrheit vor allem aus dem Gedächtniß der Kinder einpräge, daß man die Sittlichkeit als äußeres göttliches Machtgebot unter Verheißungen und Drohungen ihnen aufdränge. Sie ärgern sich, wenn dies nicht geschieht, und ganz besonders, wenn auch der Pfarrer statt die alte Welt zu vertreten und zurück zu halten, mit den Lehrern an einem Seile zieht.

Allein, meine lieben Leute, ich glaube, wenn alles wäre, wie ihr es wünschet, dann wäre euch selbst am wenigsten damit gedient. Meint ihr denn, wenn die Lehrer diese Kinder zum Nachdenken über alle Dinge anleiteten und nachher käme der Pfarrer und sagte: ja aber das sind Glaubenssachen, sind Geheimnisse, die müßt ihr auf mein Wort hin annehmen, darüber nachzugrübeln wäre Sünde — das würde eure Kinder gläubig machen und nicht vielmehr ungläubig, oder doch gleichgültig gegen religiöse Dinge, oder im besten Fall uneins mit sich selbst? Meint ihr, wenn die Schule eure Kinder

lehrte, mit dem eigenen Verstand und Gewissen alles zu prüfen, ob es in sich gut oder schlecht sei, und nachher käme die Unterweisung und wüßte über die religiösen Gebote nichts Besseres zu sagen, als: so befiehlt Gott, prüft nicht, unterwerft euch blindlings — meint ihr, die aufgezwungenen Gebote würden haften bei ihnen und eine Macht gewinnen über ihre Seelen, nicht vielmehr als ein lästiger Zwang, als eine schon längst nur ungern getragene Fessel im ersten freien Augenblick von ihnen abgeworfen werden?

Nein, meine Lieben, hier sind eure Kinder, die ich unterwiesen habe; für ihr Seelenheil habe ich einen Theil der Verantwortung auf mich genommen und trage sie gerne, seht, in ihrem Angesicht erkläre ich euch: wenn ich je in mir die Pflicht empfunden, als ein Haushalter, zum Himmelreich geschickt, aus meinem Schatze Neues und nicht das Alte hervorzutragen, so war's in meinem Unterweisungsunterricht. Ich that das aber erst, nachdem ich mir klar geworden war, worin alte Zeit und neue Zeit sich von einander unterscheiden und was die neue Zeit bedürfe.

Worin liegt der Unterschied zwischen alter und neuer Zeit? In zwei Punkten, der eine im Gebiet des Gedankens, der andere auf dem Felde der That: früher seid ihr in eurem alltäglichen Beruf recht erträglich ausgekommen, sobald ihr nur tüchtig im Schweiß eures Angesichts mit Hand und Fuß schafftet und zugleich eine Anzahl von den Vätern euch überlieferte Regeln und Vorschriften treu beobachtetet. Dies genügt heute nicht mehr; um heutzutage bestehn zu können, muß zur Körperarbeit und zum Brauch der Väter ein Drittes hinzutreten, eigene Geistesarbeit, ein Wissen, warum und wozu die Dinge sind, eine geistige Beweglichkeit, die sich immer zu kehren und zu helfen und auch aus dem schlimmsten Fall noch etwas Gutes zu machen weiß. Ganz dasselbe Verhältniß trefft ihr auf religiösem Gebiete wieder. Vormals galt dasjenige als das beste Unterweisungskind, welches am geläufigsten angelernte

Sprüche aufzusagen und auf mechanische Fragen mechanisch zu antworten wußte. Heutzutage gilt eben dieses Kind, das früher in einfachen und eintönigen Verhältnissen ganz gut durchgekommen wäre, für ein geistig hülfloses, und daher ist mein eifrigstes Bemühen das, meine Unterweisungskinder zum Denken, zum eignen Urtheilen über religiöse Dinge heranzuziehn, ihnen nicht eine fertige Wahrheit zu geben, zu verhüten, daß sie auf irgend eines Menschen Worte schwören, auf meine am allerwenigsten, sondern alles prüfen und nicht ruhen, bis sie über jede ihnen sich darbietende Frage zu einer festen persönlichen Ueberzeugung gelangt sind. Und damit, meine Zuhörer, glaube ich diese Kinder gut zu erziehen, denn mich und meine Lehre haben sie nicht allezeit bei sich, auch reicht letztere nicht für alle Fälle aus, dagegen ihre eigene Vernunft steht ihnen jederzeit zu Gebot, sobald sie dieselbe nur brauchen wollen.

Da wendet ihr mir freilich ein, das Nachdenken und Urtheilen über religiöse Dinge komme gewöhnlichen Leuten nicht zu, dazu fehle es ihnen an Zeit und Geschick, dazu habe man Lehrer und Pfarrer. Ich aber antworte euch hierauf: des Menschen Verstand ist nie ruhig, schweift überall hin; ihr aber sucht vor dem Verstand eurer Kinder die höchsten und wichtigsten Dinge zuzuschließen und sprecht: mach dich fort, hast hier nichts zu suchen. Was wird die Folge sein? Einfach, daß dieser kindliche Verstand, von den höchsten Gebieten zurückgejagt, sich auf die niedrigen Gebiete wirft und in allen möglichen dummen, oft schlechten Streichen sich austobt. Drum rufe ich euch zu: ihr Eltern, helft uns Lehrern eurer Kinder diese zu geistiger und religiöser Mündigkeit, einer persönlichen Ueberzeugung heranziehn, langsam, vorsichtig, aber fest und zielbewußt.

Der andere Unterschied zwischen neuer und alter Zeit liegt auf dem Feld der That, sagte ich. Seht, es gab eine Zeit, da blieb der Einzelne viel länger, in einzelnen Dingen

sein Leben lang ein Kind. Er stand unter viel schärferer Botmäßigkeit seiner Eltern, die Gemeinde übte mehr Rechte über ihn aus, der Staat regierte in alle seine Verhältnisse hinein. Vor euren Augen, dem zukünftigen Geschlecht noch sichtbarer als dem gegenwärtigen, vollzieht sich nun ein ganz gewaltiger Umschwung. Das Kind wird früher von seinen Eltern unabhängig und selbständig und verfügt, einmal erwachsen, frei über Dinge, über die es früher gar nicht gefragt ward; der Gemeinde wird ein Recht um's andere, das sie über den Einzelnen besaß, genommen und mit jedem Recht, das sie verliert, sagt sie sich auch von einer Pflicht gegen ihn los; der Staat kann auch nicht mehr alles zwingen, manches geschieht schon jetzt nicht, nur deshalb weil es Gesetz, Zwang ist, freiwillig dagegen gern.

Meine Lieben! Ihr könnt diesen Zustand der Dinge beklagen, und gewiß viele Auswüchse haften ihm an, allein ihr dürft euch der Einsicht nicht verschließen, daß es auch hier kein Rückwärts, nur ein Vorwärts gibt. Ganz gewiß, je länger je mehr werden die Gebote nicht mehr bloß deshalb gelten, weil dieser oder jener sie gab, sondern sie müssen sich zuvor ausweisen, daß sie in sich gut und heilsam sind, und alsdann wird freiwilliger und gern geleisteter Gehorsam ihnen zu Theil. Aber beachtet wohl, daß diese Art von Gehorsam, ob auch viel schwerer zu erringen, mehr werth ist, als alle gedankenlose Nachbeterei, denn dieser Gehorsam beruht auf dem eigenen Gewissen.

Zu diesem von aller Menschenknechtschaft erlösten freien Gehorsam habe ich diese Kinder heranzuziehen gesucht, ich verlangte von ihnen nichts für meine Person und auf mein Wort hin, sondern alles für das Gesetz und weil es in sich gut war; denn ich bin ein Mensch und gehe dahin, das Gesetz aber bleibet. Ich habe zwar, ich will es nicht verbergen, bei mehr wie einem von diesen Kindern die bittere Erfahrung machen müssen, daß sein Gehorsam bloß meiner Person und

nicht der Sache galt, und wo meine Augen nicht hindrangen, plötzlich aufhörte. Allein irre an meinem Grundsatz machte das mich nicht: sie frei zu machen, sie auf sich selbst zu stellen, ihre eigene Verantwortlichkeit sie fühlen zu lassen, das war meine Absicht, darin erblicke ich noch jetzt ihr einzig Heil.

Meine Lieben! Ihr werdet mir aber sagen, dieses mein Neues bringe die Kinder um das Alte, diese Freiheit des Denkens und des Handelns, dazu ich diese Kinder zu erziehen suche, werde sie von der Religion abführen, nicht in dieselbe hinein, mein Thun sei eine Vermessenheit. Ich glaube das nicht. Wie Viele kenne ich doch, die ganz in der alten Weise unterwiesen und in's Leben mit ein paar angelernten Sprüchen und Geboten hinausgesandt wurden — was war die einzige Folge? Das Religiöse war ihnen verleidet, die paar Gebote schüttelten sie in der neuen goldenen Freiheit von sich ab. Nein, im Gegentheil, nur deshalb gehe ich mit Sicherheit und Bestimmtheit meinen neuen Weg, weil ich vom Alten viel höher denke, als so manche unter euch, meine Zuhörer, weil ich eine viel größere Macht ihm zutraue, mit einem Wort, weil ich an dieses Alte innig glaube.

Laßt Menschen mit offenen Augen, geübt, Wahrnehmungen zu machen, dieselben denkend sich zurechtzulegen und Erfahrungen daraus zu schöpfen, laßt diese Menschen in's Leben hinaustreten, und es ist geradezu unmöglich, daß ihnen die der Menschenwelt innewohnenden Gottesgesetze nicht auffallen, daß sie die steilen Wege göttlicher Gerechtigkeit und Vergeltung nicht erblicken sollten; sie müssen erkennen, wie auch sie, und wenn ihnen kein Mensch mehr etwas zu befehlen hat, doch immer noch in Schranken laufen, deren sie ungestraft keine durchbrechen. So dringen sie hindurch zu dem viel höhern, nicht mehr bloß in Worten bestehenden, sondern den Dingen selbst inneliegenden, unverbrüchlichen Gottesgesetz. Und weckt in euern Kindern ein ächtes, auf das Höhere und Unsichtbare gerichtetes Geistesleben, und es ist geradezu unmöglich,

daß das Leben in dieser Welt ihnen ganz das Herz zu füllen, sie völlig zu befriedigen vermögen sollte. Immer wird ihre Seele noch nach einer höhern Heimat sich sehnen und Ruhe und Frieden, Kraft und guten Muth nirgends anderswo finden als in Gott allein.

Macht Kinder ernst gesinnt, gebt ihnen das Bewußtsein ihrer Pflicht und hohen Aufgabe, und es wird für diese Kinder keinen schrecklichern Gedanken geben, als den, vergeblich, vielleicht zu ihrem eigenen Verderben zu leben. Ihre Augen werden ausschauen nach einem festen und gewissen Weg durch dieses Leben, auf dem sie Gottes Willen thun, Gutes stiften und zu einem Ziel gelangen können. Und wie sie so suchend aufblicken, so werden sie ihren Heiland vor sich stehen sehen und wird die Erkenntniß tief in ihre Seelen sich graben: ihm nach, das ist der beste Weg durch dieses Leben. Und nun wird ihr Heiland ihr täglicher Erlöser, löst sie heute aus einer Versuchung, morgen aus einer Schuld, heute aus einer innern Unentschiedenheit, morgen aus einem Zweifel.

Meine lieben Kinder! Ihr hört es, ich verspreche mich für euch, ich habe das Vertrauen zu euch, daß ihr auch in den neuen Verhältnissen, in die ihr nun hinaustretet, das Alte wieder aufsuchen werdet, das ewige Gesetz, den alten Gott, den treuen Heiland; ich habe das Vertrauen zu euch, daß euer auf Erfahrungen von den göttlichen Führungen beruhender Gottesglauben stärker sein wird als jeder Wortglauben, euer freiwilliger Gehorsam unter den Gotteswillen ergebener als jeder erzwungene. Liebe Kinder! Macht mein in euch gesetztes Vertrauen nicht zu Schanden.

Allein noch mehr als auf euer heutiges kindliches Glauben vertraue ich auf den da droben, auf den, welcher in die Wahrheit und welcher in das Gewissen eine solche Macht hineingelegt hat, daß auch wiederspenstige Herzen sich davor beugen müssen. Ich lege euch an Gottes Herz, liebe Kinder. Was aller Unterricht in Haus und Schule und Unterweisung in

Schwachheit begonnen hat, das wird Gott da draußen im Leben in Kraft vollenden. Er weiß die Wege, er hat die Mittel, auch das allerschwächste unter euch, wenn es nur aufrichtigen Herzens ist, zu seinem Kind und zu einem tüchtigen Menschen zu machen. Er geht euch nach in treuer Liebe, und wandelt keins von euch eine zu gefährliche Bahn, als daß es nicht diese Liebe noch anrufen dürfte als seinen letzten Trost. Diesem alten, treuen Gott befehle ich euch an, liebe Kinder!

Vater, nimm sie hin, sei du ihre Zuflucht für und für, weise sie deine Wege, tröste sie mit deiner Liebe, gib ihnen deinen Heiland, führe sie ein zu dir, immer näher, immer näher, endlich ganz. Amen!

Das Kreuz im Erdenleben

Charfreitag

1870

Johannes 3, 14. 15. Wie Moses die Schlange erhöhete in der Wüste, also muß des Menschen Sohn erhöhet werden, auf daß ein Jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe.

Meine Lieben! Der Biß giftiger Schlangen richtete unter dem Volk Israel auf seinem Zug durch die Wüste große Verheerungen an. Gefährlicher aber noch als das Schlangengift war der Schrecken, der damit Israel befiel, die keine Ruhe lassende Angst eines Jeden, er möchte unversehens von einer Schlange ereilt und gebissen werden. Dieser geistige Zustand machte das körperliche Uebel doppelt verderblich. Diesem geistigen Zustand tödtlichen Schreckens suchte Moses auf geistigem Wege beizukommen. Er heftete an eine hohe Stange eine eherne Schlange und pflanzte dieselbe inmitten des Lagers auf; wer gläubig aufschaute zur ehernen Schlange, sollte am Leben bleiben. Es war dies ein Sinnbild von tiefer Bedeutung und wollte sagen: grad wie diese eherne Schlange hier angefesselt und ohnmächtig ist, so sind auch die lebendigen Schlangen gehalten von Gottes Hand, können ohne Gottes Willen dir nichts thun, dich nicht tödten. So gab dieses Sinnbild dem Volk das Vertrauen wieder und damit einen neuen Muth und wappnete es durch diese geistige Erhebung gegen die leibliche Gefahr.

Das Evangelium wendet dieses Sinnbild auf Christus an: wie Israel in seinem Lager eine auf eine Stange erhöhete Schlange hatte, so die Christenheit in ihrer Mitte ein Kreuz und einen Gekreuzigten, und wie Israel im gläubigen und vertrauensvollen Aufblick zu dieser Schlange Heilung fand vom Biß lebendiger Schlangen, so findet der Christ im Glaubensblick hinauf zum Gekreuzigten Rettung, Versöhnung, Frieden in jeder Noth Leibes und der Seele. Die katholische Kirche, das Evangelium auch hier wie immer dem Buchstaben nach ängstlich erfüllend, hat sich denn auch beeilt, auf Weg und Steg solche Kreuzesbilder aufzustellen. Wir Protestanten haben diese Sitte abgethan, weil wir mit dem zum Aberglauben ausgearteten Glauben in keiner andern Weise fertig zu werden uns getrauten. Dabei aber wollen wir ihren tiefen und frommen Sinn behalten und es uns gesagt sein lassen, daß in jedes Christenleben das Kreuz und der sterbende Heiland daran mächtig hereinragen soll. Es gibt unter dem Himmel so viele Wege, das Kreuz soll unser Wegweiser sein und uns den rechten zeigen; es gibt so viele Fragen, das Kreuz soll uns auf jede die rechte Antwort geben. Daher zu dieser Stunde

über das Kreuz Christi aufgepflanzt mitten in unserm Erdenleben.

I.

Mein Zuhörer! Du bist ein Mensch wie viele sind, hast, wie du sagst, nichts Schlechtes gethan, hast daneben viele gute Eigenschaften, arbeitest brav, meinst es nicht bös, daneben aber lebst du in den Tag hinein, ziemlich gedankenlos, der Tand dieser Erde füllet dein Herz aus, die Eitelkeit treibt dich, der Leichtsinn wirft dich unstät hin und her, und so wenig du es auch glauben willst, dreht sich dir in Gottes Namen alles nur um dich selbst und deine eigene Person. Du bist nicht ganz glücklich dabei, heute zwar hoch obenauf, morgen aber sehr

verdrießlich und übellaunig; du machst Partei, liebst hier, hassest dort, so viel geht nicht nach deinem Kopf, du giltst nicht so viel als du werth bist, wie du dich schätzest, Andere werden dir vorgezogen, natürlich ungerecht.

So treibst du dahin, bleibst selbst derselbe, thust für Andere so wenig als möglich, kurz führest ein ziemlich vergebliches Leben. Da mag es denn geschehn, daß dir bei irgendwelcher Gelegenheit das Kreuz Christi vor die Seele tritt und ein Blick aus Jesu brechendem Auge dich trifft. Dieser Blick sagt dir soviel! Er läßt dich empfinden, daß es noch ein ganz anderes Menschenleben gibt, als das, welches du lebst, freilich ein ernstes und schweres, aber ein um so gesegneteres. Du gehest dahin und niemand weint um dich; der am Kreuz starb vor vielen Jahrhunderten, und noch immer fließt der Segen, der von seinem Leben und Sterben ausgeht, in alle Welt. Du hast in deinem flüchtigen Leben doch den rechten innern Frieden nicht; jener entbehrte so vieles, was du genießest, dafür trug er noch am Kreuz in sich einen Frieden, wie ihn die Welt nicht geben, aber auch nicht nehmen kann. Und woher diese tiefe Kluft zwischen euch beiden, zwischen dir, dem behaglich Dahinlebenden und doch Friedlosen, und ihm, dem Gekreuzigten und doch Friedevollen? Ein Blick auf's Kreuz, ein zweiter in dich selbst antwortet dir auch hierauf. Daher, daß du dir selber und immer nur dir lebst, Christus dagegen sein Leben etwas Höherem opferte, dem Gottesreich, dem Heil der Brüder.

Damit, mein Zuhörer, ist zum ersten Mal eine Ahnung, daß es über deinem Leben noch ein höheres und besseres Leben gebe, in deine Seele gefallen; nicht umsonst: fortan zieht es dich leise erst, dann immer mächtiger, nicht so vergeblich zu leben, sondern so, daß du eine Segensspur zurücklässest, es dämmert dir, daß Geben seliger als Nehmen ist, daß in der Hingabe ein Glück liegt, und daß nur der ein gefreutes Leben führt, der es an Gott dahingegeben hat.

II.

Weiter, mein Zuhörer, mag es geschehn, daß du weit abirrst vom rechten Weg, daß du Uebles thust, daß du rohem Genuß, dem Laster fröhnst, oder es mag sich zutragen, daß du sei's aus Gewinnsucht, sei's aus Bosheit mit deinen Brüdern dich verfeindest und immer mehr dich vereinsamst. Da kann es denn gar nicht fehlen, auf den Rausch der Leidenschaft folgt früher oder später eine Ernüchterung, auf dein den Menschen im Uebermuth angethanes Unrecht das Weh darüber, daß du nun so ganz einsam und verlassen dastehst und ängstlich gemieden wirst; du bist dir selbst verleidet, zuwider geworden. Doch noch trotzest du, du willst lieber verloren gehen, als fremde Hülfe annehmen, lieber einsam sterben, als vor irgend einem Menschen dich demüthigen.

Da, abermal, steigt vor deiner Seele das Kreuz Christi auf, Erinnerungen aus deiner Jugendzeit werden wach. Hat man dich doch damals das Kreuz Christi anschauen lehren als das höchste Zeichen göttlicher Liebe, als eine Versicherung dafür, daß es eine Gottesliebe gebe, welche dem Sünder nachgehe, bis hinab in seinen tiefsten Fall, welche auch da sich ihm noch offen erhalte, wo alle Menschen ihr Herz ihm verschließen, also eine das verlorne Schaf suchende und auf ihren Schultern heimtragende Gottesliebe, eine Zuflucht für und für. Und nicht bloß dies, diese Liebe Gottes wirbt auch um kalte, verschlossene, verbitterte Herzen, macht sie weich, thaut sie auf, entzieht sie ihrer Vereinsamung. Ja, mein Zuhörer, da vor dem Kreuz hast auch du etwas von dieser Gottesliebe verspürt, wie sie eindrang auf dich, wie sie Vergebung und ein neues Leben dir aufthat, wie sie ein Sehnen nach Liebe in deinem Herzen wach rief. Da schmolz dein Trotz, da hast du dich gedemüthigt, hast Sünde bekannt, hast göttliche Liebe, hast menschliche Liebe neu gesucht. Das that das Kreuz Christi.

III.

Noch aber warest du nicht am Ziel. Schweres Leiden kam über dich, körperliches und geistiges, Krankheiten, eigene und fremde, bittere Verluste. Es gab Zeiten, wo du keine Nachtruhe mehr genossest, die Nacht keine Vergessenheit deiner Sorgen, keine neuen Kräfte dir brachte, wo du vielmehr diese Nächte aufwandtest in Pflege Anderer, wo du sie durchwachtest in Sorgen und in Schmerzen, die langen, langen Nächte. Was aber noch viel mehr an dir nagte und zehrte, als Schmerzen und Sorgen und durchwachte Nächte, das waren die bangen, zweifelsvollen Fragen, die damals in deiner Seele aufstiegen: warum das? und warum das gerade mir, während es Andere viel besser verdienten? Sollte es denn wirklich, wie so Viele sagen, keine liebende Vaterhand geben, die unsere Geschicke lenkt, sondern alles nur Zufall sein oder blindes Naturgesetz?

Doch wieder fiel dein Blick auf den Gekreuzigten, er hing im Bilde an der Wand, über deinem Bett, aber dein Auge hatte ihn bisher nicht bemerkt oder doch bloß gedankenlos auf ihm gehaftet. Und er, hat er nicht noch viel mehr gelitten als du? — so mußtest du dich fragen. Und er, hat er es denn verdient dieses Leiden, verdient besser als du? Und er, hat er in seinem tiefsten Leiden je gezweifelt an der leitenden Gotteshand, sich dem Zufall oder der Naturgewalt preisgegeben geglaubt, nicht vielmehr eben in diesen Augenblicken höchsten Schmerzes nur um so inniger sich an Gottes Herz hinangedrängt? Was war ihm sein Leiden? Fühlte er nicht auch aus diesem rauhen, scheinbar mitleidlosen Schicksal wieder nur die Liebe Gottes heraus, die auf diesem Weg der Menschheit ein ewiges Heil gründete, einen immer offenen Zugang zu sich aufthat, die Liebe Gottes zugleich, die ihn selbst zur Vollendung, zur Vollkommenheit heranzog? Da wird auch dir, mein Zuhörer, dein Leiden etwas Anderes, als es dir

bisher gewesen; es wird dir, ob auch erst nach langem Ringen um Fassung und Kampf mit dir selbst, eine Gnade Gottes, ja eine Gnade, deren er die würdigt, mit denen er es ganz besonders gut meint und recht viel vorhat. Du wirst inne, daß die bösen Tage, durchgemacht in stetem Aufblick zum Kreuz, einen bleibenden Segen in dir zurücklassen, an unverlierbaren Gütern wie Geduld, Gottvertrauen, Dankbarkeit für jeden Lichtstrahl, Theilnahme an fremdem Leid, an solchen unverlierbaren Gütern dir mehr Gewinn eintragen, als alle deine guten Tage, und daß, wenn ein rechter Christ aus dir wird, du das am allermeisten dieser heißen Leidensschule verdankst. So findest du im Aufblick zum Kreuz Christi auch aus deinem eigenen Kreuz Gottes Liebe heraus.

IV.

Noch ein Letztes. Es geht auf Erden so viel nicht nach deinem Kopf, nach deinem Willen, also, wie du dir einbildest, nicht gut. Du schlägst deine eigenen Wege an, aber du richtest nichts aus, gelangst nicht an's Ziel, so viel kommt dir immer dazwischen, daß du nicht leistest, was du doch leisten möchtest. Du bist ingrimmig, bist schon im Begriff, die Hände in den Schooß zu legen, es dir nicht mehr so sauer werden zu lassen, sondern alles gehen zu lassen, wie es kann und mag — da schaust du im Geiste fast wie zufällig auf zum Kreuze Christi, und neues Licht dringt in deine Seele. Der hat viel mehr geleistet als du und sein Werk ist trotz aller Hindernisse und allen menschlichen Widerstandes der große Segen der Menschheit geworden. Doch wie brachte es Jesus zu Stande, wie führte er es hinaus zum Siege? Durch eignes Rennen und Laufen? Nein, einzig durch Gehorsam unter des Vaters Willen, einzig dadurch, daß er ohne rückwärts oder vorwärts, rechts oder links zu schauen Gottes geraden, schmalen Pfad dahinschritt. Sollte das nicht auch mein Weg sein? mußt du dich

fragen. Gibt's nicht über meinem Willen noch einen höhern Willen, über meinem Weg noch einen höhern Weg, bin ich dazu auf Erden, daß alles nach meinem Kopfe gehe und nicht vielmehr dazu, daß ich Gottes Willen thue und spreche: nicht mein, sondern dein Wille geschehe? Dann allein darf ich hoffen auf endlichen Sieg, denn mein mit Gottes Willen eins gewordener Wille erfüllt sich immer.

Meine Zuhörer! Vom Kreuz Christi ist gesagt: in diesem Zeichen wirst du siegen. Schaue gläubig auf zu demselben, und in jeder Lage deines Lebens findest du einen Ausweg, auf jede Frage, gerichtet an dein Schicksal, an Gott, eine Antwort, in jedem Widerstreit der Pflichten eine Lösung, für allen Schmerz einen Balsam, für alles eine Versöhnung, in allem Gottes Liebe, den Vater.

Ostern für die Erkenntniß

Ostern I.

1871

Luc. 24, 13—24. Und siehe, zwei aus ihnen gingen an demselben Tage nach einem Flecken, der von Jerusalem sechzig Stadien entfernt war, mit Namen Emmaus. Und sie redeten mit einander von allen diesen Ereignissen. Und es begab sich, indem sie mit einander redeten und sich besprachen, nahete sich Jesus selbst und ging mit ihnen. Ihre Augen aber waren gehalten, daß sie ihn nicht erkannten. Er sprach aber zu ihnen: Was sind das für Reden, die ihr mit einander wechselt unterwegs und seid so traurig? Da antwortete der Eine, mit Namen Cleopas, und sprach zu ihm: Bist du der einzige Fremdling zu Jerusalem, der nicht weiß, was daselbst geschehen ist in diesen Tagen? Und er sprach zu ihnen: Was? Sie sprachen zu ihm: Von Jesu von Nazareth, der ein Prophet war, mächtig in Wort und That, vor Gott und allem Volke; wie ihn unsere Hohenpriester und Obern zur Todesstrafe überliefert und ihn gekreuzigt haben. Wir aber hofften, er wäre der, der Israel erlösen sollte. Aber bei alledem ist heute der dritte Tag, seit dieses geschehen ist. Zudem haben uns auch etliche Weiber von uns in Erstaunen gesetzt, die am Morgen früh beim Grabe waren; die fanden seinen Leib nicht und kamen und sagten, sie hätten auch eine Erscheinung von Engeln gesehen, die sagten, er lebe. Und etliche der unsrigen gingen hin zum Grabe und fanden es also, wie es die Weiber gesagt, ihn selbst aber fanden sie nicht.

Meine Lieben! Also die Auferstehung Jesu Christi feiern wir heute. Seine Auferstehung — was haben wir uns darunter zu denken? Die volksthümliche Vorstellung ist diese: Jesus sei nach seinem Tode begraben worden und zwar der ganze Jesus, sein Geist mit, grad als wäre er nicht wahrhaft

gestorben gewesen. Doch habe sein Geist im Grabe nicht geruht, sondern sei hinunter gedrungen zu der Stadt der Todten und habe denjenigen Geistern, welche noch nichts von ihm gehört, das Evangelium verkündet, damit auch sie des Heils theilhaft werden können. Früh am Ostermorgen sodann sei der Geist Jesu wieder in's Grab zurückgekehrt, habe seinen Leib wieder umgenommen, sei mit demselben aus dem Grab hervorgebrochen, mit demselben noch vierzig Tage auf Erden herumgewandelt, im wenn auch zeitweilig unterbrochenen Verkehr mit seinen Anhängern, und sei schließlich mit eben diesem seinem frühern Erdenleib gen Himmel gefahren.

Nun wißt ihr bereits, daß ich diese volksthümliche Vorstellung nicht theile, allein ich bekämpfe sie auch nicht, hier in der Kirche heute am Osterfeiertag am allerwenigsten, ich lasse sie Jedem, der sie haben mag. Ich warne aber diesen vor einem, ich sage: stelle dir den Vorgang vor ganz wie du willst, nur mache die Behauptung, Christus sei angethan mit seinem frühern Leib in dieses Leben zurückgekehrt und mit diesem Leib in den Himmel gefahren — diese Behauptung mache nicht zu einem Glaubenssatz für dich und Andere; baue nicht auf der Lehre von der sogenannten leiblichen Auferstehung Christi den Christenglauben auf. Du gewinnst nichts dabei, aber du schadest viel. Allein du entgegnest: nein, gerade leiblich muß er auferstanden sein, sonst ist er nicht mein Erlöser, sonst ist er jetzt nicht bei Gott, sonst darf ich auch für mich auf keine Auferstehung, auf kein ewiges Leben hoffen! Sei verständig, mein Zuhörer, Christus ist dein Erlöser durch das, was er selber innerlich war und noch ist, und nicht durch etwas, das einmal äußerlich mit ihm vorgegangenen sein kann; entweder ist er der Welt Heiland oder er ist es nicht; ist er's, so ist er es auch ohne Wiederaufleben seines alten Körpers, ist er es nicht, so wird er es auch dadurch nicht. Ohne leibliche Auferstehung sei Christus nicht bei Gott, sagst du. Im Gegentheil, erst recht, er befahl seinen Geist sterbend in

des Vaters Hände, ging ein in ihn und weilt nun bei dem Vater der Geister, selbst ein Geist, nicht geschieden von ihm durch irgend eine leibliche Hülle und Scheidewand. Dann aber sei es um deine eigene Auferstehung geschehen, du habest keine Bürgschaft mehr dafür. Mein Zuhörer! hast du sie so? willst du denn, bekleidet mit deinem Erdenleib, das Leben des ewigen Juden führen? Und wenn Christus mit seinem Leibe in dieses Leben zurückkam, gibt dir das irgendwelche Sicherheit, daß du in ein anderes Leben auferstehen wirst? Brauchst du überhaupt eine solche Bürgschaft, wenn du Gott hast und ein recht inniges Vertrauen zu ihm, daß er es mit dir wohl machen werde?

Doch noch einmal, denke dir jenes große Ereigniß ganz wie du willst, nur hüte dich, Andern, z. B. deinen Kindern, den Glauben an eine leibliche Auferstehung Christi aufzwingen zu wollen. Wie, wenn sie daran nicht glauben könnten — wolltest du ihnen dann jeden Glauben absprechen? Oder wenn sie heute noch daran glaubten, aber morgen nicht mehr könnten und dann mit diesem Einen auch alles Andere verwürfen und in den Wind schlügen? Begnüge dich damit, wenn sie dir glauben, was einzig geschichtlich feststeht: daß die Jünger ihren Meister nach seinem Tode geschaut haben und daß diese Erscheinungen, die sie hier und dort von ihm hatten, in ihren Seelen einen neuen Glauben und einen unüberwindlichen Muth wachriefen. Diese unumstößliche Thatsache magst du dir im Weitern zurechtlegen ganz wie du willst, nur laß sie für heute der gemeinsame christliche Boden sein, auf dem wir uns mit einander verständigen wollen und auch können. Du wirst bald inne werden, daß mit derselben Minute all das unfruchtbare Gezänk über das große Ereigniß, das wir die Auferstehung Christi zu nennen pflegen, auf einmal aufhört, keinem Glauben mehr Gewalt angethan wird, statt dessen aus dem Auferstehungsglauben der Jünger ewige Wahrheiten zu Tage brechen, welche für uns noch dieselbe

Bedeutung haben wie für sie, auch unser Trost und unsere Freude sind. Wir legen sie dir sogleich dar,

diese ewigen Wahrheiten des Osterglaubens.

I.

Meine Lieben! Unser Text gewährt uns einen tiefen Einblick in den Seelenzustand der Jünger Jesu nach seinem Tod und vor den ersten Erscheinungen, die sie von ihm hatten. Tiefe Trauer hält ihr Herz umfangen. Sie hatten alle Hoffnung auf Jesus gesetzt als auf den Tröster und Erlöser Israels, durch seinen Tod sind sie irre an ihm geworden und zweifeln fast, daß er der gewesen sei, für den sie ihn gehalten haben. In ihren Herzen hat er dennoch eine unausfüllbare Lücke zurückgelassen; ihr Halt und Mittelpunkt ist ihnen genommen, sie fühlen sich so verlassen, rathlos, unfähig zu Entschluß und That wie Kinder, die Vater und Mutter verloren haben und damit zugleich ihre ganze bisherige Welt, während sie in der neuen sich nicht zurecht finden können und immer und immer vom Vaterhause sprechen. Da sind sie denn ganz nahe dran, auch die Sache, für die sie bisher gekämpft haben, als eine durchaus verlorne aufzugeben.

Doch ihre Seele ist der Betrübniß, dem Schmerz um Christus, dem Weg um das versunkene Heil Israels nicht völlig hingegeben, schon zucken verheißende Hoffnungsstrahlen durch das dunkle Gewölk. Es kann nicht alles verloren sein! Wie oft hat er selber uns gesagt, daß sein Tod nicht das letzte Wort, wie hat er selbst über seinen Tod hinweg in eine Zeit hinausgeschaut, wo er kommen würde in den Wolken des Himmels mit Macht, mit Macht! Und die Kunde der Frauen! Die Engel, die ihnen sagen, er lebe, er lebe! Und höher und höher wallt der Jünger Hoffnung, bald werden sie den erkennen, der jetzt schon unerkannt mit ihnen wandelt und ihnen die Schrift öffnet. Sie eilen zurück nach Jerusalem

und dort empfängt sie der Ruf: der Herr ist wahrhaft auferstanden und dem Simon erschienen!

Meine Lieben! Wir haben also hier der Jünger Auferstehungsglauben im Entstehen, in seinem Keim. Und seht doch, wie er ihnen alles neu gestaltet, über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ihnen ein so helles Licht wirft, daß es sie blendet und das Herz vor lauter frohen Ahnungen ihnen fast verspringen will. Christus lebt, er ist aus dem Tod hervorgegangen und weilt beim Vater. Sein Tod war also nicht Gottverlassenheit, göttliche Strafe für seine Vermessenheit, verdiente Schmach, sondern auch sein Todesweg ein Gottesweg, ein Weg empor, nicht hinab. Mußte nicht Christus solches leiden um zu seiner Herrlichkeit einzugehen? ich weiß, wen du willst herrlich zieren und über Sonn' und Sterne führen, den führest du zuerst hinab. Sein Gehorsam ist vollkommen, seine Liebe hat ausgehalten, sein Glaube ist nicht zu Schanden geworden, über seine Gottesgemeinschaft hat auch der Tod keine Macht gehabt, er liegt überwunden, auch dieser letzte Feind liegt besiegt. Der Tod ist verschlungen in den Sieg, Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? — Christus lebt, weilt mitten unter uns, wir sind keine verlassenen Waisen, sondern seine Stellvertreter und Boten, die, denen seine sterbende Hand die Fahne seines Reiches anvertraute, wir sollen in die Lücke treten und selbst erfüllt von seinem Geist diesen Geist hinaustragen in alle Welt. — Wir sind zwar ein kleines Häufchen nur und gewaltig die Hindernisse, die sich uns entgegenthürmen, allein wie unser Meister auch den Tod überwunden hat und der letzte Sieg in seiner Hand lag, so wird auch seine Sache, sein Heil, sein Geist die ganze Welt überwinden, der letzte Sieg wird Gottes sein. Frischauf denn, frischauf denn! Mitten in einer glaubenslosen, liebeleeren und so trostlos in eine dunkle Zukunft hinausblickenden Welt sind wir diejenigen, welche den Weg zu neuem Heil, einen neuen Weg zum Himmel

wissen. Vom Feuer deiner Liebe glüht das Herz, das du entzündet. Wir fürchten nichts mehr — das Reich muß uns doch bleiben.

II.

Sagt selbst, meine Lieben, dieser Auferstehungsglauben der Jünger, ist das nicht der ächte, ewige Christenglauben, wie auch wir ihn haben sollten, aber leider nicht haben? Nein, nicht haben. Da streiten wir uns herum, ob Christus auferstanden sei und wie, ob er lebe und wie, und währenddem sind unsere Augen gehalten wie diejenigen der Jünger von Emmaus, daß wir ihn selbst nicht sehen, und ob auch sehen, doch nicht erkennen; und doch ist es, so wunderlich dies euch klingen mag, uns viel leichter gemacht als jenen Jüngern, ihn zu sehen und zu erkennen. Ja, so ist es — leben wir denn umsonst im neunzehnten Jahrhundert? Ist es umsonst, daß wir viele Jahrhunderte jenes unumstößliche Zeugniß vom Leben Christi, den Beweis seiner ewigen Gegenwart zurückverfolgen können, ich meine die Geschichte der Christengemeinde, der christlichen Kirche, dieser wunderbaren Schöpfung, welche Paulus hellsehenden Blickes schon in ihren ersten Anfängen den Leib Christi nannte, den Leib, an dem Christus das Haupt, von dem er die Seele sei. Und wiederholt sich nicht in jedem Zeitalter an diesem Leibe Christi Jesu Tod und Auferstehung, jenes „mußte nicht Christus solches alles leiden, um zu seiner Herrlichkeit einzugehen“? Verdirbt diese Kirche nicht jedesmal innerlich, wenn sie äußerlich reich und gewaltig wird, und beginnen ihre großen Tage nicht immer erst, wenn sie leiden muß, wenn ihr unrecht geschieht, wenn sie geschmäht und beraubt wird, wenn sie untendurch muß? Dann offenbart sie, welche Schätze von Glauben und Liebe ihr innewohnen, und wie oft schon ist alsdann jenes kühne Wort an ihr in Erfüllung gegangen: als Sterbende und siehe wir leben, als Gezüchtigte und doch nicht getödtet, als Arme, die da Viele reich machen, als solche, die nichts haben, und doch alles haben.

Weiter, meine Lieben. Wir wollen allzumal Christen sein, doch die Einen von uns glauben an einen vergangenen Christus, die Andern auf einen zukünftigen Christus, nur den gegenwärtigen Christus kennen so Wenige. Die Jünger Jesu wußten: jetzt haben wir an seine Stelle zu treten und in seinem Geist, mit seinem Geist sein Werk fortzusetzen. Paulus nannte die Christen mit Christus Auferstandene und sagte von sich selbst: Christus lebet in mir. Wir aber träumen von einem Christenthum noch außerhalb der Christen, während doch das Christenthum in gar keiner andern Weise in die Welt kommen kann als durch Menschen, durch Christen, und nirgends anders vorhanden ist als in diesen Christen. Drum, meine Lieben, statt rückwärts oder vorwärts nach Wundern auszuschauen und darin das Christenthum zu suchen, wollen wir unserm Meister in uns selber Wohnung machen. Lebt sein Geist in unserm Geist, thun wir sein Werk, stehen wir mit ihm in Geistesgemeinschaft, dann wahrhaftig werden wir nicht mehr fragen: wo ist er und kommt er bald? sondern werden von ihm eine Kraft ausgehen fühlen und sagen, er ist da, wir glauben an ihn, weil wir ihn erfahren.

Und endlich, meine lieben Zuhörer, war, was die Jünger Jesu so stark und der Welt so überlegen machte, die unbedingte kühne Gewißheit des endlichen Sieges; einmal hatten sie, in Christus hatten sie es erlebt, daß das Recht triumphirte über das Unrecht, das Licht über die Finsterniß, die Liebe über den Haß, das Gute über das Böse, und diese große Erfahrung ward zum Felsen, auf dem sie ruhig ausblickten über das tobende Meer hinweg. Und dennoch hält sich heutzutage gewöhnlich der für den besten Christen, der am wenigsten glaubt, am meisten über die große Macht des Bösen klagt, am wehlichsten über die Gefahren jammert, welche der guten Sache drohen, und am schwärzesten in die Zukunft hinausblickt. Ja es ist so weit gekommen, daß Leute, welche durchaus keine Christen sein wollen, viel zuversichtlicher als

so viele Christen an den Sieg, an den letzten Sieg des Guten glauben und viel hingebender daran schaffen. Meine Zuhörer! Diese tragen Christi Fahne hoch. Voran, voran! Wer nicht mit glühendem Herzen an den Sieg der Sache Christi glaubt, glaubt auch nicht an ihn und ist kein Christ.

Meine lieben Zuhörer! Seht da, das heilige Abendmahl — auch hier der Jünger Auferstehungsglauben. Hier in diesen Zeichen Sinnbilder seiner ewig segnenden Gegenwart, Menschen und Jahrhunderte sterben, sein Geist überdauert sie alle, sein Glaube, seine Geduld und seine Liebe sind immer gleich jugendfrisch. Und Jesus will nicht für sich sein, in die Menschenherzen will er eindringen, sie erfüllen, sie zusammenfügen zum lebendigen Bau. Will sie stärken hier, ihre Seelen stählen zum Kampf, indem er die Blicke emporrichtet auf das hohe Ziel, das Gottesreich, und in die Herzen die Gewißheit legt, daß dieses Reich kommen, daß Gott es vollenden, Gott siegen werde.

Liebe Kinder, die ihr heute zum ersten Mal mit uns Abendmahl haltet! Ihr betrachtet es als den Abschluß eurer Kinderzeit und in gleicher Weise meint ihr wohl auch, euren Christenglauben fertig zu haben und damit abschließen zu können. Ihr irrt; was ihr für ein Ende haltet, ist ein bloßer Anfang, im Glauben wie im Leben. Noch liegt Christus wie eingesargt in euren Seelen, er muß in euch auferstehn. Und wird es auch. Er wird mit euch durch Leiden zur Vollendung schreiten. Er wird euer Herz entzünden mit jener Liebe, welche keinen höheren Wunsch kennt, als Allen ein Segen zu werden. Vor allem wird er in euch wach erhalten den Hunger und Durst nach Vollkommenheit, daß ihr nie ausruht, nie euch fertig dünkt, nie in dieser Sichtbarkeit eurer Seele Glück und Frieden sucht, sondern daß ihr ringet um die Krone, trachtet nach den besten Gaben.

Ostern für das Gemüth

Ostern II.

1871

Joh. 20, 11—17. Maria aber stand draußen vor dem Grabe und weinte. Wie sie nun weinte, bückte sie sich in das Grab und siehet zwei Engel in weißen Kleidern sitzen, den einen zum Haupt und den andern zu den Füßen, wo der Leib Jesu gelegen war. Und diese sprachen zu ihr: Weib, was weinest du? wen suchest du? Sie spricht zu ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Und als sie das sagte, wandte sie sich zurück, und siehet Jesus stehen und weiß nicht, daß es Jesus ist. Spricht Jesus zu ihr: Weib, was weinest du? wen suchest du? Sie meinend, es sei der Gärtner, spricht zu ihm: Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir, wo du ihn hingelegt hast, so will ich ihn holen. Jesus spricht zu ihr: Maria. Da wendet sie sich um und spricht zu ihm: Rabbuni! das heißt, Meister! Jesus spricht zu ihr: Rühre mich nicht an; denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Gehe aber zu meinen Brüdern und sage ihnen, ich fahre auf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott.

Meine Lieben! Wir steuern diesen Nachmittag dem gleichen Ziele zu wie diesen Morgen, doch auf einem andern Weg. Die Jünger, die nach Emmaus pilgern, sind Männer, hier steht eine Frau am Grabe Jesu. Jene Männer reden mit einander, diese Frau weint. Deutlich zeigen uns diese beiden Bilder, daß man auf sehr verschiedenen Wegen zum fröhlichen Osterleben an ein unverlornes, ewiges Heil, an den lebendigen Christus gelangen kann, auf dem Weg der Erkenntniß allerdings, doch nicht weniger auf dem Weg des Gemüthes, und vielleicht ist dieser Fußsteig kürzer als die allgemeine

Heerstraße, zuweilen mühsamer, verirrlicher, aber doch im Ganzen lieblicher zu gehen, genußreicher. Darum denn jetzt von der

Ostern der Maria Magdalena.

I.

Die Jünger Jesu hatten gewiß auch mit dem Herzen an ihrem Meister gehangen, doch was sie ihm zunächst verbunden hatte, war das gemeinsame Ziel gewesen. Davon war bei Magdalena nie die Rede. Was sie an Christus band, war die reine Liebe ohne äußern Zweck; er hatte zunächst einen mächtigen Strahl der göttlichen Liebe in ihr Gemüth fallen lassen und seitdem konnte sie nicht mehr lassen von ihm, sie lebte von dieser Liebe und war glücklich dabei, ohne weder vorwärts noch rückwärts zu blicken. Christus starb, doch ihre Liebe, menschlich thöricht wie alle Liebe ist, hing sich noch an seinen Leichnam, das letzte von ihm Uebriggebliebene; so lange sie diesem noch eine Liebe und Ehre erweisen konnte, war er nicht ganz todt für sie, und erst, als sie seinen Leib nicht mehr findet, bricht sie in Thränen aus und ruft: sie haben mir meinen Herrn genommen und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.

Meine Lieben! Magdalena ist das treueste Abbild aller derjenigen, welche die Religion zunächst und zumeist in ihr Gemüth aufnehmen und sie zur Gemüthssache machen. Die Sonne hat eine doppelte, geheimnißvoll innig verbundene Eigenschaft, sie strahlt zugleich Licht und Wärme aus; die Einen verlangen mehr nach dem Licht, die Andern mehr nach der Wärme der Sonne, aber etwas von beidem, nur in verschiedener Mischung brauchen Alle. Grad so verhält es sich auch mit der Sonne des geistigen Lebens, mit der Religion, auch diese soll zugleich Licht und Wärme verbreiten; und hier werden eben jene Gefühlsmenschen es sein, die in der Re-

ligion viel weniger das suchen, was die Erkenntniß erleuchtet, als vielmehr was das Gefühl erwärmt, welche die scharfsinnigsten Beweise kühl aufnehmen, dagegen an jedem sinnigen Worte sich erlaben, welche zwar wohl an einen Willen Gottes glauben und treu sind in ihrer Pflicht, dagegen ihren Frieden und ihr inneres Glück erst in der Liebe Jesu finden. Ueberall wo die Liebe Gottes durchklingt, da ist ihre Religion.

Nun glaubt man gewöhnlich, solche Gemüthsmenschen bleiben viel leichter vor einem Irrewerden im Glauben, vor religiösen Zweifeln bewahrt, allein man täuscht sich sehr. Wie Magdalena dort am Grabe Jesu steht, so weht auch so manchen Gefühlsmenschen aus seinem Christenglauben die alte Wärme nicht mehr an, er läßt ihn kalt; und wie Maria Magdalena gleichsam mit ihrer eigenen Liebe Jesu Leichnam zu beleben sucht und erst trostlos wird, da sie diesen nicht mehr findet, so suchen auch diese Gemüthsmenschen künstlich, mit aller Gewalt die Gefühle wieder zu erzeugen, die sie einst gehegt. Umsonst, umsonst! Ich kenne Gemüthsmenschen, die in einem Maße an ihrem Glauben irre geworden und so mächtige und tiefgreifende Zweifel hegen, wie wir, die man Verstandsmenschen nennt, in ihren schlimmsten Zeiten nie. Nur sind eben diese Zweifel anderer Art als die unsrigen; wie sie mit dem Herzen geglaubt, so zweifeln sie auch mit ihrem Herzen, sie sind stets der Wärme, der Liebe nachgegangen in der Religion, nun erlischt ihnen irgend eine göttliche oder menschliche Liebe, ihre Herzen beginnen zu frieren und darin besteht ihr Zweifel.

Ja, das ist's. Ihr tretet z. B. mit einem Herzen voll Liebe und mit einem mächtigen Sehnen nach Liebe hinaus in eine kalte und berechnende Welt. Diese macht eure Unerfahrenheit sich zu Nutzen, mißbraucht eure Liebe, betrügt euch, die Liebe, die ihr gebet, lohnt sie mit Undank, die Liebe, die ihr suchet, läßt sie euch nicht finden. Oder ihr habt Liebe gegeben und seid wieder geliebt worden, allmälig aber gehen

euch die Augen auf, die Menschen, denen ihr mit vollem Herzen euch gegeben habt, sind schlecht, gemeiner Gesinnung, eure Liebe hat euch niederwärts geführt in den Koth der Erde hinein. Ihr fühlt, wie da die Liebe euch ausgeht, Verachtung, Bitterkeit an deren Stelle tritt. Es wird eurem Herzen so weh, nicht mehr achten und lieben zu können, wo man so gerne achten und lieben möchte, Gefahr zu laufen, gar selber noch schlecht zu werden, hart, ungerecht, bösmeinend und schadenfroh und so ganz um alles zu kommen, was bisher die Seele euch emporgehoben und froh gemacht!

Oder es sterben euch liebe Menschen, Menschen, die bisher Stücke eures Herzens, Theile eures Wesens gewesen sind. Wie tief solche Verluste euch Gemüthsmenschen schneiden, wie das Herz innerlich darob verbluten will und wie schwer es euch wird, auch in diesen Gotteswillen euch zu fügen! Ach was, ist das ein Gotteswillen! wenn jener Kranke nur bessere Pflege gehabt, wenn man nur dieses Mittel angewendet, jenes nicht angewendet hätte! Gibt's überhaupt einen Gotteswillen, der sich um alles kümmert, alles macht, gibt's überhaupt einen Gott, einen gütigen himmlischen Vater, wie sie uns da stets von ihm erzählen? der sollte einem armen Menschenherzen so tiefe, nie vernarbende Wunden schlagen können? — Unmöglich!

Da heißt es dann: Liebe erloschen — Glauben erloschen! Da liegen die Zweifel des Gemüths.

II.

Grad so war es Maria Magdalena um's Herz, als hinweggenommen war, was bisher die Wonne ihrer Seele ausgemacht hatte. Sie klagt, sie weint. Da steht bei ihr einer, sie kennt ihn nicht, sie hält ihn für den, welcher ihren Herrn ihr fortgetragen. Doch er ist es selbst. Maria, ruft er. Dieser Klang dringt ihr in's innerste Mark. Da ist er ja

noch, ihr Herr, unverloren, lebendig wie je. Sie eilt auf ihn zu, will sich überzeugen und das alte Leben unmittelbarer Gemeinschaft wieder beginnen. Doch er: rühre mich nicht an, ich bin nicht mehr, der ich war, bin nun ein höheres Wesen, fahre empor zu meinem Vater, willst du mich künftig wiederfinden, dann empor mit deinem Herzen, noch höher empor, droben beim Vater suche mich, so wirst du mich immer finden.

Ganz denselben Trost, der hier der Maria Magdalena gegeben wird, hat unsere christliche Religion zur Stunde noch allen Gemüthsmenschen bereit. Wir dürfen ihnen verkünden: ihr habt Sterne erlöschen sehen an eurem Himmel und klagt nun, der Himmel selbst sei eingestürzt. Wißt ihr das so gewiß, sind jene Sterne auch vollständig erloschen? — ihr sehet sie vielleicht nur nicht, ihr stehet im Nebel ganz und gar, der Nebel verhüllt euch alles; doch nur ein wenig höher empor, aus den Gründen heraus, da sinkt der Nebel, droben leuchtet der Himmel, dran funkelt Stern an Stern. Ohne Bild, meine Zuhörer: es ist uns vergönnt, diesen Gemüthsmenschen eine Wahrheit, einen Trost, einen Gott, eine Liebe zu verkünden, durchaus unabhängig von ihrem gegenwärtigen Seelenzustand, und die Zuversicht zu hegen, daß zur bestimmten Stunde der Druck wird weggenommen sein von ihrer Seele und in dieselbe ein neues Lieben einziehen. Ja noch mehr, wir können ihnen sagen, du klagst über deine bittern Erfahrungen von den Menschen wie von Gott her, du sagst, diese haben mich um meinen Glauben und meine Liebe gebracht und mich so kalt und hart gemacht. Merkt wohl auf, alle diese schlimmen Erfahrungen sind euch was jene Gestalt der Maria. Sie hielt ihn für den Gärtner und meinte, er sei's gewesen, der ihr Jesus fortgetragen, und statt dessen war es der Herr selbst. So meinst du auch, deine Erfahrungen haben deinen Glauben dir genommen, und währenddem liegt eben in ihnen, nur von dir noch unerkannt, ein neuer höherer Glauben.

So viel können wir verkünden, doch weiter nicht gehen, den neuen Glauben selbst nicht geben. Jene Frau am Grabe Jesu vernimmt ihren Namen Maria — jetzt kennt sie ihn und weiß sich von ihm gekannt. So schlägt für jedes einsame Gemüth, dem die Liebe verloren gegangen, die Stunde, wo es seinen Namen vernimmt von oben her, wo es ruft: Maria! Das will sagen: früher oder später, in dieser oder jener Weise, aber ganz gewiß wird es geschehen, daß zu dir, der du so trübe und liebeleer dasitzest, ein leiser Schritt sich naht, eine Hand sich auf deine Schultern legt und eine Stimme zu dir spricht: sei getrost, du bist nicht so verlassen und allein, ich kenne dich, ich liebe dich, ich weiche nimmer von dir. Und du brauchst nicht zu fragen: wer bist du denn? Du weißt, daß Gott es ist, der dich bei deinem Namen rief. Durch alle die bittern Erfahrungen brach er zu dir hindurch, er stürzte deine Götzen, damit du dein Vertrauen von aller Kreatur abziehest; nun hast du nichts mehr, als ihn allein, da ist er, er selbst. Du fühlst seine tröstende Nähe, wärmend strömt seine Liebe in dein Herz, du weißt nicht, wie das so gekommen ist, du weißt nur, daß es ist, du hast keinen Beweis dafür, doch kann auch kein Zweifel dich mehr irre machen, du sagst einfach: er hat mich bei meinem Namen gerufen, ich bin sein Kind und stehe in seiner Liebe, weiter brauche ich nichts.

Nun aber geschieht es wohl, lieber Gemüthsmensch, daß wenn nun ein neues Lieben dir durch die Seele zieht, du dich neu in das alte Leben hinausbegeben, neu an diesen und jenen Menschen dich anklammern und den frühern Erfahrungen neu dich aussetzen willst. Es geschieht, daß du von dem, was Gott dir gethan, nicht schweigen kannst und in der Freude deines Herzens deine stille Zwiesprache mit Gott allen Menschen auskramen möchtest. Doch auch da heißt es: rühre mich nicht an, ich bin noch nicht aufgefahren, suchet mich droben. Du hast Gottes Liebe nicht sicher und fest ein für

alle Mal, mache sie nicht gemein, rede nicht zu viel und in zu schönen Worten davon, sonst wird sie dir wieder genommen, sondern ganz still hege und trage sie in deinem Herzen, und wenn sie dir ausgehen will, ganz still steige empor, schöpfe neue Liebe, du weißt ja nun, wo sie zu finden ist und wie unerschöpflich tief dieser klare Born.

Jetzt wirst du nicht mehr irre an Glauben, Welt und Gott. Mitten in der kalten Welt nagt nicht mehr an dir das Weh: es hat mich niemand lieb, es hat mich niemand lieb! Du weißt dich geliebt. Und wo deine Liebe zurückgestoßen oder mißbraucht wird, da vermögen sie doch das Lieben selbst in dir nicht mehr zu ertödten, du mußt lieben, wie die Sonne scheinen. Ja du kannst auch mitten in einer schlechten Welt zu lieben fortfahren, unerbittert und ungebeugt — und nicht umsonst, in deiner Nähe wird auch den andern wohl, ja werden sie selber besser. Auch jetzt noch sterben liebe Menschen dir weg, Abschied um Abschied schneidet dir durch die Seele, aber auch dieser Lauf der Natur ist dir kein unbarmherziges Verhängniß mehr, sondern eine, ob auch schmerzliche, doch gnädige Fügung Gottes. Sie sind ja deiner Liebe unverloren, in ihm leben sie alle, und ihnen nach zieht es dein Herz empor zu Gott, dort findest du alles wieder, seine ewige Liebe, deine Todten und ihre Liebe.

Das ist die Ostern der Maria, der Auferstehungstag für das Gemüth.

Das Tagewerk

1871

Psalm 104, 23. Der Mensch geht hinaus an sein Werk und an seine Arbeit bis an den Abend.

Meine Lieben! Ihr habt gegenwärtig außerordentlich viel Arbeit. Verschiedenes trifft zusammen, eines drängt das andere, ihr kommt oft vom frühen Morgen bis zum späten Abend nicht zum Ausruhen. In solchen Zeiten versteht es sich für viele Menschen von selbst, daß religiöse Bedürfnisse und geistiges Leben schweigen müssen, bis der Arbeitssturm sich wieder ein wenig gelegt hat. Zu dieser Menschen Seelen dringt dann auch der Sonntag nicht mehr hindurch, erweckt sie nicht zu neuem Leben. Sie halten ihn zwar wohl, doch nur wegen Erschöpfung aller ihrer körperlichen Kräfte und als bloßen Ruhetag.

Doch nicht alle Menschen sind so gesinnt. Das bezeugt am meisten eure heutige Anwesenheit hier in diesem Gotteshaus. Ihr nehmt weder die kaum vergangenen Festtage noch eure viele Arbeit zum Vorwand, um hier auszubleiben. Im Gegentheil ist es gerade eure Arbeit, die euch hieher treibt. Ihr arbeitet ebenfalls gern und viel, die Arbeit ist euch nicht eine Last, sondern Freude. Immerhin spürt ihr in der Arbeit eine Gefahr für eure Seelen und deren Heil, ihr befürchtet, die Arbeit möchte euch niederwärts ziehen, immer mehr irdisch, weltlich gesinnt machen. Das ist eure Klage, daß es euch so oft und viel unmöglich sei, während der Dauer dieser Arbeit geistlich, ein Kind Gottes zu bleiben, mit dem Herzen droben bei ihm zu weilen.

Meine Lieben! Zu euch rede ich, mit euch prüfe ich, ob ihr recht habet, zu klagen, ihr könnet vor lauter Arbeit nicht geistlich sein, euer irdisch Tagewerk ziehe euch von Gott ab, entfremde euch ihm. Doch will ich diese Frage nicht bloß so in's Allgemeine und Blaue hinaus behandeln, sondern so wie ihr hier zu mir hereingekommen seid in's Gotteshaus, so versetze ich mich nun im Geiste mit euch mitten in eure Arbeit, euer Tagewerk hinein, ich lebe gleichsam einen eurer strengsten Arbeitstage mit euch durch vom Morgen bis zum Abend, um zu sehen, ob der Arbeit, die so viele von Gott abzuführen scheint, nicht eben so gut die Kraft innewohnt, zu Gott zurückzuführen und den Menschen bei ihm zu erhalten.

Zuvor aber noch ein Wort über unsern Text. Er steht inmitten des 104. Psalms. Dieses Loblied beschreibt Gottes Wunderwerke in der Natur. Er macht zu seinen Engeln Winde, zu seinen Dienern Feuerflammen. Berge stiegen auf, Thäler senkten sich nieder. Er wässert die Berge von seinen hohen Wohnungen herab, lässet Gras wachsen für's Vieh und Korn zum Dienst der Menschen und den Wein, der des Menschen Herz erfreut. Es wird Nacht, und die Thiere des Waldes regen sich alle, die jungen Löwen brüllen nach Raub. Die Sonne stehet auf, sie ziehen sich zurück und legen sich in ihre Höhlen. Und nun heißt es: der Mensch geht hinaus an sein Werk und an seine Arbeit bis an den Abend. Und dann fährt das Lied noch weiter fort: Sie alle warten auf dich, daß du ihnen ihre Speise gebest zu seiner Zeit.

Meine Lieben! Hier in diesem Psalm ist also der Mensch und zwar der Mensch in seiner Arbeit eingeordnet in die Wunderwerke Gottes. Zur Harmonie in der Natur gehört der Anblick fleißig arbeitender Menschen. Der alte Bund macht die Arbeit zu einem Fluche Gottes über die Menschen, aber unser Text, ja ebenfalls dem alten Bunde angehörig, zeigt deutlich, daß auch diesem göttlichen Fluch wie jedem andern als sein innerstes Wesen ein Segen innewohnt, ein

süßer Kern in harter Schale. So ist gewiß auch unserer Arbeit eine tiefere Bedeutung zuzuschreiben, sie ist nicht verworfen vor Gottes Angesicht, die faulen Leute sind nicht die besten.

Und nun mit diesem Gedanken zu deinem Tagewerk, mein Zuhörer! Es tagt. Du erwachst. Von der Straße her hallt der Tritt derer, welche bereits an ihre Arbeit eilen. Du weckst die Deinigen. Vor deinem Geiste entrollt sich, was dir heute zu thun obliegt. Solltest du da gar nichts Besseres zu thun wissen, als stumpf dein Joch auf dich zu nehmen und es einen Tag weiter zu schleppen, gleich einem Unvernünftigen? Nein, dich zieht es aufwärts. Dich freut es, wie da die Deinen herbeieilen, frisch, gesund, mit neu gestählter Kraft, arbeitslustig. Dich freut der golden emporschimmernde Arbeitstag. Dich freut deine Arbeit, denn welche es auch sei, sie ist deine Liebe geworden. Doch in die Freude mischt sich ein Bangen. Du hast dir so viel vorgenommen für heute, wird alles so gut ineinandergreifen, daß du dein Werk zu Ende bringst? Und das Wetter, wird es sich halten? Und dieser oder jener ungünstige Umstand, wird er zu vermeiden sein? Freuen und Bangen, beides lenkt deine Gedanken überwärts. Es treibt dich, dem da droben zu danken für die stärkende Nachtruhe, den neuen Arbeitstag, die fröhlichen Deinigen, es treibt dich, Gottes Segen in deine heutige Arbeit hinein dir zu erbitten und sein Gelingen und seine Kraft, die ausdauernde, stets sich erneuernde — mit dem Herrn fang alles an!

Doch noch immer stehst du sinnend da, noch immer stürzest du dich nicht in deine Arbeit hinein. Aber damit verlierst du deine Zeit! Im Gegentheil. Das ist so deine Gewohnheit, ehe du Hand an irgend eine Arbeit legst, willst du sie zuvor im Geiste überschauen, sie zurechtlegen, dir klar werden, wie sie am besten anzugreifen, am geschicktesten einzurichten ist. Du sammelst dich, dein Geist ist thätig, in dir

vollendest du ein geistiges Bild deines heutigen Tagewerks und beherrschest es dadurch; auch das ist Erhebung der Seele, auch das Gebet. Doch noch immer nicht genug. Du weißt aus Erfahrung, mein Zuhörer, daß wenn dir ein Werk nicht gelingt oder du es nicht bis zu Ende bringst, daran nur in den seltensten Fällen das Wetter schuld oder dieser Zufall, jener Mensch, so gerne du auch die Schuld einem von diesen zumessen möchtest, sondern daß hieran gestern deine Ungeduld schuld war und einmal deine Unvorsichtigkeit und einmal deine Vergeßlichkeit und einmal dein Mangel an Ausdauer und wieder einmal dein Hang zu Vergnügen und Genuß. Und deshalb suchst du, ehe du zum ersten Schlag dein Werkzeug erhebst, auch gegen dich selbst dich zu wappnen mit Geduld und Fassung, mit stillem, zähem Gleichmuth, mit ernstem Pflichtgefühl. Wahrhaftig, wenn du in dieser Weise, so vor Gott, dein Tagewerk beginnst, dann hast du deinen Tag an Gott gebunden, dann hat dir da Gott selbst eine Predigt gehalten daheim noch in deinem Haus oder auf deinem Weg bergaufwärts oder bei deiner Fahrt über den See, eine Predigt, sag' ich dir, wirksamer als die meisten, die du von hier weg mitgenommen.

Mein Zuhörer! Nun ist es Mittag geworden. Du kehrst nicht heim. Deine Mahlzeit genießest du draußen, wo fernhin dein Blick schweift über Wald und Feld und See und fleißige Leute, die nun ebenfalls gleich dir und den Deinen in Gruppen gelagert sind und in Frieden sich erquicken. Ist's dir da nicht hell und froh zu Muth, und ob auch heute früh schon so mancher Schweißtropfen niedergefallen ist auf die heilige Erde, sie weihend, und ob auch deine Kräfte nicht mehr so frisch sind, wie am Morgen, bist du nicht besser gelaunt, als am Tage der Ausgelassenheit? Und weshalb ist dir so fröhlich zu Muthe? Das will ich dir sagen: hier mitten in deiner Arbeit fühlst du dich mehr wie sonst auf dem Wege Gottes, in deinem eigentlichsten

Beruf, du weißt dich gerade da, wo du sein sollst. Der Ort, da du stehest, ist heiliges Land und die Pforte des Himmels. Du bist vielleicht nur ein Knecht, eine Magd, der Boden, den du bearbeitest, mit harter Mühe bauest, gehört dir nicht, kein Fuß breit davon. Und dennoch freut dich die Arbeit. Nicht bloß des klingenden Lohnes halber. Nein, sondern du fühlst, in dieser Arbeit liegt der Quell zu deiner leiblichen, wie geistigen Gesundheit und Frische, in der Ausbildung deiner Kräfte, in der Ueberwindung äußerer wie innerer Hindernisse, in dem Heranwachsen zu immer größerer Anschlägigkeit und Geschicklichkeit liegt die Bedingung zu deinem Fortkommen, von deiner Treue hängt dein guter Namen ab. Deshalb ist dir die Arbeit selbst so lieb.

Und du, Besitzer, es gab für dich vielleicht eine Zeit, wo dir die Arbeit nicht um ihrer selbst willen lieb war. Damals als du Meister oder Meisterin wurdest, da war deine Seele von Gier nach Gewinn eingenommen, von Hast und Ungeduld, recht schnell weiter, den Andern vorzukommen. Dazu war dir alles bloßes Mittel und Werkzeug, Zeit und Arbeit, deine Dienstboten, ja deine eigenen Kinder — vorwärts, nur vorwärts, gleichwohl ob sie dabei leiblich und geistig gedeihen, naturgemäß sich entwickeln konnten. Es ist seither besser gekommen mit dir, die Arbeit selbst hat dich geheiligt. Aus der Erde, die du bautest, aus dem Handwerke, das du triebest, aus dem Handel, den du führtest, kam dir etwas entgegen, was dich freute, abgesehen von jedem Gewinn, das Rechtmachen, das immer Bessermachen, das war nun deine Lust geworden; die Erfahrung, daß du auf diesem Weg dem Boden, dem Handwerke, dem Handel und den Menschen damit viel Gutes thun könnest und einen guten und geehrten Namen dabei gewinnest, die war dein Glück. Und wenn du mit fremden Armen arbeitetest, du zugleich mit ihnen, dann konntest du unmöglich ganz gleichgültig und hart bleiben gegen diejenigen, welche mit dir des Tages Last und Hitze theilten —

was waren sie weniger als du, nicht auch Menschen, völlig gleich hoch wie du stehend, ihrem Innern nach dir zugethaner und treuer in dem Maße, als du nicht bloß den Arbeiter in ihnen ausnutztest, sondern auch den Menschen in ihnen ehrtest? Drum gerade während es äußerlich mit dir vorwärts ging, wurdest du innerlich um so einfacher, bescheidener, weniger hochmüthig, menschenliebender, dankbarer für jeden dir erwiesenen Dienst. Je unabhängiger du wurdest, je mehr andere Menschen von dir abhängig wurden, desto klarer erkanntest du, daß du es dennoch nicht machen könnest ohne die Andern, daß du doch immer abhängig bleibest. Das that die Arbeit. Und sie that noch mehr: sie gab dir, vernünftig und mäßig angewendet, ein ganz kostbares Mittel zur Erziehung deiner Kinder in die Hände, wie dessen die Stände, die keine Händearbeit treiben, entbehren. Hier auf dem Felde der Arbeit gelang es dir, ihre leibliche und geistige Fähigkeit fast spielend zu entwickeln, hier lernten sie treu werden im Kleinen und nach und nach in immer Größerem, hier einander unterstützen und helfen, ineinandergreifen und zusammenspielen. So ist allmälig die Arbeit selbst dir lieb geworden und das merkt man dir an, du treibst sie mit Behagen, emsig aber ohne Hast, greifst überall selbst mit an und immer am schwereren Ort, befiehlst nichts, was du nicht selber thust, und dabei entströmen gute, anerkennende Worte deinen Lippen, von dir ist immer etwas zu lernen, gerne arbeiten dir die Andern, es ist ihnen wohl um dich.

Und nun bricht endlich der Abend herein über deiner Arbeit. Wenn es irgendwie zu machen ist, so gönnst du dir und den Deinen noch eine Stunde Feierabend, diesen Sonntag jeden Tages. Du bedarfst sein, deine Seele. Sie möchte diesen Tag, wie sie bei seinem Aufgang ihn an Gott gebunden, an seinem Schlusse nochmals ihn binden an Gott. Sie möchte überschauen, nicht bloß was an Früchten des Feldes heute in's Haus ist eingeführt worden, sondern auch was aus ihr ge-

worden ist, ob sie selbst auch etwas eingeführt, heimgebracht hat, Zufriedenheit, Dank, ein mächtiger gewordenes Gottvertrauen. Erst dann, wenn deine Seele in stillem Aufblick zu Gott sich selbst wiedergefunden und ihm alles und Alle hat anbefehlen können, legt sie zu ruhigem Schlummer sich nieder, wie ein Kind die Hand seiner Mutter, so noch im Schlafe die Hand haltend des Hüters Israels, der nicht schläft noch schlummert.

Mein Zuhörer! Das wäre dein Tagewerk, verrichtet mit Gott. Allerdings die Arbeit kann dich von Gott abführen, hat schon Viele ihm entfremdet. Doch dieselbe Arbeit kann dich ihm auch zutreiben, bis du gar nicht mehr begreifst, wie du fröhlich solltest arbeiten können ohne Gott, ohne Gebet. Ob sie aber auf dich jenen schädlichen oder diesen guten Einfluß habe, das hängt nicht davon ab, was für eine Art von Arbeit es sei, ob eine weltliche oder nicht, sondern von etwas viel Tieferem, von deinem Sinn, mein Zuhörer! Suchst du Gott in allen Dingen, dann suchst und findest du ihn auch in deiner Arbeit, in jeder Arbeit, wenn da nicht, dann überhaupt nicht. Das merke dir.

Die Gottesgnade im Staat

1870

Röm. 13, 1—4. Jedermann sei den obrigkeitlichen Gewalten unterthan; denn es ist keine Obrigkeit als von Gott, und die bestehenden Obrigkeiten sind von Gott verordnet. Wer sich nun der Obrigkeit widersetzt, der widerstrebt der Ordnung Gottes: die aber dieser widerstreben, werden ihr Strafurtheil empfangen. Denn die Regenten sind nicht zur Furcht den guten Werken, sondern den bösen. Willst du dich aber vor der Obrigkeit nicht fürchten, so thue das Gute und du wirst Lob von ihr haben. Denn sie ist Gottes Dienerin, dir zu gut. Thust du aber das Böse, so fürchte dich, denn nicht umsonst trägt sie das Schwert; denn sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe für den, der das Böse thut.

Meine Lieben! Es ist heute wieder einmal großer Abstimmungssonntag. Wir beschließen über das neue Schulgesetz, wir wählen einen neuen Großen Rath, diese oberste Behörde unseres Kantons, aus deren Schooß dann auch unsere Regierung für die nächsten vier Jahre hervorgeht. Nun wißt ihr bereits von letztem Herbste her, daß ich es mir nicht nehmen lasse, an diesen für unser Vaterland so wichtigen Tagen eine sogenannte politische Predigt zu halten. Ich thue das, weil ich um alles in dieser Gemeinde das Bewußtsein wecken und erhalten möchte, daß der gute Christ nothwendig auch ein guter Bürger sein müsse, daß der rechte Weg durch diese Erdenwelt und der Weg in den Himmel nicht zwei verschiedene Wege seien, sondern ein und derselbe Weg. Und ich kann es um so unbefangener thun, weil gegenwärtig völlige politische Ruhe herrscht und ich deshalb mit meinen politischen Predigten

nicht den Verdacht erwecke, ich möchte von dieser Stätte aus, welche über den Parteien stehen soll, für meine besondern politischen Ansichten wühlen. Ich spreche heute nicht einmal über die Gegenstände, über die wir abstimmen werden, nicht über die Wahlen, nicht über das neue Schulgesetz; über jene nicht, weil ich euch bereits letzten Herbst* dargelegt habe, was Wählen sei und was für Pflichten es den Wählern auferlege; über dieses nicht, weil ich nächsten Sonntag bei Gelegenheit der Einweihung unseres neuen Schulhauses schon in meiner Morgenpredigt ausführlich auf die Bedeutung der Schule in der Gegenwart Bezug nehmen werde. Heute behandle ich vielmehr einen Gegenstand, der mit unermeßlicher Bedeutung für die ganze Menschheit auch dann noch fortbestehen wird, wenn diejenigen, welche wir heute erwählen, längst der Boden deckt, wenn unser neues Schulgesetz veraltet und durch neuere ersetzt sein wird: ich rede vom Staat oder noch bestimmter

von der Gnade, welche Gott für die Seinen auch in das Staatswesen hineingelegt hat.

I.

Meine Lieben! Ich denke, wenn ich jetzt ohne weiteres an euch die Frage richtete: was ist das, ein Staat? so hätte mehr wie eines von euch Mühe, mir auf diese Frage auch nur die allerdürftigste Antwort zu geben. Ich glaube nicht, daß ein einziges von euch in sein Gebet zu Gott einen Dank mit einschließt dafür, daß er es in einem Staat und zwar einem gefestigten Staat hat geboren werden und aufwachsen lassen. Und deshalb kommt euch kein Sinn daran, hiefür zu danken, weil ihr keine Ahnung habt, welche gewaltigen Kämpfe und Opfer es gekostet hat, bis feste Staatswesen sich zu bilden und zu erhalten vermochten. Blicke ich zurück in die Ver-

* Bei Anlaß der Wahlen in den schweizerischen Nationalrath

gangenheit, in die Bibel, so war es da ganz anders und besser bestellt. Das Volk Israel hatte nächst seiner Religion keine wichtigere Herzensangelegenheit als das Streben nach staatlicher Selbständigkeit, Verfassung und Gesetz, nach öffentlichem Leben und staatlicher Entwicklung. Es riß aus Egypten sich los, nicht bloß um unerträglichem Drucke zu entfliehen, nicht bloß um eine ferne Heimat aufzusuchen, sondern vor allem aus, um einen Staat zu bilden, einen Gottesstaat. Es strebte zur Richterzeit aus seiner Vereinzelung, Willkür und Zwietracht heraus zur Beugung aller Einzelwillen unter einen Gesammtwillen, also zum Staat. Es erwartete ihn von den Königen und ward betrogen. Es kehrte wieder aus der Verbannung zurück, unaufhörlich nachjagend dem Bild von einem Gottesstaat, wie es in seiner Seele lebte, es kämpfte dafür an der Seite der Makkabäer. Und Jesus, er sah sich im eigenen Vaterland einem fremden Staatswesen gegenüber, dem römischen; die römische Herrschaft war vielfach hart, drückend und ungerecht, allein sie hielt die Ordnung aufrecht, hinderte den Bürgerkrieg, wehrte der Zersetzung aller Zustände, und deshalb erkannte Jesus sie an, fügte sein Reich in sie ein; ja selbst als die römische Herrschaft, der jüdischen Obrigkeit ihr Richtschwert leihend, Jesus zum Tode führte, empörte er sich nicht wider sie, sondern erkannte auch da noch im Staat einen Gotteswillen. Und wie immer, so hat auch hier Paulus seinen Meister verstanden wie keiner. In unserem Text spricht er von der römischen Obrigkeit, die ihn und die Seinen verfolgte, ihn selbst später zum Tode brachte. Es ist die Regierung Nero's, des grausigen Kaisers. Und dennoch nennt Paulus auch diese Regierung von Gott verordnet, Gottes Dienerin, und mahnt zum Gehorsam unter sie. Er baut an einer neuen Welt und ehrt dennoch den alten Staat.

Meine Lieben! Wie kommt es wohl, daß den Allerheiligsten der Vergangenheit eine solche Verehrung für den Staat innewohnt und sie ihm gegenüber eine Unterwürfigkeit

und eine Ergebenheit an den Tag legen, die uns ganz unfaßbar vorkommen? Seht das kommt daher, daß jene wußten, welch eine köstliche Errungenschaft, welch mühsamer Siegespreis zugleich jedes Staatswesen, und wie der schlechteste Staat der bloßen Gesetzlosigkeit und Willkür des Einzelnen vorzuziehen sei.

Allein, was ist denn das, dein Staat? fragt ihr mich. Das will ich euch sagen. Ihr kennt die Geschichte Israels und diejenige unseres Vaterlandes, aber mehr bloß ihren äußern Thatsachen als ihrer tiefern Weisheit nach. Sonst müßtet ihr bereits bemerkt haben, daß sich dabei alles nur darum handelt, daß neben dem Einzelwillen der Mächtigen im Lande der Gesammtwillen eines ganzen Volkes auf den Schauplatz tritt, erst ganz schüchtern, dann in einzelnen Ausbrüchen der Unterdrückten, dann mit immer zielbewußterer Kraft. Dieser Gesammtwillen verbietet dem Einzelnen, sich selbst Recht zu schaffen, Andere zu drücken, Rache zu üben, er nimmt Recht und Gericht in seine Hand, er ringt danach, Alle, den Höchsten wie den Geringsten, gleich zu machen vor demselben Gesetz. Und immer weiter schreitet er, dieser Gesammtwillen; der Einzelne, die einzelne Ortschaft und Landschaft finden sich zu schwach, um von sich aus und vereinzelt für alle ihre Bedürfnisse und ihre Wohlfahrt sorgen zu können; wieder tritt der Gesammtwillen ein, vereint alle Kräfte des Landes, vertheilt gleichmäßig die Last und bringt zu Stande, was dem Einzelnen unerreichbar ist, so in Dingen des Verkehrs, der Erziehung, der Armenpflege. Meine Lieben! Dieser Gesammtwillen ist der Staat, sein Kampf mit dem noch ungebändigten Einzelwillen ist die Seele der Geschichte und ihr Ziel ist das, das richtige Verhältniß zwischen Gesammtwillen und Einzelwillen zu finden, so daß kein Theil den andern tödtet, beide sich stärken, stützen und tragen.

Nehmt den heutigen Tag. Dieser erste Maisonntag 1870 ist dazu da, um dem Gesammtwillen unseres Volkes zu einem

klaren Ausdruck zu verhelfen und zwar in einer doppelten Richtung, in Beziehung auf unser Schulwesen und in Bezug auf die beste Führung unserer Landesangelegenheiten für die nächsten vier Jahre. Das Ergebniß des heutigen Tages befriedigt vielleicht uns persönlich nicht im mindesten, doch so große Macht hat der Gesammtwillen bereits über den Einzelwillen gewonnen, daß wir dennoch vor dem Entscheid des Gesammtwillens in Gehorsam uns beugen, daß wir zwar vielleicht emsig daran arbeiten, diesem Gesammtwillen eine neue Richtung nach unserem Sinn zu geben, gleichzeitig aber die Gesetze, die er gegen unsern Sinn und unsere Einsicht uns gibt, halten und ausführen.

Das klingt dir vielleicht allzuhoch und fremd, mein Zuhörer. Nun so betrachte dein eigen einfach Menschenleben. Kaum bist du geboren, so tritt der im Staat sich verkörpernde Gesammtwillen an dich heran und sichert dir alle Rechte eines freien Schweizerbürgers zu. Er sorgt sodann für deinen Unterricht, um dich, und wärst du der ärmste und geringste, zu befähigen, von all' diesen Rechten zu deinem Nutzen Gebrauch zu machen. Dann stellt er dich hinaus in die Freiheit und sagt, hilf dir nun selbst, gibt dir aber zugleich sein Gesetzbuch in die Hand und warnt dich, deine Freiheit mißbrauchend in fremde Rechte einzugreifen, deines Nächsten Freiheit zu schädigen. Er beruft dich zum Militärdienst, er schickt dir die Stimmkarte in's Haus und zieht dich damit in den Gesammtwillen hinein, du sollst das Vaterland schützen helfen, wo du aber mitthatest, sollst du auch mitrathen dürfen. Der Staat sichert dir die Frucht deiner Arbeit, deines Gewerbes, dein Eigenthum, dein Leben auf Reisen. Wenn du heiratest, heiligt und festigt er dieses neue Band, wenn du stirbst, wacht er über deinem Erbe.

Ihr Frauen, sagt mir ja nicht, das alles gehe nur die Männer an, ihr selbst habet mit dem Staat wenig oder nichts zu thun. Das ist eben euer Unglück, daß ihr dies meint, daß ihr halb ängstlich, halb verächtlich euch zurückziehet in

eure kleinen Häuser und in eure kleinen Pflichten oder dahin euch zurückstoßen lasset. Ihr verdankt bereits dem Staat so viel. Lest in den alten Büchern nach von den Zeiten, wo weder euer Besitz noch eure Unschuld sicher war vor der Willkür der Mächtigen, lest im alten Testament jene unsagbaren Klagen über das harte Loos der Wittwen und der Waisen, gedenket der unzähligen Thränen, welche der Gedanke, bloß ein willenloses und rechtloses Spielzeug und Werkzeug zu sein, euren Urgroßmüttern auspreßte. Noch sind zwar diese Thränen nicht alle getrocknet, noch sind unsere Gesetze allzusehr wie von Männern so auch für die Männer gemacht, doch zweifelt nicht daran, der Staat wird noch aus mancher Unmündigkeit euch erlösen, manch neues Arbeitsfeld euch aufthun.

II.

Meine Lieben! Ihr beschuldigt mich gewiß, ich male zu schön, ich halte auf dem irdischen Staat mehr, als einem guten Christen zieme, und erwarte von ihm Dinge, die er uns entweder gar nicht geben könne oder erst in Jahrhunderten bringen werde. Drum zwei Erfahrungen aus meinem eigenen Leben, welche euch zeigen mögen, wie schnell der Staat erfüllt hat, was vor vierzig Jahren keiner der Betagtern hier in unserer Mitte zu hoffen gewagt hätte.

In eurer Jugend standet ihr, ihr Aeltern, dem Staate noch völlig fremd und kalt gegenüber. Seinen menschlichen Vertretern zwar bewieset ihr wenigstens äußerlich große Ehrfurcht und Unterthänigkeit, ihr nanntet sie die von Gott euch gesetzte Obrigkeit. Wo ihr aber diesen Staat zu eurem persönlichen Vortheil ausnutzen konntet, da sparet ihr es nicht; der Staat war euch die große Milchkuh, und die Wenigsten hatten nur eine Ahnung davon, daß dem Staat das Geld nicht unmittelbar vom Himmel herab zufließe, sondern er es aus euren Taschen nehme, so daß, was ihr ihm mit der einen

Hand ablistetet, ihr ihm mit der andern wieder geben mußtet. Es folgte dann eine Zeit, wo der Staat euch neue, viel fühlbarere Opfer auferlegte. Wie habt ihr da gemurrt, uneingedenk der Lasten, die er dafür abgenommen, wie laut riefen Viele, die wohlfeilste Regierung sei die beste, das ewige Steuern und Steuern euer Untergang. Und jetzt, bricht sich in unserm Volk nicht mit Macht die Erkenntniß Bahn: aber wir selbst sind ja der Staat, was wir ihm leisten, das fließt als Segen auf uns zurück, die Opfer, die Steuern sind kein Unglück, sondern wenn nützlich verwendet ein gut angewandtes Kapital, und wie sie verwendet werden, darüber haben wir zu wachen. Und noch kein Monat ist's, so habt ihr aus freien Stücken ein großes Opfer gebracht, dem weitere folgen werden. Der Gesammtwillen ist in euch eine Macht geworden.

Dazu meine zweite Erfahrung. Wir haben noch meines Besinnens zwei Jahrzehnte des heftigsten Parteihaders durchlebt. Das Volk war bis in seine tiefsten Tiefen, bis hinein in jedes Haus zerspalten, unser Volk war kein Volk mehr. Als der beste Bürger galt, wer den politischen Gegner am ingrimmigsten haßte, das meiste Schlechte ihm nachzusagen wußte. Todesdrohungen flogen herüber und hinüber, unsäglich viel Leid that man sich an: jede Partei benützte ihren kurzen Sieg, um die andere in ihren Rechten zu schädigen, und erwartete nur von ihrer Ausrottung Heil für's Vaterland. Doch auch da, wie ganz anders und besser ist alles geworden. Des endlosen Haders, der nutzlosen Selbstzerfleischung müde, haben wir endlich jene vergifteten Waffen niedergelegt, haben begreifen lernen, nicht bloß, daß wir einander wohl oder übel vertragen müssen, sondern, daß wir auf einander angewiesen sind, jeder Theil vom andern lernen, jeder dem andern nützen kann. Mehr noch, daß für unser Vaterland das Heil nur darin besteht, daß es ein Recht gibt für Alle, daß Jeder Raum hat, und daß nur darin, daß dem Gegner die volle Freiheit gewahret bleibt, für mich die Bürgschaft liegt, daß auch ich

nicht darum komme. Mit einem Wort: wir beginnen jetzt unser stattliches Leben aufzuerbauen auf der Gerechtigkeit, damit erfüllend jene biblische Weissagung, daß nur auf Recht und Gerechtigkeit der Herr sein Reich auferbauen wolle.

Aber allerdings, meine Lieben, am Ziele stehen wir noch lange nicht, trotz vielfacher Besserung in unsern staatlichen Zuständen. Der Christ schaut gläubig über die Gegenwart noch weit, weit hinaus, er hofft auf einen Gottesstaat, das Gottesreich, in welchem die Schwerter werden zu Pflugschaaren geworden sein; in welchem es keine Mittel des Zwangs und keine geschriebenen Gesetze mehr gibt, sondern nur der freie gute Wille aller Einzelnen und das Gottesgesetz, in den Herzen eingegraben; in welchem der Gesammtwillen eins wird geworden sein mit dem Gotteswillen und Frieden und Liebe spendend die Gedrückten und Weinenden erheben aus dem Staub. Vater, zu uns komme dein Reich! Amen.

Schulhaus-Einweihung

1870

Psalm 127, 1—5. Wenn der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst daran, die es bauen; wenn der Herr die Stadt nicht behütet, so wachet der Hüter umsonst. Es ist umsonst, daß ihr früh aufsteht und spät niedergeht und das Brot der Mühsal esset, dasselbe gibt er seinen Geliebten im Schlaf. — Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, ein Geschenk die Frucht des Leibes. Wie die Pfeile in der Hand des Starken, also sind die Söhne der Jugend. Wohl dem Manne, der seinen Köcher mit ihnen gefüllt hat; sie werden nicht zu Schanden, wenn sie mit den Feinden reden im Thore.

Liebe Zuhörer! Meine heutige Betrachtung schließt sich natürlich eng an die Feier dieses Tages, die Einweihung unseres neuen Schulhauses, an. Da erscheint denn der vorliegende 127. Psalm wie eigens zu diesem Zwecke gedichtet. Er enthält zwei Gedanken: erstens, jedes Haus bedürfe zu seinem Gedeihen ganz nothwendig, daß Gottes Segen auf ihm ruhe, und zweitens, das Beste aus jedem Hause seien doch die Kinder, ebenfalls wie selbst ein Gottessegen, so des göttlichen Segens so bedürftig. Diese beiden, allen Häusern geltenden Gedanken wenden wir heute auf unser neues Schulhaus an und sprechen:

vom Segen Gottes über und in unserm neuen Schulhaus.

I.

Meine Lieben! Die Schule ist in die Kämpfe der Gegenwart mitten hineingestellt. Viele erwarten von ihr, sie werde der Kirche, der Religion ein Ende machen. Viele erwarten das, sag' ich; doch mit einem großen Unterschied. Die Einen

fürchten es und machen deshalb der Schule heimlich oder offen den Krieg, die Andern hoffen es und aus dieser Hoffnung schöpft ihre Schulfreundlichkeit immer neue Nahrung. Wir theilen weder jene Furcht noch diese Hoffnung, wir haben den Glauben, es vermöge auch die Schule ohne Gott und ohne Religion nicht auszukommen, und für diesen unsern Glauben finden wir immer neue Beweise, je öfter wir unser neues Schulhaus betrachten, rückwärts denken in seine Vergangenheit und vorwärts blicken in seine Zukunft.

Rückwärts in seine Vergangenheit. Wie viel braucht es doch schon, bis eine Gemeinde zu einem solchen Schulhausbau sich entschließt! Dazu ist nothwendig, daß erst in einer schwachen, dann immer wachsenden, endlich zur Mehrheit werdenden Minderheit ein höheres Streben wach wird, Unzufriedenheit mit den Zuständen und Hülfsmitteln der Gegenwart, Sehnsucht nach einer bessern Zukunft, das Gefühl, daß es nicht mehr gehen dürfe wie zu Vaters und Großvaters Zeiten, daß etwas geschehen, etwas Tüchtiges geleistet werden müsse, daß es der Gemeinde übel anstehn, den Anforderungen unserer Zeit nicht mehr genügen würde. Woher aber dieses höhere Streben und was ist es? Kommt's nicht von Gott, dem Vater des Lichtes, ist's nicht der von ihm in den Menschen gelegte Trieb nach Fortschritt, Wahrheit, Vervollkommnung? Anfänglich zwar ist dieses Streben nach einer bessern, geistigern Erziehung der Jugend, nach einem neuen Schulhaus noch vielfach unklar und unrein; dieser glaubt, mit einem neuen Bau sei das Schwerste gethan, jener will bloß das leibliche Fortkommen seiner Kinder erleichtern, der Geist ist ihm nur ein Mittel, die Materie das eigentliche Ziel. Allein, da thürmen Hindernisse sich auf, der Neubau verzögert sich jahrelang, dieser wird überdrüssig, jener ungeduldig. Doch das muß so sein, auch das thut der Herr, sein Segen ist es. Im harten Kampfe um ein neues Schulhaus läutert er die Ansichten, macht klar, was es alles zu einer guten Jugenderziehung bedarf; ja wo einer bisher dem Geist

nur den kleinen Finger gegeben, da nimmt ihm dieser die ganze Hand, zeigt ihm, daß der Geist nicht bloß taugt, um Geld zu verdienen, sondern daß er auch für sich selbst etwas werth ist, daß das größte Unglück einer Ortschaft nie in ihrer leiblichen Armuth besteht, sondern in der Geistesarmuth, darin daß so Vielen die höhere Welt voll guter Gedanken, frommer Gefühle, heiliger Entschlüsse, voll stillen Sinnens und reichen Trostes verschlossen ist, daß die armen Menschen nur mit ihrem kleinen Alltagsleben beschäftigt sind und an nichts zu denken wissen als an ihre Sorge oder an ihren Haß oder an irgend einen flüchtigen Genuß. Drum laßt es euch gesagt sein, so ein Schulhausbau kommt nie zu spät zu Stande, sondern immer zur rechten Zeit, und auch das ist ein Segen Gottes; denn nicht bloß wird es jetzt den Bedürfnissen viel entsprechender erstellt, sondern der Kampf um ein Schulhaus wirft in eine Gemeinde einen ganz neuen Sauerteig hinein, er bewirkt, daß Alle über das Erziehungswerk nachdenken müssen und daß dadurch die Ansichten über den Werth von Erziehung und Unterricht immer vernünftiger und geläuterter werden.

Endlich wird der Schulhausbau beschlossen, aber noch stehet von dem Gebäude selbst kein Stein auf dem andern. Damit der Bau nicht stocke, damit er zur Freude Aller gelinge, bedarf es des Zusammenwirkens und des Ineinandergreifens seitens der Unternehmer und bedarf es noch mehr durch all die verschiedenen Wendungen und Stufen des Baues hindurch der Einigkeit in der Gemeinde.

Wenn wir sagen dürfen: gottlob der Frieden blieb uns erhalten, wenn wir heute auch dessen uns freuen, daß wir keinen wesentlichen Unfall zu beklagen haben während des Baues, dann setzet ihr gewiß mit mir dankbar hinzu: auch das that der Herr, er hat den Frieden der Gemeinde und das Leben der Arbeiter vor den unzähligen störenden und gefährlichen Zufälligkeiten behütet.

Desselben Gottes werden wir auch in der Zukunft nicht entbehren können. Seiner werden vor allem die Lehrer, die da drinnen unsere Kinder uns erziehen wollen, bedürfen. Bei ihm werden sie suchen die Geduld. Ehe sie vor die Kinder hinaustreten, wie oft werden sie zuvor in der Stille vor Gott sich zu wappnen und zu rüsten suchen, damit sie Herr bleiben über sich selbst und darum, und nur darum, auch über ihre Schüler. Wahrhaftig, diejenigen, welche so viel über den Unglauben der heutigen Lehrer zu schelten wissen, daß sie doch einmal einen treuen Lehrer in seinem Beruf und Wirken genau beobachten möchten, damit sie inne würden, daß es ungläubige und doch rechte Lehrer gar nicht geben kann, daß ihnen vielmehr eine Kraft innewohnen muß, die sie sich nicht selbst gegeben haben, sondern Tag um Tag von oben her nehmen. Doch ihr bedürft noch mehr von Gott, ihr Lehrer und Lehrerinnen, nicht bloß eine wehmüthige Fassung, klagloses Dulden, sondern dazu noch ein inniges und gläubiges Lieben immer neu und bis zuletzt, um damit zu überwinden den Unverstand der Eltern und den Undank der Kinder, die traurige Wahrnehmung, daß so viele eurer Bemühungen vergeblich scheinen, dazu des Lebens Sorge und der Seele Verbitterung. Nur mit dieser Liebe voll Glauben vermöget ihr etwas über eure Kinder. Und das habt ihr bereits erfahren. Wie bald versiegt doch der Glaube an die Menschen, wenn er seinen Halt nicht im Glauben an Gott hat, wie bald die Liebe, wenn nicht reicher Dank für erfahrene Gottesliebe sie belebt! Noch mehr: große, oft widersprechende Anforderungen wird die Dorfschaft an euch machen in eurem neuen Schulhaus, die Zeit wird neue Aufgaben euch stellen, ihr selbst, so verschiedener Anlage und ungleichen Wesens, werdet oft Mühe haben, zusammenzuspannen und einträchtig zu wirken und einander in die Hand zu arbeiten. Da laßt euch nicht irren von Menschen und Zeitgeist und kleinlichen Rücksichten, sondern faßt ein hohes Ziel in's Auge und strebet dem nach; wollet

nur eins, eure Kinder Gott zuführen, sie zu Streitern und Kindern Gottes machen. Dann schaut ihr gelassen hinweg über so manches, das man als neu und das allerwichtigste und nothwendigste eurer Schule aufdrängen will; dann bleibt ihr eins unter einander, weil ihr in euren Amtsgenossen solche erblicket, welche, ob auch zuweilen auf anderen Wegen, in anderer Weise, doch ringen nach demselben Ziel.

Meine Lieben! so ist mir gar nicht bange, daß aus unserm neuen Schulhaus Gott werde hinausgethan werden, überall schaue ich ihn, rückwärts wie vorwärts, und spreche daher mit unserm Psalm: wenn der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst daran, die es bauen; es ist umsonst, daß ihr früh aufsteht und spät niedergeht und das Brot der Mühsal esset. Ja ich füge ebenfalls hinzu: dasselbe gibt er seinen Geliebten im Schlafe; denn wenn auch der Bau eines Hauses wie das Schulhaus schwere, durchaus nicht von selbst sich machende Werke sind, vielmehr noch ungethan, wie steile Berge vor einem stehen, wie ein Alp auf die Seele drücken, so berufe ich mich doch auf eure eigne Erfahrung, heute, wo ihr Bauherren nach so langen Mühen vollendet vor euch sehet den mächtigen Bau, ist all diese Mühe vergessen, die Erinnerung daran wie ein Traum, alles untergegangen in der Freude und es ist euch, als sei dieser Bau sozusagen über Nacht niedergestiegen auf diesen Platz; heute wo ihr Lehrer zurückblicket auf eure bereits hinter euch liegenden Dienstjahre, denkt ihr weniger an all die viele und mühselige Arbeit, als vielmehr daran, daß doch das Beste eurer Leistungen, die packenden Worte und die gesegneten Stunden gekommen seien ohne euer Zuthun, gleichsam im Schlafe geworden. Seinen Lieblingen gibt es Gott im Schlaf.

II.

Und nun noch ein Wort von unsern Kindern, für die wir ja das Schulhaus erbaut haben. Unser Text knüpft auch

sie an Gott, er sagt: siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, ein Geschenk die Frucht des Leibes. Und dann heißt es von ihnen: wie die Pfeile in der Hand des Starken, also sind die Söhne der Jugend. Wohl dem, der seinen Köcher mit ihnen gefüllt hat; sie werden nicht zu Schanden, wenn sie mit den Feinden reden im Thor. In unsere Sprache übersetzt bedeuten diese beiden Bilder: wie die Pfeile weiter und dahin dringen, wo auch der Stärkste nicht hinzugelangen vermag, so gehen unsere Kinder weiter als wir, sie sind die Vollender unserer Werke; und weiter: wenn wir brave Kinder haben, so brauchen wir uns auch im Alter nicht zu fürchten, sie sind unsere Stützen, unser Wall gegen alles Feindselige.

Nun ist ganz klar, wenn wir so große Dinge von unsern Kindern hoffen, so müssen wir sie auch so erziehen und bilden, daß sie leisten können und leisten wollen, was wir von ihnen erwarten. Und das vermag in heutiger Zeit nicht mehr die einzelne Familie, ganze Ortschaften müssen zusammentreten, um gemeinsam, mit vereinter Kraft für die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes zu sorgen. Denn unser Augenmerk darf nicht mehr wie früher vor allem aus darauf gerichtet sein, wenigstens einzelne hervorragende Männer zu bilden, denen dann die Leitung und Verwaltung der Gemeindegeschäfte mit Vertrauen übergeben werden kann; wir streben höher, unsere ganze Jugend wollen wir bilden und gleich bilden, Knaben und Mädchen, reich und arm; wir halten dafür, es komme für die Zukunft unserer Ortschaft sehr viel darauf an, daß ein guter Geist und ein Geist der Gleichheit die ganze heranwachsende Jugend durchwehe und zusammenhalte, und die Schule soll sie gleich machen dadurch, daß sie immer auf die schwächsten Kinder die größte Sorgfalt verwendet, ihnen das gibt, was das Elternhaus ihnen nicht zu bieten vermag, sie zu Wissen und geistiger Selbständigkeit heranzieht und allen andern innerlich ebenbürtig macht.

Und der klarste Ausdruck dieser unserer Gesinnung ist

unser neues Schulhaus: wir haben da keine Trennung zwischen vornehm und gering, Burger und Einsaßen; wir wollen keine Primarschule für die Vielen und eine Sekundarschule für die Wenigen, jedes Vorrecht und jede Bevorzugung ist abgethan, wir wollen einmal zeigen, wie weit es eine Gemeinde mit einer einfachen Schule für alle Kinder bringen kann, wenn sie ganz, mit Leib und Seele daran hängt und dafür kein Opfer scheut. Aber eben, weil wir uns eine so hohe Aufgabe gestellt haben, weil wir unsere ganze Jugend in einer gewöhnlichen Schule um einen tüchtigen Schritt vorwärts bringen wollen, fühlen wir deutlich, daß wir wenn irgendwo so hier Gottes Segen, ja abermals Gottes Segen nöthig haben. Wie Mancher hat erst dann wieder beten lernen, wenn er eigene Kinder Gott zu befehlen, sie an sein Herz zu legen hatte; wie viel mehr muß es uns zu Gott hin drängen an dem Tag, wo wir das Haus einweihen, in welchem die ganze Jugend unserer Gemeinde einer noch bessern Zukunft entgegengeführt werden soll. Ja, Herr, schlage deine Wohnstätte auf in diesem Hause da drüben, segne mit Gelingen, was wir in Schwachheit beginnen.

Meine Lieben! Noch ein letztes Wort. Wir stehen mit unsern Opfern für unser neues Schulwesen noch nicht am Ende, erst am Anfang. Sie werden uns noch manchen Seufzer und noch manchen Unwillen auspressen. Da wollen wir uns stets nur eines fragen: werden wegen dem, was wir heute thun und leisten, unsere Kinder uns einst fluchen oder werden sie uns segnen? Wenn wir ihres spätern Segens gewiß sind — und den haben wir sicher — dann wollen wir uns trösten über die Unannehmlichkeiten der Gegenwart, wollen gegenseitige Vorwürfe sparen, unsere Last tragen, dessen uns freuend, daß unser Geschlecht einst nicht zu denen zählen wird, die vergeblich über diese Erde gezogen sind, sondern zu denen, die einen bleibenden Segen hinterlassen.

Die Taufe

1870

Marc. 1, 9—11. Und es begab sich in denselben Tagen, daß Jesus von Nazareth in Galiläa kam und von Johannes im Jordan getauft ward. Und alsbald, da er aus dem Wasser stieg, sah er die Himmel offen und den Geist wie eine Taube auf ihn herabsteigen. Und eine Stimme erscholl aus den Himmeln: Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.

Meine Lieben! Ich gedachte schon längst, über die Taufe mit euch zu reden, doch erst heute finde ich Zeit dazu. Durchaus nicht Alle sind sich über die Bedeutung dieser heiligen Handlung klar. Dazu leben wir auch in Bezug auf sie in einem Uebergang zwischen alter und neuer Zeit. Die alte Zeit hat nie gewußt, was ein Sinnbild sei, hat zwischen dem bloßen äußern Zeichen und seiner geistigen Bedeutung, seinem göttlichen Werth und Segen nicht zu unterscheiden vermocht, hat im und mit dem Zeichen die Sache selbst und von selbst zu besitzen geglaubt. Die neue Zeit dagegen trennt Schale und Kern, sie ruhet nicht, bis sie durch die Schale, hier das Bild, die äußere Handlung, zum Kern, der geistigen Bedeutung, hindurchgedrungen ist; und wenn eine frühere Zeit die Schale zu hoch geschätzt hat, so fehlt die gegenwärtige vielleicht darin, daß sie die Schale gar zu sorglos und zu unachtsam durchbricht und wegwirft, ohne darauf zu achten, daß der Kern um zu reifen der schützenden Hülle eben bedarf.

Von dieser mächtigen Umwandlung in der Auffassung geistiger und religiöser Wahrheiten gibt uns die Taufe ein

sehr bezeichnendes und treffendes Beispiel. Die frühere Zeit verlegte die Kraft der Taufe und zwar eine übernatürliche Kraft in das Taufwasser, dieses machte den Täufling zum Christen, indem es von der Erbsünde ihn rein wusch; ein nicht im Taufwasser gewaschenes Kind, auch das unschuldigste, war verloren und verdammt und mußte nach damaliger Vorstellung zur Hölle wandern oder doch wenigstens zur Vorhölle. Dieser zu traurigem Aberglauben gewordene Glauben ist freilich unter uns noch nicht verschwunden, immerhin jedoch am Aussterben. Mit Recht, die Bibel bestätigt ihn nicht, der Liebe Gottes schlägt er in's Angesicht. Die neue Zeit kündet sich darin an, daß gar viele Eltern den Werth und die Wirkung der Taufe nicht im mindesten mehr vom Taufwasser abhängig machen und dennoch ihre Kinder zur Taufe bringen. Früher waren sie hiezu gesetzlich gezwungen, heute sind sie völlig frei, ihre Kinder taufen zu lassen oder aber nicht. Und wenn sie nun das wissen und dennoch ihre Kinder taufen lassen aus eigenem freiem Willen, so zeigt das an, daß sie der Taufe, ganz abgesehen vom Taufwasser, eine geistige Bedeutung, einen göttlichen Segen beimessen. Früge ich jedoch, worin diese geistige Bedeutung bestehe, so möchten die Antworten auf diese Frage mager genug ausfallen und deshalb spreche ich denn zu dieser Stunde:

von der Taufe nach der Seite ihrer geistigen Bedeutung hin.

I.

Meine Lieben! Unserm Text zufolge hat sich Christus von Johannes taufen lassen und dabei den Himmel offen gesehen, den heiligen Geist und die Versicherung göttlichen Wohlgefallens empfangen. Was wollte Christus, als er von Johannes sich taufen ließ? Er trat damit unter die heilige Schaar derer, welche auf das Gottesreich harrten und sich bereiteten, es zu empfangen, aber er wollte mehr als warten

und harren, er wollte eben das, was Johannes nicht zu geben vermochte, er wollte das Gottesreich den Menschen bringen, und deshalb war die Taufe, die er empfing, für ihn die Einweihung zu seinem Lebensberuf als Bringer des Gottesreiches. Worin aber bestand dieses Gottesreich? Das macht die Erscheinung, die Jesus bei seiner Taufe hatte, uns offenbar, es bestand im unmittelbarsten und innigsten Bund mit Gott, in der Gotteskindschaft. Und wie, auf welchem Wege wollte er das Gottesreich seinen Brüdern bringen? Nicht von außen her, nicht von oben her, sondern dadurch, daß er eben hier bei seiner Taufe in ihre Gemeinschaft eintrat, sich ihnen gleichstellte, Freud und Leid mit ihnen theilte und so selbst theilnehmend an ihrem Schicksal dieses Schicksal zu bessern suchte, von innen her, von unten herauf, beginnend im Kleinen wie jede ächte Hülfe.

Meine Zuhörer! Diese die Taufe Jesu belebenden Gedanken wohnen auch unserer Taufe inne. Die Taufe ist vor allem aus die Einweihung zu einem ganzen langen Christenleben. Sie spricht gleichsam zum Täufling: wer du auch seiest, woher du auch stammest, komm, du bist zu Größerem berufen; ich weihe dich zu etwas Besserem, als nur so dahin zu leben, nur so dir selbst und damit auch umsonst zu leben; ein Streiter und ein Dulder sollst du werden, dein Leben soll einen höhern Werth erhalten, inneres Glück soll es durchströmen. Und fragt ihr, worin soll aber dieses höhere Leben bestehen, so öffnet euch die Taufe ein doppeltes Thor, eins zum Himmel, das andere hinein in die Menschenwelt. Es spricht da Gott selbst zum Täufling: mag kommen, was da will, ich bin mit dir, ich bleibe dir treu, ich halte meinen Bund; so lange du auf Erden wallest, will ich hineinscheinen in dein Leben mit meiner Huld und meiner Kraft, mit meinem Trost und süßer Verheißung. Wo du auch hingehest, ich folge dir, was du auch thuest, ich stärke dich, wie es dir auch ergehe, du bleibest mein Kind. So nimmt der Täufling einen

himmlischen Vater hinein in die Menschenwelt. Und nun ist diese ihm auch keine Wüste mehr und die Menschen drin nicht deren reißende Thiere, sondern die ganze Erde ist Gottes Vaterhaus und die Menschen drin sind seine Brüder, er selbst ist auch ein Glied in der großen Kette, er ist zu etwas da, um einen Segen zu hinterlassen und Gutes zu thun.

Meine Lieben! Die Taufe macht also den Täufling zum Christen, d. h. zu einem Menschen, der das Himmelreich in seiner Seele trägt und es auch seinen Brüdern bringen, wo er auch weile, Gott überall eine Stätte bereiten will.

II.

Doch ihr wendet mir ein, die Taufe, von der du da redest, ist gar nicht unsere Taufe. Wir taufen ganz kleine Kinder, die, wenn sie getauft werden, nicht einmal von sich selbst etwas wissen, geschweige denn von einem höhern Beruf und von Gott und Welt. Nun von dreien eins. Entweder schreibst du denn doch dem Taufwasser hinterrücks eine übernatürliche Kraft zu und nimmst an, dem Kinde werde durch die Taufe eine ihm unbewußte Gnade Gottes zugelegt und angerechnet — aber das kann nicht sein, daran glaubst du selbst nicht. Oder aber die Taufe ist eine bloße Sitte, eine recht schöne und fromme Sitte wenn du willst, die auch wir gerne mitmachen, bedeutet aber im Grunde nichts weiter, als daß wir ein Kind in unsere Gemeinde aufnehmen und ihm einen bestimmten Namen geben. Willst du mehr als dieses, willst du die Taufe für alle Menschen zu dem machen, was für Christus seine Taufe war, dann darfst du sie nicht mehr als kleine, bewußtlose Kinder taufen, sondern mußt mit der Taufe zuwarten, bis die Kinder erwachsen sind und den Sinn der heiligen Handlung verstehen und innerlich mitmachen — ganz wie die Täufer. Also entweder wenn Kindertaufe, dann bloße Sitte, oder wenn mehr, dann weg mit der Kindertaufe und an ihren Platz die Taufe erst von Erwachsenen und Mündigen.

Meine Zuhörer! Ihr habt vollkommen recht, die Kindertaufe ganz für sich allein ist gar keine rechte Taufe. Aber, wer sagt denn, man gebe sich mit ihr zufrieden? Wie oft muß man wiederholen, daß unsere Kindertaufe nicht etwas Vollendetes, sondern nur ein Anfang, gleichsam eine Verheißung sei, die ihre Erfüllung erst in der religiösen Erziehung des Hauses und der Schule, vor allem aus in der Unterweisung finde? Ja die Admission ist gleichsam eine zweite Taufe und unser Streit mit den Täufern ist im Grunde nicht: Kindertaufe oder nicht, sondern einfach, ob die Unterweisung der Taufe vorangehen oder nachfolgen solle.

Doch warum, wenn du selbst die Kindertaufe für etwas Halbes hältst und sie durch Unterweisung und Admission erst noch ergänzen willst, setzest du die Taufe nicht lieber in eine Zeit, worin die Kinder bereits Verstand genug haben, um selbst ihr Taufgelübd abzulegen? was um's Himmels willen nützt es ihnen, getauft zu werden, ohne daß sie nur darum wissen? Halt ein, wirklich, das sollte ihnen nichts nützen, es sollte gar keinen Segen geben auf Erden als solchen, den ich von Anfang an ganz genau verstehe, gleichsam mit Händen greifen kann, ich sollte nicht gar oft im Leben eines Segens theilhaft sein, den ich zuerst noch gar nicht merke, nicht schildern kann und dennoch genieße? Seht, so ein unbewußter göttlicher Segen ist die Kindertaufe und ihre Wirkung. Die Kindertaufe hält in unserm Volk das Bewußtsein aufrecht, daß die Kinder von allem Anfang her Kinder Gottes und junge Christen sind, daß Gott sie gab und, wie er sie gab, so auch über ihre Erziehung und geistige Pflege Rechenschaft fordert, daß sie nicht früh genug dem Herrn zugeführt werden können. Der Kindertaufe als Volkssitte verdanken es unsere Kinder, wenn sie von Jugend auf christliche Luft einathmen, wenn ihre kleinen Händchen gefaltet werden zum Gebet und sie alle, alle vernehmen von ihrem himmlischen Vater droben und ihrem Heiland. Es gäbe zwar auch ohne Kindertaufe

christliche Familien, fromm erzogene Kinder und deren nicht wenige, allein neben diesen unzählige, welche ohne religiöse Einwirkung aufwüchsen. Zwar gibt es auch unter uns Eltern, welche ihre Kinder taufen lassen und sie dennoch nicht christlich auferziehen, sie nicht beten lehren, aber diesen bleibt unter uns immer noch die Schule, bleibt die Unterweisung. Dank der Kindertaufe empfinden es unsere Christengemeinden als eine heilige Pflicht, die gesammte Jugend zum Christenglauben zu erziehen, die gesammte Jugend, ehe sie noch weiß, wie ihr geschieht, zu tränken am Brunn des Lebens, zu erfüllen mit einem höhern Streben, mit Gottes- und Menschenliebe.

Und dies, meine Lieben, erschließt uns eine ganz neue Seite an der Taufe, zumal an der Kindertaufe. Sie ist nicht bloß unmittelbar ein Segen fürs Kind, sondern auch eine eindringliche Predigt zu Gunsten des Kindes an seine Eltern und Gevatterleute und die ganze Gemeinde. Es ist denn doch ein Großes um diese Sitte. In einem wichtigen Augenblick tritt sie an die Eltern heran. Da liegt in ihren Armen hold und lächelnd ein Kind, ihr Fleisch und Blut und ihre Liebe, ein Kind, umgeben von mancherlei leiblichen und geistigen Gefahren, gegen welche keine menschliche Hülfe es zu schützen vermag, ein Kind, zugleich auch also ihre Sorge und Angst. Und nun weist die Taufe diese bangenden Eltern aufwärts und legt ihnen den Glauben ins Herz: nur mit Gott, nur zu Gott vermögen wir dieses Kind recht zu erziehen. Doch sie, die Eltern, können in Noth gerathen, können sterben, ehe dieses Kind erzogen ist. Deshalb sehen sie nach leiblichen und geistigen Stützen sich um. Und nicht umsonst. Glieder ihrer Christengemeinschaft, besonders befreundete Menschen, stellen sich an ihre Seite und geloben ihnen im Namen Christi, über dieses Kind wachen zu helfen und im Nothfall für sie einzutreten. Und hinter diesen Gevatterleuten steht die ganze Christengemeinde und spricht: dieses Kind ist auch mein, mein Kind und mein Glied, wenn ein Glied leidet, so leiden alle

mit, wenn ein Glied wird hochgehalten, so freuen sich alle, ich habe eine Verantwortung für es und will zu ihm Sorge tragen. Ja, ehe das Kind nur eine Ahnung davon hat, vereinigt die Taufe oder besser vereinigt Gott und die christliche Liebe um seine Wiege her seine Eltern und Pathen und die ganze Gemeinde.

Das ist jetzt noch ein bloßes Kind, wie wir mit Unrecht zu sagen pflegen, aber aus ihm wird einst ein tüchtiger Mann, eine brave Frau, und wenn nun dieser Mensch erwachsen zurückschaut in sein vergangenes Leben, dann erblickt er an dessen Anfang gleichsam als Morgenröthe seinen Taufbund, jenes erste Zeichen der göttlichen Liebe, der Liebe, damit er uns zuvor geliebet hat, ehe wir noch darum wußten; und wie ward diese erste Liebe Gottes doch zum Quell von so vielem Lieben und Guten seither, wie treu hat Gott seinen Bund gehalten, und wenn er gebrochen ward, war es je Gott, war's nicht immer der Mensch, der ihn brach!

Und wie so dieser Mensch zurückdenkt an den andern Menschen, der mit ihm in demselben Taufwasser gewaschen ist, und an die andern, mit denen er zur Schule und Unterweisung ging, und an die vielen, die er seither hat taufen sehen, und an seine Pathenkinder und an seine eigenen Kinder, da ergreift es ihn mächtig, und er ruft aus: es ist doch ein Herrliches um die Kindertaufe, kaum ist ein Mensch geboren, so drückt ihm Gott das Siegel seiner Liebe und Gnade auf die Stirn und spricht, das ist mein geliebtes Kind, das kommt in meinem Namen, haltet es als meinen Engel, liebt es, helft ihm, macht ihm die Erde zum Himmel!

Der Hochmuth

1870

Jak. 4, 6. Gott widerstehet den Hoffährtigen, den Demüthigen aber gibt er Gnade.

Meine Lieben! Heute ist also Vorbereitungssonntag, und da nächsten Freitag kein eigner Vorbereitungsgottesdienst stattfindet, dazu die Predigt vom nächsten Donnerstag dem Festgegenstand des Tages, der Himmelfahrt Jesu, gewidmet ist, so liegt mir heute ob, zu euch in einer Weise zu reden, welche geeignet ist, euren Genuß des heiligen Abendmahls in kommender Pfingstzeit fruchtbar zu machen. Ich will mich dabei nicht bloß so im Allgemeinen halten, nicht von der Sünde überhaupt oder von euren Sünden allen zu euch sprechen und euch dann ermahnen, Buße zu thun; nein ich greife einen einzelnen bestimmten Schaden heraus, von dem mir scheint, diese Christengemeinde leide in nicht geringem Maße an ihm. Dieser Schaden ist der Hochmuth, die Hoffahrt.

Ich habe bei dieser Rüge nicht dieses oder jenes Gemeindemitglied besonders im Auge, auf dem Korn, sondern ich halte dafür, der Hochmuth sei ein Charakterzug, der hier in Twann an sehr vielen, sonst verschieden gearteten Menschen, in ungleich gestellten Häusern in mannigfacher Gestalt zu Tage tritt — drum spreche ich zur ganzen Gemeinde. Und noch aus einem andern Grund. Es genügt durchaus nicht, bloß diesen oder jenen Einzelnen auf einen besondern Fehler aufmerksam machen zu wollen. So lange dieser Fehler in dem Gemeinwesen, dem er angehört, überhaupt daheim ist, so

lange um ihn her viele Andere im gleichen Spital krank liegen, merkt der Einzelne seinen Fehler kaum, will ihn wenigstens nicht eingestehen, versteckt sich hinter die Andern und entschuldigt sich mit ihnen. Soll es daher besser kommen, so wird diese Besserung nicht bloß von den Einzelnen abhängen, sondern ebenso sehr auch von der Gesammtheit, ja merkwürdigerweise wird sie nicht bei denen beginnen, welche am meisten, sondern bei denen, welche am wenigsten von dem Fehler befallen sind. Diese letztern werden zuerst darauf aufmerksam und fangen an darunter zu leiden und seiner sich zu schämen und mögen es nicht dulden, daß man ihrer Ortschaft diesen Fehler noch länger mit Recht nachreden könne. So bildet sich allgemach eine immer stärkere öffentliche Meinung gegen den Fehler, Einer um den Andern wird ihm gram und so darf er sich immer seltener künden und wird schließlich ganz unterdrückt. Auf diesem Weg durch Gewinnung der Besten zuerst und durch Bildung einer öffentlichen Meinung gehen wir all den weitverbreiteten Lastern, die am Marke unseres Volkes zehren, zu Leibe. Es ist ein sehr langsamer, aber es ist weitaus der sicherste Weg. Und so, meine Lieben, gedenke ich denn heute auch nicht gegen den in dieser Gemeinde verbreiteten Fehler des Hochmuths loszudonnern und einzelne Menschen herunterzumachen, welche nicht einmal hier anwesend sein möchten, sondern ich lege euch einfach die Sachlage dar, wende mich sodann an euch als an Menschen guten Willens und bitte euch, mir doch gegen jenen Fehler ankämpfen zu helfen, indem von uns ein Jeder bei sich selbst beginnt. Also von

Hochmuth und Hoffahrt.

I.

Meine Lieben! Die heilige Schrift braucht beide Ausdrücke als ziemlich gleichbedeutende Worte; ihr ist Hoffahrt nicht bloß wie uns zumeist mit Kleidern getriebene Eitelkeit, sondern hochfahrender, stolzer Sinn. Dieser Sinn äußert sich

je nach Alter, Geschlecht und Charakter bald mehr als läppische Eitelkeit, bald mehr als verbissene Selbstüberschätzung, bald als trotziges Vertrauen auf die eigene Kraft, bald als Härte; hier bei diesem kündet er sich schon auf dem Gesicht und in jeder Handlung, dort bricht er nur in einzelnen Stößen zu Tage. Und merkwürdig, wer einmal hochmüthig sein will, der findet immer auch einen Grund dazu. Hochmuth kann einer mit der Armuth grad so gut als mit dem Reichthum treiben, mit einem Fehler grad so gut wie mit einer Tugend.

Diejenigen Formen des Hochmuths, die hier unter uns am meisten in die Augen springen, sind wohl folgende. Wir haben da vor allem aus den aus dem Besitz entspringenden Hochmuth. Dem genügt es, wenn die Leute von ihm sagen: du, der hat so viel, ist reicher als dieser und der; Andere möchten ihren Reichthum auch zeigen und den Uebrigen in die Augen scheinen lassen, im Wetteifer es Jedem zuvorthun. Dann haben wir wieder welche, die treiben mit ihren Kindern Hochmuth, da soll man ihnen über diese ja nichts sagen, sie lachen vielleicht noch zu ihren Untugenden und dummen Streichen, sie zürnen denen, die ihnen zumessen, was sie verdient haben. Gar Viele sind stolz auf sich selbst, die besten unter diesen etwa noch auf ihre Arbeitskraft und treue Pflichterfüllung, manche jedoch auch Gott weiß auf was, nur auf ihre eigene Person, die sie mit einem Selbstgefühl in der Welt herumtragen, als hätten sie die größten Thaten verrichtet. Und Wenige werden hier sein, die nicht auch mit unserer Ortschaft, mit Twann, geringern oder größern Hochmuth treiben, die es sich nicht ausreden lassen, es gebe wenige oder keine Ortschaften im Kanton Bern, die in allen Theilen so gut bestellt, so weit voran seien wie die unsrige.

II.

Meine Lieben! Nun gibt es wohl Stunden, wo man über alle die kleinlichen Aeußerungen solchen Hochmuths nur

lächelt, die Achseln zuckt, bei Seite geht und sich ihn nicht kümmern läßt. Es gibt aber auch andere Stunden, wo ein seine Gemeinde von Herzen liebender Seelsorger sich sagen muß: du darfst da nicht bloß gleichgültig deiner Wege gehen, du solltest da mahnen und warnen, denn in diesem Hochmuth liegt eine große Gefahr für deine Gemeinde. Hochmuth verblendet, macht recht eigentlich blind und unmöglich jede Besserung, jeden Fortschritt. Wer hochmüthig ist auf das, was er hat, dem liegt nicht mehr daran, im Stillen reichen Segen zu stiften, er wirft sich auf den bloßen Schein, wie er weder seinem Hause das Glück, noch seinem Herzen Frieden zu verleihen vermag. Wer auf seine Person, auf das was er ist, seinen Stolz setzt, der wird nie mehr, als was er heute ist, so gefällt er sich, und wenn Andere in ernstem Ringen und Streben nach Vervollkommnung über ihn hinwegschreiten, wenn die Leute ihn, der niemanden als nur sich selbst gern hat, nicht recht lieben können, so sucht er die Schuld an seiner Zurücksetzung, seiner Vereinsamung nicht in sich selbst, er denkt gar nicht daran, sondern verbittert sich lieber gegen Gott und Menschen und die ganze Außenwelt. Macht einer seine Kinder zum Gegenstande seines Hochmuths, so verdammt er sie hiedurch, ewig nie das zu werden, was sie sonst wohl würden geworden sein, er tödtet in ihnen die Strebsamkeit und merkt das zu spät, erst dann, wenn er ihren sorgfältig großgezogenen Hochmuth und ihre Unfähigkeit selbst und am ersten wird zu entgelten haben. Und wo das innere Glück darüber, daß man einer tüchtigen Ortschaft angehört, ausartet in einen kleinlichen Oertligeist, in Verachtung alles Auswärtigen, der Nachbargemeinden wie der bloßen Einsaßen, da ist das für diese Dorfschaft der erste Schritt zum Niedergang, von da an kommt die Ortschaft nicht mehr vorwärts, sondern zurück.

Meine Lieben! Ihr habt in unserm Kanton Beispiele genug von Gemeinden, welche, einstmals in hohem Wohlstand und weit herum rühmlich bekannt, tief herunter gekommen

sind. Wohlan, verfolgt ihre Geschichte, und immer werdet ihr finden, daß der Wendepunkt zum Schlimmern da lag, wo zu ihrem äußern Glücke Hochmuth, Selbstüberschätzung, stolzer Verlaß auf die eigene Kraft hinzugetreten sind. Es bleibt eben ewig wahr: Gott widerstehet den Hoffährtigen. Wer je in Eitelkeit und Hochmuth sich selbst verblendet und über das, was er wirklich war, erhoben hat, der hat das erfahren. Er empfand etwas wie den Widerstand einer feindlichen Macht ringsum. Er vermochte nicht durchzusetzen, was er sich doch so fest in den Kopf genommen, es mißlang ihm, was er so gut angefangen, verhalten blieben ihm einzelne Güter, nach denen er doch so sehnsüchtig verlangte. Diese dem Hochmüthigen feindliche Macht, meine Lieben, ist Gott, er widerstehet ihm.

III.

Der Seelsorger wird im Hochmuth aber nicht bloß eine Gefahr für seine Gemeinde erblicken, sondern er wird auch den Hochmüthigen selbst aus tiefster Seele bemitleiden müssen, er wird ihn bedauern und beklagen als einen Unglücklichen, denn Hochmuth macht nicht bloß blind, sondern auch arm, o so arm! Zwei Worte sind dem Hochmüthigen in der Seele zuwider und er mag sie gar nicht aussprechen hören, das sind die Worte Sünde und Gnade; jene thue er ja nicht, oder wenigstens nicht in einem bedeutenden Maße, und diese brauche er nicht. Damit aber, daß er von diesen zwei Dingen nichts wissen will, beraubt er sich selbst alles dessen, was dieses Erdenleben reich und glücklich zu machen vermag. Wirklich, die Sünde sollte reich und glücklich machen? Nein, nicht die Sünde selbst, wohl aber die Erkenntniß dieser Sünde, die Selbstüberwindung, die es über sich vermag, freimüthig die Sünde auch zu bekennen, zu sagen, da habe ich gefehlt, das muß anders werden, dort muß ich neu und besser anfangen. Wer das über sich bringt, der ist nie verloren, dem thun sich

jederzeit neue Thüren und Wege auf, um noch, um auch jetzt noch zum Guten, zum Heil zu gelangen. Aber eben diese Wege schneidet der Hochmüthige sich selber ab, er hält es für eine Schande, Irrthum und Fehle zu bekennen, er glaubt es seiner Ehre zuwider, auf einmal anders zu reden und zu handeln als bisher, er weiß ja alles am besten, hat nichts zu bereuen und nichts zu lernen, und wo er sich auch deutlich genug auf einem Holzweg fühlt, da setzt er erst recht den Kopf dran, durchzuzwingen und sein Unrecht zum Recht zu machen.

Und bei all dem ist der Hochmüthige ganz nur auf sich selbst angewiesen, auf die äußern und innern Hülfsmittel, die er in diesem Augenblick besitzt. So wenig als er daran denkt, daß er alles, was er hat und ist, von Gott her empfing, so wenig glaubt er, daß da, wo er dieses her hat, noch mehr bereit liegt und zu erlangen ist: der Hochmüthige betet nicht, oder wenn er auch betet, doch nicht im Glauben, daß von leiblichen und geistigen Gütern ihm vom himmlischen Vater her noch mehr können zu Theil werden, als er in diesem Augenblick besitzt. Er kennt es nicht, jenes selige Gefühl, das in der Gewißheit liegt, daß man jederzeit von Gott Gnade um Gnade erlangen könne, in jeder Lage des Lebens immer das, was, immer so viel, als man nöthig hat. Der Hochmüthige wächst nicht inwendig, wächst nicht hinein in Gott, lebt nicht von Gott, sondern bloß von einem seinem Gott abgestohlenen, mageren Erbe. Den Demüthigen gibt Gott Gnade.

Meine Lieben! Nur leise habe ich den Finger auf eine eiternde Wunde dieser Gemeinde gelegt. Viel besser noch als ich kennt ihr den Hochmuth in seinen mannigfachen Gestalten, wie er hier sein Wesen hat, ja wie er sich bis in diese Kirchenbänke hinein und bis zum heiligen Abendmahl verirrt. Viel besser als ich, seid ihr im Stande ihm entgegenzuarbeiten. Und das sollte nicht der Mühe werth sein? Es wäre nicht etwas Schönes, an die Stelle des Hochmüthigen mit seinen zugleich

verächtlich und unzufrieden heruntergezogenen Mundwinkeln einen Menschen zu stellen, der sich keine Ehre daraus macht, unfehlbar sein zu wollen, der sich nicht schämt, seinen Irrthum zu bekennen und neu, von vorn anzufangen, der da ringt und strebt, besser zu werden, der sein Bestes aus Gott nimmt und der, je mehr er an seinem innern Menschen wächst, desto einfacher und anspruchloser wird, immer bescheidener und immer zufriedener?

Keine Scheidewand zwischen Himmel und Erde

Himmelfahrt
1870

Joh. 14, 20. An selbigem Tag werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin und ihr in mir und ich in euch.

Meine Lieben! Wir haben die beiden letzten Auffahrtstage mehr die geschichtliche Seite dieses Festes hervorgehoben. Wir legten dar, wie die Jünger Jesu nach dem Tode ihres Meisters Erscheinungen von ihm gehabt haben, an Ostern eine erste, an der Auffahrt die letzte. Diese Erscheinungen, sagten wir damals, seien gottgewollt gewesen; sie haben die Jünger aus ihrer bisherigen bloß leiblichen Gemeinschaft mit Christus in eine neue, rein geistige Gemeinschaft hinüberleiten sollen und sie haben ihnen wirklich auch den Glauben eingehaucht, daß ihr Heiland, wiewohl gestorben, doch nicht todt sei, sondern lebe bei seinem himmlischen Vater, daß er, wiewohl unsichtbar, dennoch mitten unter ihnen weile, im Geiste gegenwärtig sei und Kraft, Liebe, Frieden um sich her verbreite. Doch haben wir schon voriges Jahr angedeutet, diese geschichtliche Seite sei nicht die einzige an der Himmelfahrt Jesu hervorzuhebende. Vielmehr hat die alte Kirchenlehre früh schon ein großes Gewicht gelegt darauf, daß Christus seit seiner Auffahrt gleichzeitig geistig auf Erden und körperlich im Himmel lebe oder ohne verhüllendes Bild zu sprechen, daß er gleich-

zeitig im Himmel und auf Erden lebe und wirke, er wirklich, er leibhaft, oder noch bestimmter, daß für den Geist Christi die Scheidewand zwischen Erde und Himmel, Diesseits und Jenseits nicht mehr vorhanden, abgebrochen sei. Ja unser heutiger Text geht noch weiter: nicht bloß für Christus ist diese Schranke durchbrochen, sondern soll es sein auch für die Seinen. Christus lebt zugleich in Gott und den Seinen, und in diese doppelte Gemeinschaft zieht er auch sie hinein, auch sie sollen auf Erden leben und doch jeden Augenblick im Himmel, im Himmel der Seele nach, wiewohl mit dem Körper noch mühsam über diese Erde wandelnd. So wollen wir denn unserer Himmelfahrtbetrachtung diesen Gedanken zu Grunde legen:

daß wir durch unsere Gemeinschaft mit Christus die Scheidewand zwischen Himmel und Erde, Diesseits und Jenseits abbrechen, hienieden das Gottesreich, drüben eine traute Heimat haben.

I.

Meine Lieben! Wohl dürfen wir behaupten, unsere Zeit begreift jene erste christliche Zeit weit besser als so manches dazwischen liegende Jahrhundert. In der Meinung, das sei Frömmigkeit, sei das eigentliche Christenthum, hat man früher Erde und Himmelreich aus einander gerissen, im Diesseits nur über Leiden, Trübsale und Schlechtigkeit geklagt oder gescholten und sich dann dafür durch die Hoffnung auf ein Besserhaben im Jenseits getröstet. So vielen Menschen schien das Gottesreich erst mit ihrem Tode zu beginnen. Unsere Zeit denkt und glaubt anders. Wie die Jünger Jesu in ihrer spätern Zeit, wie Paulus, wie die hingebendsten Menschen aller Zeiten, halten auch wir dafür, das Gottesreich sei schon auf Erden, bereits in diesem Leben zu finden und unsere Erde sei bestimmt, je länger desto mehr zu einem Gottesreich

zu werden. Wir sagen noch mehr, wir behaupten, Christus hat uns dieses Gottesreich auf Erden gebracht und in seiner Nachfolge, in der Sinneseinheit mit ihm finden wir es auch jetzt noch, allerorten, in jeder Lage des Lebens. Er hat uns Gott kennen gelehrt als einen, der nicht ferne von uns bloß in einzelnen Stößen durch wunderbare Eingriffe unser Schicksal lenkt, sondern dessen heiliger Wille alles, aber auch alles ist, was uns begegnet, der uns in seinen Armen trägt und ohne dessen Erlaubniß kein Haar von unserm Haupte fällt. Das ist unser Gott noch heute. Man nennt zwar unser Geschlecht ein zügelloses, dem kein Gesetz und keine Ordnung mehr heilig ist. Doch mit Unrecht. Unser Geschlecht hat einen tiefen Zug nach Gesetz und Ordnung, aber es will diese nicht bloß von Menschenhand geschrieben und von außen ihm aufgezwungen, sondern sein Gesetz, seine heiligen Ordnungen sucht es in den Sachen selbst, innerlich in der körperlichen wie der geistigen Welt. Hier in den der Welt innewohnenden, ewigen Gesetzen findet es Gottes Gerechtigkeit und Gottes Vergeltung, hier in dem Einklang und dem wunderbar weisen Zusammenspiel aller dieser Kräfte und Ordnungen findet es Gott selbst. Es gab eine Zeit, wo die Menschen fast vergingen vor Angst in der Meinung, Gott stehe mit fast gleich großer Gewalt und Macht dem Satan entgegen, noch sei das Gottesreich erst ein armseliges schwankendes Lichtlein, rings umgeben vom Reich der Finsterniß — wie ist das nun doch so ganz anders geworden! wie hat man weise göttliche Gesetze auch da gefunden, wo einem zu Füßen sich sonst der Abgrund zu öffnen schien! wie hat sich doch das Gottesreich so weit ausgedehnt über alle Gebiete des Lebens, so daß, wo wir auch seien, in Verkehr und Handel, zu Berg und Thal, in Europa oder Amerika, wir überall sein können in dem, was des Vaters ist! Ja in Christus stieg Gott selbst auf Erden nieder, und wenn wir ihn und seinen heiligen Willen nicht in allen Verhältnissen unseres Lebens wiederzufinden

vermögen, dann ist nicht die Ferne Gottes daran schuld, sondern unsere Blindheit und Herzenshärte.

Doch noch mehr. Es war Christi innigster Glauben nicht bloß, daß Gott diese Welt und diese Menschheit umfasse mit so festem Arm, daß niemand sie ihm entreißen, sie auch nicht selbst von ihm sich ablösen könne, sondern auch, daß von Gott in diese Welt ein voller reicher Strom von Liebe ausgehe, viel tausend Thränen stillend, viel tausend Nöthen lindernd, heilend und wieder gut machend, was Menschensünde verdorben und verbittert, überwindend die grenzenlose Selbstsucht im Menschenherzen und hier eins und dort eins hinüberbringend in ihren Dienst. Ja Christus war selbst der mächtigste Offenbarer dieser Gottesliebe, und deshalb ist von ihm ein Segen ausgeströmt, der fortfließt in die Jahrhunderte. Drum, meine Lieben, sehen wir sie wohl, die Schlechtigkeit so vieler Menschen, ihre Härte verletzt, ihre Bosheit schädigt uns. Doch trotz all dieser bittern Erfahrungen halten wir fest an der Ueberzeugung, daß dennoch ein reicher und mächtiger Strom von Gottesliebe über alles Fleisch ausgegossen sei und durch die Menschenherzen ziehe, und uns erquickt jede Mutterliebe, alle Freundschaft, alle geübte Barmherzigkeit, jede That der Hülfleistung und Hingebung; denn in all dem fühlen wir die Liebe Gottes, wie sie, am Ende doch immer siegreich, über diese Erde dahinschreitet, in ihr finden wir unsern Heiland, wie er durch dieselbe Liebe aus Verbitterung und Vereinsamung uns erlöst und einem neuen Leben unsere Herzen erschließt.

Aber noch ein Drittes. In der Welt habt ihr Angst, sagt die Schrift mit Recht. So lange wir auf Erden wallen, wird die Welt nie gerade so liegen, wie wir sie am liebsten hätten, und wird es nicht in unserer Macht stehen, nach unserm Kopf sie einzurichten. Einzelne Verhältnisse werden wie ein Pfahl uns in's Fleisch schneiden, und dabei werden wir von eben diesen uns sagen müssen: so lange wir leben, werden wir sie tragen müssen, werden wir sie nie mehr los. Wo ist da das

Reich, wo die Liebe Gottes? Auch auf diese Frage hat Christus eine Antwort. Er sagt: ja, so lange ihr Reich und Frieden Gottes draußen außer euch in der Welt und den Verhältnissen sucht, werdet ihr nie dazu gelangen, wird es nie Frieden werden in euren Herzen, wird das Glück euch ewig ferne bleiben. Doch schauet mich an: auch in den Augenblicken, wo die ganze Außenwelt sich gegen mich verschworen hatte und mir alles zu entreißen drohte, vermochte sie doch das Reich und die Liebe und den Frieden mir nicht zu rauben, im Gegentheil auch da noch hatte ich Liebe und Frieden und zwar nicht bloß für mich, sondern auch für Andere. Woher das? Weil ich das Gottesreich in mir trug, in meinem mit Gott versöhnten, mit Gott zufriedenen Herzen. Seht, meinen Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Wenn ihr meine Jünger werdet, wenn ihr vor allem trachtet nach Frieden und Versöhnung mit Gott und inniger Kindschaft, dann traget auch ihr mitten in einer sehr unvollkommenen und schwierigen Welt dennoch in euch eine heilige Stätte, ein Heiligthum, da, unnahbar der Welt, der Frieden wohnet immerdar und in diesem Frieden stilles, unsagbares Glück.

Meine Lieben! So verdanken wir der ewigen Gegenwart des Geistes Christi auf Erden das Gottesreich schon hienieden, dazu eine reiche Gottesliebe und dazu noch im Herzen still verborgen den Frieden mit Gott und Welt.

II.

Meine Lieben! Dieser Tag der Himmelfahrt Jesu erinnert uns aber nicht bloß an sein Wort: siehe, ich bin bei euch bis an der Welt Ende, sondern auch an sein anderes Wort: wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater. Damit thut er uns eine zweite neue Welt auf, uns, den Seinen, von denen er will, daß wo er ist, auch wir seien. Seht vom Jenseits, wie es beschaffen und gestaltet ist und

was wir da drüben sein werden, davon wissen wir Christen grad so viel oder so wenig als der erste beste Weltmensch, es ist auch uns das größte unbekannte Etwas. Aber dennoch sind wir besser gestellt als jene Andern. Denn wir haben Christus, wie er aufgerichteten Angesichts so leicht und muthig hinüberschied. Wir haben die vielen Tausende, welche im Glauben an Christus und in seiner Nachfolge den Muth und die Kraft gefunden haben, dem Tod in's bleiche Antlitz zu schauen, und ob er sie äußerlich besiegte, ihn innerlich zu überwinden. In diese heilige Schaar fühlen auch wir uns aufgenommen, inmitten dieses tapfern Heeres, ermuthigt durch die Streitgenossen, vor allem durch den Blick unseres Feldherrn Jesus Christus, schreiten auch wir festeren Herzens jener großen Entscheidung und damit so Gott will auch unserm letzten, größten Sieg entgegen.

Doch was war es, das Christus alle Todesfurcht benahm, zum Todesüberwinder ihn machte? Ein Zwiefaches. Das Erste ist, daß er sich auch sterbend bewußt war: jetzt gehe ich zum Vater, daß er diesen Vater kannte, ihn sich ganz nahe fühlte und seinen Geist in des Vaters Hand befehlen konnte. Jenseits war für ihn nicht der Abgrund, sondern jenseits war der Vater. Und sodann, dieses Erdenleben war für ihn nichts von Gott Abgesondertes, keine Welt für sich gewesen. Schon hienieden hatte er zwischen vergänglichen und unvergänglichen Gütern unterschieden. All die vergänglichen Güter, daran wir andern Menschen uns am festesten und ängstlichsten klammern, alle diese Güter bis hinan selbst an das Leben waren für ihn bloßer Schein, nur eine zeitliche Hülle. Seine Seele hing an andern Lebensmächten, an den unsichtbaren, an Gottes Liebe und Gnade, an Gottes Reich und Sache, und von diesen brauchte er im Tod nicht Abschied zu nehmen, diese bleiben treu bis zuletzt, bis hinüber. Drum, meine Lieben, werden auch wir nur in der Nachfolge Christi den Tod muthig und gefaßt überwinden, und diese Nachfolge besteht darin, daß wir hie-

nieden Gott finden und erfassen und ihm uns übergeben können als dem, der gestern und heute und derselbe in Ewigkeit, darin, daß wir alltäglich besser das Vergängliche vom Unvergänglichen scheiden, den bloßen Schein von dem was ewig bleibt, daß wir schon jetzt unsern Abschied machen von dem, was doch früher oder später uns genommen wird, dagegen um so inniger uns halten und klammern an das, was kein Tod uns raubt, was, wenn der Tod uns alles Andere nimmt, erst recht aus der Hülle hervorbricht, Glauben und Liebe, Geduld und Hingebung.

Meine Zuhörer! So ist es uns auch heute wieder klar geworden, wohin wir auch schauen und gehen, auf allen unsern Wegen diesseits, auf unserm Weg hinüber in's Jenseits, überall finden wir Christus und in ihm unzählige fromme, tröstende, weithin ziehende Gedanken. Der tiefste unter all diesen Gedanken ist aber doch der des heutigen Tages, daß in ihm Himmel und Erde vereinigt sind, er uns den Himmel schon auf Erden bringt, er uns schon mitten in diesem Leben den einfachen graden Weg zum Himmel führt.

Das Wesen des heiligen Geistes

Sonntag vor Pfingsten I

1870

Ap.-Gesch. 2, 1—4. Und als der Tag der Pfingsten sich erfüllte, waren sie alle einmüthig beisammen. Und es entstand plötzlich vom Himmel ein Brausen, wie eines daher fahrenden gewaltigen Windes, und erfüllte das ganze Haus, worin sie saßen. Und es erschienen ihnen zertheilte Zungen, wie feurig, und es setzte sich auf einen Jeden unter ihnen. Und sie wurden alle mit dem heiligen Geist erfüllt und fingen an in andern Zungen zu reden, wie der Geist ihnen gab auszusprechen.

Meine Lieben! Wir stehen in der Pfingstzeit, wir feiern die Ausgießung des heiligen Geistes. Nun pflege ich ganz besonders in der Pfingstzeit nicht bloß am Hauptfesttag, sondern bereits am heiligen Sonntag vorher über den Festgegenstand, den heiligen Geist, und nur über diesen zu sprechen. So behandle ich denn auch dieses Jahr heute früh das Wesen des heiligen Geistes, diesen Nachmittag seine Gaben, am Pfingsttag früh das Gebet als Mittel, seiner theilhaft zu werden, und selben Nachmittag die christliche Kirche als des heiligen Geistes äußere Gestalt auf Erden. Jetzt frage ich euch also:

Was glaubst du von dem heiligen Geist?

I.

Pfingsten ist unserm Volke fremd, von allen vier Hauptfesten liegt ihm Pfingsten am wenigsten am Herzen, nicht bloß weil sie so nahe auf Ostern folgt, sondern auch, sagen wir es grad heraus, weil es mit der Predigt vom heiligen

Geist nichts anzufangen weiß. Wir erzählen euch die Geschichte seiner ersten Ausgießung, das sogenannte Pfingstwunder. Ihr staunt es an und denkt: ja das ist einst einmal geschehn, und die Jünger brauchten wirklich eine außerordentliche Kraft, um unter so schwierigen Umständen die christliche Kirche zu stiften. Wir legen euch die Kirchenlehre dar, welche festsetzt, der heilige Geist sei eine Person und eine Gottheit, die dritte Person der Dreieinigkeit, gleich ewiger Gott mit dem Vater und dem Sohne. Ihr nehmt auch dieses an, doch je schönere Namen und Titel ihr dem heiligen Geist beilegt, desto weniger begreift ihr von ihm selbst. Und fragen wir dann nach diesen Erörterungen: und jetzt, habt denn auch ihr den heiligen Geist, so muß euch diese Frage sehr sonderbar anmuthen, denn eure persönliche Erfahrung weist nichts auf, das jener Geschichte von der ersten Ausgießung des heiligen Geistes entspräche, nichts, das unsere Kirchenlehre vom heiligen Geist als göttlicher Person bestätigte. Nie ist der heilige Geist in der Weise über euch gekommen wie über jene Jünger dort, und wenn ihr auch zuweilen das Wehen eines höhern und bessern Geistes in euch verspürt habt, so war das eben ein Geist, keine von eurer menschlichen Person verschiedene göttliche Person. So seid ihr am Ende dahin gekommen, den heiligen Geist sozusagen als einen christlichen Luxusartikel anzusehn. Behaupte jemand, er habe ihn, so müsse man ihm diese Freude lassen, gewöhnliche Christen könnten es auch ohne ihn; sei er nun, was er wolle, so habe die Christenheit im Großen und Ganzen bisher wenig von ihm gemerkt und gehabt, und ganz so werde sie wohl auch in Zukunft an einen heiligen Geist glauben, daneben diese Lehre als weniger wichtig und bedeutsam bei Seite lassen und auf den eigentlichen Glauben sich beschränken.

Bei solchen Gedanken unseres Volkes über den heiligen Geist ist es des christlichen Predigers erste Pflicht, unserm Volke den heiligen Geist wiederum recht nahe zu legen und

ihm das in der Schrift und der Kirchenlehre über ihn Gesagte zugleich verständlich und bedeutsam zu machen. Da muß denn vor allem aus in unserer heutigen Texterzählung zwischen Kern und Schale scharf geschieden werden. Das Bedeutsame ist hier einfach das, daß die erste Christengemeinde sich von einem neuen Geist ergriffen fühlte, alles Andere ist bloße Einkleidung; der starke Wind, die feurigen Zungen, das Reden in fremden Sprachen sind Bilder, welche uns das Wesen und das Wirken des heiligen Geistes schildern. Der starke Wind zeichnet das zugleich geheimnißvolle und mächtig Bewegende einer Kraft von oben, wie der heilige Geist eine ist, denn für das was du „Kraft" nennst, findest du nie ein richtig erklärendes Wort, sondern immer nur Bilder. Der heilige Geist erschien gleich wie vertheilte Zungen, die Zunge ist das Bild des Wortes, das Wort der Träger und Ausdruck des Geistes; denn nicht durch das Schwert, durch das Wort allein, nicht durch Gewalt, nur durch freie Ueberzeugung soll das Evangelium von Christus sich Bahn brechen. Die Zungen seien Feuer gewesen — wird uns berichtet. Ein neues Bild. Der heilige Geist hat alle Eigenschaften des Feuers, er leuchtet, er wärmt, er läutert, er steckt an. Und endlich, so lautet die Verheißung, werde der heilige Geist mit jedem in seiner Sprache reden, hindurchdringen zu den verschiedensten Völkern, unter höchst ungleichen äußern Verhältnissen wirken, mit dem Kind kindlich, mit dem Greisen die Sprache der Erfahrung reden und für jede neue Zeit neue Aufgaben und neue Ziele haben.

Und wenn nun die erste Christengemeinde noch nicht, wohl aber eine spätere Zeit den heiligen Geist die dritte Person der Dreieinigkeit nannte, so verstand sie unter Person nicht was wir heute, ein selbständiges und selbstbewußtes, von jedem andern abgelöstes Wesen, sondern ihr Bestreben war nur darauf gerichtet, festzustellen, daß der bereits anwesende, die Kirche erfüllende Geist nicht von unten her

stamme, sondern von oben her, von Gott und Christus her komme, ihr Geist sei.

II.

Meine Lieben! Sprechen wir also für einmal gar nicht mehr vom heiligen Geist, als von einem starken Wind, feurigen Zungen, einer göttlichen Person, lassen wir das alles als unser einfaches Verständniß verwirrend bei Seite und stellen wir uns ganz auf den Boden der ersten Christengemeinde. Diese ging aus von einer bestimmten Thatsache. Sie war in der ersten Zeit nach Jesu Tod völlig niedergeschlagen gewesen und fühlte sich nun voll Muth und Todesverachtung, die Jünger hatten sich zerstreut und hielten jetzt einträchtig zusammen und Tausende mit ihnen; sie hatte zuerst alles verloren gegeben und nun glaubte sie wieder an's Gottesreich und schaute im Glauben dessen endlichen Sieg ganz nahe. Und infolge dieses Muthes, der innigen Liebe ihrer Glieder unter einander, ihres neuen siegesgewissen Glaubens war sie geistig erregt und bewegt und schritt zu erobernden Thaten vor, deren ihre Glieder sich zuvor nie für fähig gehalten hätten.

Diese Zustände der ersten Christengemeinde konnten der Welt natürlich nicht verborgen bleiben. Spott und Schmähungen ergossen sich auch über dieses wie über alles Ungewohnte. Bald hieß es: sie sind trunken von süßem Wein; bald: das ist nur ein Strohfeuer und wird nächstens in sich selbst zusammensinken, laßt sie nur machen, ja nicht blasen und dadurch die Flammen nur noch mehr anfachen; bald aber auch: sie sind vom Teufel besessen, sie untergraben den Glauben unserer Väter, das kann nicht länger so fortgehen, die Obrigkeit muß einschreiten. Entgegen dieser zum Theil spottenden, zum Theil kühlen und gleichgültigen, zum Theil feindlichen Welt hielt die erste Christengemeinde daran fest, daß sie allerdings einen andern Geist habe als die Welt,

aber dieser Geist sei nicht bloß eine bald verglimmende menschliche Begeisterung, sei auch kein böser und verderblicher, kein untergrabender, sondern ein auferbauender Geist, es sei der Geist Gottes, der Geist Christi selbst, es sei ein heiliger Geist.

Meine Lieben! Ich brauche euch nicht zu sagen, wer schließlich Recht behielt, ob die Christengemeinde oder die sie umgebende Welt. Wie immer, so geschah es auch hier. Aller Spott, alle Gleichgültigkeit, alle feindselige Gewalt erwiesen sich ohnmächtig, der Glauben, der Geist siegte. Nicht damals bloß, sondern auch seither fort und fort. Zwar scheint er wohl von Zeit zu Zeit zu schlummern, aber er stirbt nicht, immer noch gehört denen der Sieg, die Geist bringen, einen Geist, genommen aus Gott.

III.

Meine Zuhörer! Setzen wir nun an die Stelle der ersten Christengemeinde die Gemeinde Twann und fragen wir: hat sie den heiligen Geist? Da müssen wir denn allerdings zunächst zugestehen, daß dieser Geist sich hier jedenfalls nicht so deutlich und lebhaft kündet wie in den apostolischen Gemeinden. Der Grund davon ist der, daß das Christenthum oder was wir so nennen hier die allgemein anerkannte Religion ist und daß, wie der größte Theil unseres Kantons, so auch Twann noch gar nie in den Fall gekommen ist, für seinen Glauben zu kämpfen, Gut und Blut dafür einzusetzen. Ohne daß der Mensch für etwas kämpfen und Opfer bringen muß, weiß er nie, was er an seinem Besitzthum hat; geistige Güter sind uns grad nur so viel werth, als sie uns gekostet haben. Trotz dieser ungünstigen Umstände glaube ich aber dennoch, daß heiliger Geist hier zu finden sei, zwar nicht so lebendig wie zur Zeit der ersten christlichen Kirche und an manchen Orten zur Zeit der Reformation, doch im Stillen und nicht ungesegnet wirkend. Ich glaube, daß die Werthschätzung des Geistes und der geistigen Güter stärker und allgemeiner ver-

breitet sei als früher, daß im ganzen mehr Menschen von ihrem Glauben sich Rechenschaft ablegen, denkende Christen werden, als vordem, daß unser Volk viel mehr als noch vor vierzig Jahren einen Geisteshunger nach Geistesnahrung verspürt und daß unsere Gemeinde, plötzlich zurückgebannt in den engen Gesichtskreis und die geistigen Schranken z. B. von 1820, es darin nicht mehr aushielte, sondern sie bald sprengen würde.

Ferner halte ich dafür, daß heutzutage bei Einzelnen wie bei unserm Gemeinwesen der Gedanke viel lebendiger ist, daß man um nicht umsonst zu leben, vielmehr etwas Tüchtiges zu leisten, ein Ziel haben, klar wissen müsse, wo hinaus man will, mit einem Wort, daß man ein Bild einer erst zu schaffenden bessern Welt in seiner Seele trägt. Auch meine ich, daß derer, die einen allgemeinen Untergang, den Sieg des Bösen fürchten, immer weniger, dagegen derer, die auf einen Sieg des Guten, des Gottesreiches hoffen, immer mehr werden. Auch denke ich, sei denn doch hier wie überall mehr Gemeinsinn zu finden als in alter Zeit, mehr Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, nicht bloß derjenigen von uns Twannern, sondern auch von den Bernern, Schweizern, Menschen allen. Und wenn auch unter uns noch sehr viel Streit, noch sehr viel Hervordrängen der eigenen kleinen Persönlichkeit, Begünstigung der eigenen Familie sein Wesen hat, so halte ich doch an dem Glauben fest, die Beweggründe, aus denen die wichtigern Beschlüsse und Werke dieses Gemeinwesens hervorgehen, seien edlere und sachlichere denn früher und manches Wort kalter Selbstsucht und fühlloser Härte, das früher gleich unbedenklich ausgesprochen wie angehört worden sei, dürfe heutzutage nicht mehr laut werden oder stoße doch auf Mißbilligung, Widerstand.

Meine Lieben! Hier angelangt, werde ich durch zwei Einwände aufgehalten. Die Einen sagen mir: wie, du preisest jetzt den heiligen Geist und sein Wirken in dieser Gemeinde und hast uns doch erst am letzten Bettag Nachmittag den

Mangel an geistigem Leben vorgehalten. Die Andern werfen mir vor: in dem, was ich da Gutes als Werk des heiligen Geistes angeführt habe, sei von Religion so gut als gar nicht die Rede gewesen, ich spreche vom heiligen Geist, verstehe darunter aber den bloßen Zeitgeist, und von diesem sei denn doch fraglich, ob er gut sei oder böse, zum Guten oder zum Bösen führe. Jenen ersten antworte ich: was ich heute als Wehen des heiligen Geistes in dieser Gemeinde schilderte, sind bloß Keime, Anfänge; habt ihr einmal die volle Entwicklung des Gottesgeistes mit erlebt, steht ihr dann selbst ganz im Dienst des Geistes, wie heute noch mehr oder weniger in dem des Fleisches, dann werdet ihr die ersten sein zu bekennen, daß das Jahr 1870 ein bloßer Vorfrühling des heiligen Geistes gewesen sei, noch nicht der Sommer und noch weniger der früchtereiche Herbst. Wer mich beschuldigt, ich verwechsle den heiligen Geist mit dem Zeitgeist, dem sage ich: das eben war von jeher das Unglück der christlichen Religion, wenigstens der christlichen Kirche, daß sie sich allzusehr von der Welt abschloß, daß sie viel zu wenig anerkannte, wie auch hier der Herr und sein Geist walte und wirke, und daß so viel Gutes und Göttliches fast mit Gewalt sich Eingang in sie verschaffen mußte. Das muß anders werden, die Religion darf nichts Apartes für sich bleiben, das mit dem andern, z. B. der Sittlichkeit, nichts zu schaffen habe; eben in dem Geist, der unser alltägliches Handeln durchdringt, aus ihm offenbar wird, sollen wir zeigen, ob wir Religion haben oder nicht.

Meine Lieben! Ihr tretet nun zum heiligen Abendmahl. So denkt an das Wort: wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein. Bittet um diesen Geist, gelobet ihm treu zu sein mit eurem Geist. Draußen, in eurem alltäglichen Leben erfüllt dieses Gelübde. Macht, daß man es euch in allem anfühlt, daß ein besserer Geist euch beseelt. Seid draußen dieselben wie hier, Geistesmenschen, Gotteskinder. Dann erst wird euer Menschenleben ein rechtes und glückliches.

Die Gaben des heiligen Geistes

Sonntag vor Pfingsten II

1870

1. Cor. 12, 4—12. Es sind aber mancherlei Gaben, doch nur Ein Geist; und es sind mancherlei Aemter und nur Ein Herr; und es sind auch mancherlei Wirkungen, doch derselbe Gott, der alles in Allen wirket. Einem Jeden aber wird die Offenbarung des Geistes gegeben zum gemeinen Nutzen. Dem Einen nämlich wird durch den Geist gegeben das Wort der Weisheit; einem Andern das Wort der Erkenntniß vermöge desselben Geistes; einem Andern der Glaube in demselben Geiste; einem Andern Gaben der Gesundmachung, in demselben Geiste; einem Andern Wunderwirkungen; einem Andern die Weissagung; einem Andern die Prüfung der Geister; einem Andern verschiedene Zungen; einem Andern die Auslegung der Zungen. Alles dieses aber wirkt eben derselbe Eine Geist, der einem Jeden besonders zutheilt, wie er will. Denn gleich wie der Leib Einer ist und viele Glieder hat, alle Glieder aber des Einen Leibes, obgleich ihrer viele, doch nur Ein Leib sind, also auch Christus.

Meine Lieben! Ich habe euch heute früh den heiligen Geist nach seinem Wesen und nach seinen Wirkungen näher zu legen und begreiflich zu machen gesucht. Was ich heute Morgen mehr im Allgemeinen gesagt, führe ich diesen Nachmittag im Einzelnen aus, indem ich zu euch rede

über die Gaben des heiligen Geistes.

I.

Meine Lieben! Diejenige urchristliche Gemeinde, welche wir am besten kennen, noch viel genauer als die Gemeinde

von Jerusalem, ist die in der griechischen Seestadt Corinth Der Apostel Paulus mit seinem zugleich das Größte wie das Kleinste umspannenden Blick hat uns in seinen zwei Briefen mit ihren Verhältnissen allen bis hinein in jede Einzelheit bekannt gemacht. Diese Gemeinde bestand zu ihrem größern Theil aus frühern Heiden, zumeist solchen, welche den untern Ständen, der dienenden Klasse angehörten. Die Griechen waren die Franzosen von dazumal, leichtlebig, feurig, leicht hingerissen, aber auch wetterwendisch, spottsüchtig, zu Streitigkeiten aller Art geneigt, in denen dann die persönliche Eitelkeit stets eine große Rolle spielte. Paulus hatte in jener Stadt großen Zulauf und einen mächtigen Anhang gefunden und dort auf der Landenge zwischen Morgenland und Abendland eine blühende Gemeinde gegründet. So zog er mit den besten Hoffnungen weiter. Aber bald mußte er vernehmen, daß die Corinther, was sie mit allem Feuer im Geiste begonnen hatten, im Fleische zu vollenden im Begriff waren. Die neugewonnene Geistesfreiheit hatten sie in eine Zügellosigkeit des Fleisches verkehrt. Die verschiedenen Prediger und Predigtweisen, das heilige Abendmahl, die Geistesgaben, alles hatte ihnen Anlaß zu Zänkereien und Parteiungen gegeben. So war es denn hohe Zeit, daß Paulus erst durch Briefe und, als diese Bahn gebrochen, durch ein zweites persönliches Auftreten schlichtend und bessernd eingriff.

Bei dieser Gelegenheit lernen wir denn auch die Wirkungen kennen, welche der heilige Geist, als er diese Gemeinde erfaßte, über sie ausgeübt hatte. Wenn wir unsern Textesabschnitt, der diese Geistesgaben aufzählt, ein erstes Mal durchlesen, so kommt uns das meiste fremd und unverständlich vor, und schon wollen wir mit dem Gedanken: ach was, solche Dinge geschehen nicht mehr, die Stelle hat keine Bedeutung für uns! das Blatt umschlagen, so bleibt unser Auge an einzelnen Ausdrücken haften, die deutlicher scheinen und auch heute noch bestehende Dinge bezeichnen. Wir haben da als Gaben des

heiligen Geistes genannt das Wort der Weisheit und das Wort der Erkenntniß — wie? sollte jenes nicht die zumal ältern Leuten eigene christliche Erfahrung bedeuten, daneben dann das Wort der Erkenntniß, das Weiterforschen, sei's in der Schrift, sei's in der Natur, sei's auf den verschiedenen Gebieten des Wissens, um da überall zu Gott und seinen heiligen Ordnungen hindurchzudringen? Dann weiter der Glauben und die Gabe der Gesundmachung. Hier haben wir offenbar den Unterschied zwischen Menschen, welche mehr der Maria, und solchen, welche der Martha ähnlich sehen, jene mehr in sich verschlossen und diejenigen, welche nicht glauben an das Wort, ohne Wort gewinnend, diese auf äußere praktische Thätigkeit gerichtet, Kranke pflegend und heilend, doch nicht durch gedankenlose Quacksalbereien wie manche unserer Frauen, sondern durch Natur, Erfahrung, Sorgfalt. Nicht ganz klar ist, was wir uns unter diesen Kraftthaten, Wunderwirkungen, zu denken haben. Krankenheilungen sind es kaum schon wieder, dagegen vielleicht gewaltige Opfer sich selbst auferlegt oder wunderbare Erweckungen und Bekehrungen, an Andern zu Stande gebracht. Bleiben uns nur noch das Weissagen, das Geisterprüfen und das Zungenreden. Das Geisterprüfen ist ganz einfach der richtige Blick in's Menschenherz, die Gabe der Menschenkenntniß, welche die Menschen ja in sehr ungleichem Maße besitzen, welche aber bei der Bildung neuer Christengemeinden, in die sich so leicht Spione, heimliche Feinde, Unwürdige eindrängten, von hoher Wichtigkeit war. Das Weissagen ist durchaus nicht Wahrsagen, Prophezeien künftiger Dinge, und das Zungenreden nicht das Reden in andern als der Muttersprache — nein, sondern diese beiden Ausdrücke bezeichnen uns nur zwei verschiedene Auffassungen des Evangeliums, wie sie noch heute vorkommen; den Einen wirkt es mehr auf's Gemüth, den Andern mehr auf Erkenntniß und Vernunft. Diesem Eindruck machen jene erstern in einzelnen Ausrufungen und Geberden Luft, welche sehr gut gemeint, aber für Dritte nicht

immer verständlich sind — das nennt Paulus Zungenreden. Wer dagegen das Evangelium in seine Vernunft aufnimmt und da verarbeitet, den drängt es, sich in klaren Worten darüber Rechenschaft zu geben, Andern weiter zu verkünden, was zuerst ihm ist verkündet worden — und dies nennt die Schrift Weissagen.

II.

Vergleichen wir nun die Gemeinde zu Corinth mit derjenigen zu Twann, so müssen wir eingestehen, daß alle diese Geistesgaben, wenn sie nicht wirklich hier daheim sind, doch hier daheim sein könnten. Es liegen in der Tiefe jeder Christengemeinde Schätze, welche leider noch lange nicht genug gehoben und ausgebeutet sind. Jedenfalls hatten jene ersten Gemeinden einen großen Vorzug vor den unsrigen: der Einzelne war dort selbständiger, dem Ganzen unentbehrlicher als bei uns. Wohl gab es schon dazumal religiöse Lehrer von Beruf und eigentliche Aerzte, deshalb aber meinte doch niemand, weil sie jetzt einen Pfarrer haben, so sei die Pflege alles Religiösen in der Gemeinde nun ausschließlich seine Sache, sondern daneben trat jeder Andere nach Belieben auf und gab von dem Seinigen. Wie viel Gutes ließe sich da thun in einer Gemeinde, deren Glieder sich in religiöser Beziehung nicht mehr vom Pfarrer gleichsam bevogten und lähmen lassen! Ihr betagten Leute, ihr habt ein reiches Leben hinter euch, gibt es darin keine Ereignisse und Schicksale, die ihr als Beispiele göttlicher Bewahrung und Führung, als göttliche Gnade in rauher Umhüllung den Eurigen wiedererzählen könntet? wäre ja doch ein solches Wort der Weisheit aus eurem Mund eindringlicher als die beste Predigt. Ihr jungen Leute, ihr besucht eine Reihe von Jahren gute Schulen, wo man euch denken lehrt, wo man euch einprägt, daß nur das euer sicheres Eigenthum ist, was ihr mit dem Geist erfaßt und begriffen

habt, wo man neue Gesichtskreise und Welten euch aufthut und zu euch spricht: wir führen euch nur die ersten Schritte weit, den Rest des Weges müßt ihr selbst durchmessen. Und all diese Mühe sollte verloren sein? Ihr solltet nicht den Zug in euch tragen, weiter und immer weiter zu streben und vor allem aus in religiösen Dingen über jeden wesentlichen Punkt zu einer eigenen festen Ueberzeugung zu gelangen? Glaubt ihr denn, das vermöge der Pfarrer mit seinem halbstündigen Vortrag alle sieben Tage? Nein, da müßt ihr selbst wollen; alles Predigen ist umsonst, so lange ihr nicht bestimmte Fragen mit euch hieher bringt und deren Lösung hier sucht und dann die euch gewordene Antwort auf diese Fragen noch weiter bei euch selbst verarbeitet.

Und wie viel mehr könnten wir einander sein, wenn jedes immer die Gabe, die es von Gott empfing, brauchen wollte und nicht immer gerade das sein, was es nicht ist. Es gibt auch hier so manche sinnige Natur, die in äußerer Thätigkeit sich aufreibt und den Ihrigen nie das wird, was sie mit ihrem gläubigen Gemüth ihnen werden könnte; und wiederum könnte mehr wie eins, das zuweilen nicht recht weiß, wozu es da ist, und das mit seinen Gaben und Kräften noch eine größere Wirksamkeit entfalten könnte, noch mehr leisten im Gutesthun, in der Hülfleistung an Andere.

Und immer noch weiter: Mancher von euch besitzt die Gabe der Menschenkenntniß und weiß es nicht einmal. Er könnte, wenn er nur wollte, dem Nächsten sein ganzes Leben und seine ganze Gesinnung von der Stirne ablesen und begnügt sich damit, ihn bloß seinem Namen und seiner äußern Lebensstellung nach zu kennen. Und doch, vor wie mancher Enttäuschung könntet ihr euch selbst bewahren, wie Manchen vor böser Gesellschaft warnen und wie viel dazu thun, daß in eurer eignen Gesellschaft der Frieden erhalten bleibt, indem ihr Jedes nehmt in seiner Weise und nach der ihm eigenthümlichen Natur es behandelt.

Und endlich: Männer fassen das Evangelium gewöhnlich mit der Vernunft auf, Frauen mit dem Gemüth, oder mit Paulus zu sprechen, jene weissagen, diese reden in Zungen. Ja wenn sie es nur thäten! Allein ist es nicht fast unmöglich, zu erfahren, wie hier die Leute das Evangelium auffassen und was sie davon bewahrt haben? Und weshalb unmöglich? Weil sie davon nichts wiedergeben, weil sie, auch wenn sie Religion und viel und gute Religion haben, doch eine falsche Scham nicht los werden, welche sie hindert, von dem etwas laut werden zu lassen, was sie innerlich bewegt. Ein vergraben Pfund, das nicht wuchert, nicht einmal Zins trägt!

III.

Verhehlen wir es uns übrigens durchaus nicht. Wäre das religiöse und geistige Leben unter uns angeregter, lauter, allgemeiner, so würde dies zunächst durchaus keinen andern Erfolg haben wie dort in Corinth: es würde viel Streit, Eifersucht und Rangsucht absetzen. Darin bin ich mit denen vollkommen einig, welche alles Stündeliwesen, alle eignen Wege in religiösen Dingen, alles Nichtmitmachen mit dem großen Haufen so unerbittlich und so unduldsam verfolgen: ja allerdings, dasselbe ruft Streit hervor, Streit bis hinein in die Familien. Aber darin unterscheide ich mich ganz und gar von jenen Verfolgern, daß ich jenen Streit nicht fürchte, daß er mir immer noch lieber ist als der geistige Tod und die eisige Gleichgültigkeit, daß ich ihn für einen unvermeidlichen Durchgangspunkt zu etwas Besserem halte. Ja ihr mögt es glauben oder nicht, ihr mögt es wollen oder nicht, so wird es dennoch dahin kommen, daß diese gedankenlose religiöse Gleichförmigkeit unter uns aufhört, daß jeder viel entschiedener seines eignen besondern Glaubens und seiner persönlichen Ueberzeugung lebt und die Gabe des heiligen Geistes, die er in hervorragendem Maße empfing, braucht und nützt. Da wird

sich denn in der ersten Zeit die einzelne Persönlichkeit mit ihrer Eitelkeit allzusehr hervordrängen und breit machen, wird Jedes die beste Gabe des heiligen Geistes zu besitzen meinen, wird die eigne erheben, die übrigen verkleinern, die Erfahrung wird im Streit liegen mit dem Geist des Forschens, die sinnige Maria mit der thätigen Martha, der Verstandeschrist mit dem Gemüthschristen. Schon jetzt verspüren wir Vorboten dieser Kämpfe. Doch seid unbesorgt, jedes tüchtige Gemeinwesen macht dieselben unbeschadet durch, und am Ende behalten doch die beiden mächtigen Gedanken Recht, die Paulus den Corinthern an's Herz legt. Woher eure verschiedenen Gaben? Doch alle vom heiligen Geist, von demselben heiligen Geist; so sollt ihr euch bewußt bleiben, daß ein und derselbe Geist sie hervortreibt. Und wozu eure Gaben? Um euch damit selbst groß und einander gegenseitig herunter zu machen? Nein, nicht dazu, überhaupt nicht für euch selbst, sondern für eure Gemeinde. Das Christenthum ist nicht bloß Privatsache, sondern zugleich auch ein Dienst, den man andern schuldet.

Meine Lieben! So ist das denn das Ziel jeder, auch unserer Christengemeinde. Jeder muß sich da seiner besondern Gabe und zugleich seiner Schuld an die Gemeinde bewußt werden. Jede Gemeinde ist ein Stück Musik. Damit dieses einen Eindruck mache und das Herz erfreue, muß es in verschiedene, in die verschiedensten Töne auseinander klingen. All diese Töne aber müssen gehalten sein durch das Band der Harmonie, müssen wieder zueinander und zusammen klingen. Ja, so die einzelne Gemeinde: durch die Verschiedenheit der Gaben des heiligen Geistes hindurch zur Einheit in demselben heiligen Geist.

Das Gebet um den heiligen Geist

Pfingsten I

1870

Luc. 11, 13. So nun ihr, die ihr böse seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird der himmlische Vater den heiligen Geist geben denen, die ihn bitten.

Meine Lieben! Nachdem wir vergangenen Sonntag über das Wesen und die Gaben des heiligen Geistes gesprochen haben, nun zum

Gebet als dem Mittel, des heiligen Geistes theilhaft zu werden.

I.

Ich spreche da von Gebet, bin ich denn auch sicher, daß wir unter Beten dasselbe verstehen, ihr und ich? Nein, um so weniger sicher, als ich sehr ernstgesinnte Menschen kenne, welche die Sitte des Gebetes, wie sie unter uns daheim ist, längst nicht mehr mitmachen und nicht mitmachen wollen, denen ich umsonst kurzweg zurufen würde: ihr müßt aber beten, beten müßt ihr! die mir darauf antworteten: wollten wir der allgemeinen Gebetssitte folgen, so wäre das für uns eine Heuchelei, dieses Beten ist nicht mehr die Form, in welcher unsere Frömmigkeit sich ausspricht, sich ausdrücken kann. Das scheint euch vielleicht verwunderlich. Fragen wir lieber, warum diese Leute vom Beten nichts mehr wissen wollen. Dann lautet

die Antwort: weil sie keine andere Weise des Betens kennen, als diejenige, welche unter unserm Volk am weitesten verbreitet ist, und diese Weise ihnen die Menschen eher schlechter als besser zu machen scheint.

Was ist denn das für eine Weise? Es ist das gedankenlose Herplappern auswendig gelernter oder abgelesener Gebete zu bestimmten Stunden in gewissen Fällen, im guten oder vielmehr im bösen Glauben, Gott wolle das so haben, und das gefalle ihm wohl und damit wirke man auf ihn. Es gibt natürlich immer welche unter euch, die auch die auswendig gelernten oder aus Büchern entnommenen Gebete jedesmal andächtig, d. h. mit dem Herzen und aus dem Herzen, mitbeten, aber im Großen und Ganzen ist das, wie ihr wohl wißt, nicht der Fall, nicht mehr der Fall und ist es wohl nie gewesen. Wenn es daher Leute gibt, die sich unter das Joch der Sitte, bloß mit fremden Worten zu beten, nicht beugen wollen, so dürft ihr ihnen das nicht übel nehmen, sondern könnt versichert sein, diese Sitte selbst wird mehr und mehr in Abgang kommen; und wollt ihr euren Kindern einen großen Dienst erweisen, so lehrt sie von früh an ohne diese Krücke laufen, das will sagen: lehrt sie aus dem Herzen beten, macht, daß sie die Scheu überwinden und nicht in fremdem Gewand, sondern so wie sie sind, wie sie fühlen und denken, ihrem himmlischen Vater nahen und mit ihm reden.

Es geht denn auch in der Gegenwart durch die ganze Christenheit das lebhafte Gefühl, unser volksthümliches Beten sei das rechte nicht, ziehe den Menschen nicht zum Himmel empor, bessere nicht, und man hat daher in verschiedener Weise versucht, dem gewöhnlichen Beten neues Leben einzuhauchen. Man hat den Segen des Gebets auf die Erhörung, die äußere Erfüllung der gethanen Bitte gestellt und behauptet, mit Beten könne man alles zwingen, Gott selber zwingen, ihn gegen seinen eigenen Willen zwingen. Es gibt noch heute Menschen, die als besonders kräftige, bei Gott mehr als An-

dere ausrichtende Beter gelten und bei denen Dieser für sich selbst, ein Anderer z. B. für sein krankes Kind beten läßt. Ja man ging noch weiter, man wollte haben, wenn ein Gebet gleichzeitig von Vielen auf den Knien gebetet würde, so sei es besonders wirkungsreich bei Gott und im Stande, Wunder zu thun, Dinge auszurichten, zu welchen alle natürlichen Bedingungen fehlen. Allein, meine Lieben, umsonst ist es, daß man durch solche abergläubische Vorstellungen über die Kraft des Gebets, dieses oder jenes Gebets, dem volksthümlichen Beten hat aufhelfen, dasselbe lebendiger und inniger machen wollen. Eine Zeit lang macht so was Lärm, eine ganze Menge von Geschichten über sogenannte wunderbare Gebetserhörungen werden schriftlich und mündlich herumgeboten; dauert aber immer nur ein paar Jahre, dann wird's wieder still, Einige spotten, Andere sind nüchtern und kalt geworden, Andere ungläubig an jeden Gebetssegen, Andere in ihr altes Herableiern der Gebete zurückgefallen.

Meine Lieben! Mit einem Wort, all das ist noch gar nicht das wahre, eigentliche Gebet, nicht was ich Beten nenne. Es geht der Menschheit mit dem Gebet wie mit dem Sonntag. Beides besitzt und braucht sie seit vielen Jahrhunderten und hat doch von jeher nur ein geringer Theil gewußt, was Sonntag, was Beten sei, nur ein geringer Theil an sich selbst erfahren, welch eine Fülle von Gottesgnade beiden innewohne. Wir sind eben in dieser Beziehung noch viel zu wenig beim größten Beter aller Zeiten, d. h. bei Jesus Christus, in die Schule gegangen. Seine Jünger nahmen staunend wahr, daß während sie in ihrer gewohnheitsmäßigen Weise Gebete hersagten, ihr Meister nicht mitbete, und dabei hatten sie doch das Gefühl, daß er mehr und inniger bete als sie alle. Zog er sich von ihnen zurück, von mühsamem Tagewerk in die Einsamkeit, dann wußten sie: es treibt ihn zu beten, jetzt verkehrt er mit seinem himmlischen Vater. War er dann am folgenden Tag so ganz anders als sie, gefaßt, wo sie auf-

brausten, segnend, wo sie fluchten, unermüdlich, wo sie nicht mehr weiter mochten, dann ahnten sie wohl, daß er all diese Kraft aus Gott genommen. Und sprach er nun mit ihnen über die einfachsten Dinge, verrichtete er die natürlichste Handlung, dann konnten sie sich nicht genug wundern darüber, wie alles in seiner Hand voll Geist, voll tieferen Sinnes und höherer Weise ward, wie alles zu Gott und seinem Reiche in Beziehung trat, mit einem Wort Gottes voll ward. Und hörten sie ihn beten, so war darin nichts Erzwungenes und Gemachtes, sondern so wie es ihn ankam, sprach er statt mit ihnen mit seinem himmlischen Vater und dann wieder mit ihnen, ganz einfach und natürlich, und lag in seinen Worten auch nichts Himmelstürmendes, sondern selbst in seinen Gebeten aus der höchsten Seelenangst rührende Ergebung in Gottes Willen, ein volles kindliches Vertrauen, das Gott nichts vorschreibt, nichts erzwingen und nur dann an Gott glauben will, wenn er macht, was der Mensch verlangt, sondern alles ruhig in seine Hand legt und nur darum fleht, daß er den Glauben und die Liebe in der gepreßten Menschenbrust nicht aufhören lasse. Und fragen wir: um was er denn seinen himmlischen Vater gebeten habe, so muß es uns auffallen, daß er, dem so viel, was wir besitzen, fehlte, doch nie einzelne äußere Dinge für sich erbat; um mit unserm Text zu reden, diese einzelnen guten Gaben mochten Menschen einander verabreichen, er bat stets nur um das Eine, das Gott einzig gibt, um den heiligen Geist.

II.

Jetzt haben wir das rechte Gebet, das Gebet, das keine Menschenseele, will sie gesund und stark, voll Glauben und Liebe bleiben, entbehren kann, das Gebet, das sie pflegen muß, auch wenn sie längst mit jeder äußern Gebetssitte gebrochen hat, das Gebet um den heiligen Geist. Allein worin besteht dieses? Darin, daß der Mensch in dieser Außenwelt, in seinem

Leben drin, nicht aufgeht, nicht in seinen Freuden und Genüssen und Tändeleien, nicht in seinen Sorgen und Nöthen und Bitterkeiten, sondern daß zugleich ein inneres geistiges Leben ihm innewohnt, daß seine Seele eine noch anderswohin gekehrte Seite hat, daß diese Seele sich gedrungen fühlt, jeden Tag neu mit Gott in Beziehung zu treten, in Gemeinschaft mit ihm sich zu versetzen — und eben diese Gemeinschaft mit Gott ist der heilige Geist.

Aber was will die Menschenseele in dieser Gemeinschaft mit Gott, was sucht sie da? O, so viel! Hier will sie sich selber kennen lernen, sich prüfen vor Gottes alldurchdringendem Auge, neu der göttlichen Gnade sich versichern, und wo sie sich auf einem Irrweg entdeckt, einen frischen Anfang setzen. Hier ganz in der Stille, in Gottes Schule möchte sie auch die Außenwelt und die Menschen kennen, das Leben verstehen lernen, die Ziele des eignen Daseins neu in's Auge fassen, dem göttlichen Walten nachgehen, seine Wege auffinden, seinen Willen erforschen. Und hier sucht sie endlich all das, was sie braucht, um mit Ehren zu bestehen, um glücklich zu leben. Auch sie hat einst geglaubt, alles Fortkommen, alles Heil und Glück hange davon ab, daß dieses äußere Ding ihr gegeben, jene äußere Last ihr abgenommen, jenes äußere Verhältniß umgestaltet werde, aber eben in dieser geistigen Gemeinschaft mit Gott ist sie inne geworden, daß Gott die Bedingung zu allem Fortkommen und allem Glück gar nie in die Außenwelt hineinverlegt hat, sondern stets in die Seele, stets in den Geist des Menschen, daß die vom göttlichen Geist erfüllte Menschenseele über alle Sichtbarkeit übermächtig ist und auch das Schlimmste in Segen wandeln kann. Auch sie ist gar oft Gott genaht in tiefer Noth oder mit heißen Wünschen und hat all ihren Glauben an Gott darauf gestellt, daß er ihre Bitte ihr erfülle. Ja so ist sie Gott genaht, aber anders ist sie von ihm gegangen. Da eben hat sich dann der heilige Geist zugleich als ein heiligender Geist erwiesen. Gott that

nicht, was der Mensch verlangte, aber so lange redete er in stiller Zwiesprach ihm zu, bis der Mensch sich ergab, sich zufrieden gab, wieder Muth faßte, neues Vertrauen gewann und am Ende gar Gott noch dankte, daß er ihm dazumal seinen Willen nicht gethan.

Da habt ihr das wahre Gebet. Und solche Beter leben unter euch. Welches sind sie denn? Das sage ich euch nicht, aber ich will sie euch kennen lehren. Wenn ihr zu Hause oder in Gesellschaft so recht nach Herzenslust mit einander schwatzt, Worte, bloße Worte, vorher nicht überdacht und nachher sogleich vergessen, und einer redet nicht viel darein, aber wenn er etwas sagt, so ist's ein gutes sinniges Wort, das ihr nicht so bald vergeßt, dann denkt: das ist ein Beter, der hat inneres Leben, nimmt's aus der Tiefe herauf, von Gott her. Oder wenn ihr einen Unglücklichen trösten oder ihm helfen wollt und redet gar viele und schöne Dinge, aber das rechte Wort, die rechte That findet ihr nicht, da mischt sich einer ein und aus seinem Herzen strömt einfache Theilnahme, er weist euch den rechten Weg, dann denkt wieder, das ist ein Beter, in der Stille, bei seinem Gott hat er in sich selbst all das Leid und Weh, das durch Menschenseelen zieht, durchlebt, er weiß mehr als wir. Oder wenn ihr in ernsten Berathungen sitzt, lange hin und her geredet habt und doch zu keinem Schluß gelangt seid, und einer legt euch nun in kurzen, schneidigen Worten die ganze Sachlage dar und wo es hinaus soll und muß, dann nehmt auch den für einen Beter, dem Gott die hohen Gipfel, die letzten Ziele, die euch im Nebel verborgen liegen, geoffenbaret hat. Und wenn ihr in ein Haus eintretet, wo gar nicht viel Reichthum und Guthaben daheim ist, sieht aber dennoch alles frisch und nett aus, sind zufriedene Gesichter da und ein innig Zusammenleben, dann zweifelt nicht: hier wird gebetet, diese Leute haben noch andere Vorrathskammern als die in Kasten und Keller, von Gott her nehmen sie geistige Güter, und was sie da nehmen, geben sie

einander. Und triffst du auf einen Greisen oder eine Greisin, gebeugt vom Alter, heimgesucht von allen Gebrechen desselben, aber die Augen blicken noch frisch und hell in die Welt hinaus, der Mund jubelt nicht, klagt nicht, aber ein freundliches Wort, eine weise Lehre hat er immer und im Herzen wohnt noch Glauben und Liebe und über dem Gesicht strahlt Fassung und Frieden und in der ganzen Gestalt brennt's wie ein Feuer, das bald die morsche Hülle durchgebrannt haben wird, dann sage dir: das ist ein Beter, und das Feuer in ihm das ist der heilige Geist. Seiner Seele wahre Heimat ist je länger, je mehr bei Gott, und wer beide einander immer näher brachte, abermal der heilige Geist.

Meine Zuhörer! Ihr haltet jetzt Abendmahl. Mit Recht wird dasselbe eine Seelenspeise genannt. Denket daran, daß ihr eine Seele habt, daß diese Bedürfnisse hat, daß sie hungert und dürstet, daß sie keine Ruhe findet, bis sie ruhet in Gott. Schließt hier den Bund eurer Seele mit Gott recht fest. Bittet um Gottes Geist, der, wo er einmal in einem Menschen das Werk der Läuterung, der Veredlung und Verklärung begonnen hat, es auch vollendet, der ewige Jugend verleiht und euer Leben wieder einführt in Gott, von dem es ausgegangen ist.

Die Kirche

Pfingsten II

1870

I. Petr. 2, 9. Ihr seid das auserwählte Geschlecht, die königliche Priesterschaft, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, zu verkündigen die Tugenden dessen, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht.

Meine Lieben! Ich spreche also diesen Nachmittag

von der Kirche.

Ich thue dies nicht etwa bloß deshalb, weil der heilige Geist die Kirche geschaffen hat als sein erstes Werk und weil die Kirche Christi gleichsam der sichtbare Körper des heiligen Geistes geworden ist, sondern noch mehr deshalb, weil das Bewußtsein von dem, was die Kirche Christi ist und leisten soll, in unsern Christengemeinden äußerst gering und unklar genannt werden muß. Wir stehen mit unserer Kirche heute da, wo wir vor hundert Jahren mit unserm Vaterlande standen. Wir waren schon damals Berner und Schweizer, waren auch bereit, unser Vaterland gegen äußere Feinde mit Gut und Blut zu vertheidigen. Doch in den gewöhnlichen, den Friedenszeiten mußte das Volk sich drücken und schweigen still, es lebte ohne lebendiges Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit von Dorf zu Dorf, von Weiler zu Weiler still und eintönig dahin, seine Angelegenheiten in Gemeinde, Kanton und weiterem Vaterland waren zur Verwaltung wenigen Händen anvertraut. So sind wir wohl Christen und sind es

aus innerer Ueberzeugung, nicht bloß von Geburt, gedenken auch unsern Glauben uns zu bewahren, aber das ist auch alles. Was wir von der Kirche wissen, ist fast einzig, daß rings im Lande Kirchen stehen und in diesen die einzelnen Christengemeinden sich versammeln, da Gottesdienst zu halten, Taufe und Abendmahl zu feiern; daß all diese Kirchen und Gemeinden zusammengehören und nur ein Ganzes bilden, das sagen sich die wenigsten; jede Gemeinde lebt für sich, und was diese Kirche unserm Volk und Vaterland sein, leisten, bringen, geben soll, das fragen sie sich nicht. In der einzelnen Gemeinde hat eben auch nur ein Einzelner, der Pfarrer, die Leitung und Verwaltung der religiösen Angelegenheiten mehr oder weniger ausschließlich in seiner Hand, und deshalb ist die allgemeine Theilnahme daran so gering und reicht die Sorge um die Kirche und ihr Wohl nur in den seltensten Fällen über die Gemeindemarche hinaus.

Das muß anders kommen. Das gleiche reiche, volle und tüchtige Leben, das auf dem Boden unseres Vaterlandes in den letzten Jahrzehnten sich entfaltet hat, dasselbe innige Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, dieselbe Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, denselben Ueberblick über die zu lösenden Aufgaben, die wir hier finden, wollen und werden wir als einen belebenden Strom auch in unsere Kirche hinüberleiten. Um dieses klar zu machen, reden wir jetzt von dem, was die erste Kirche sein und thun wollte, weiter davon, wie es kam, daß sie hinter ihrem Ziel so weit zurückblieb und das ward, was sie nun geworden ist, und endlich, was ihre gegenwärtigen Aufgaben sind.

I.

Ihr seid das auserwählte Geschlecht, die königliche Priesterschaft, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, dazu da, um zu verkündigen die Tugenden dessen, der euch aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht berufen hat. So redet

der Apostel seine Gemeinden an, gewiß schmeichelhafter als irgend ein Pfarrer heutzutage die seinige. Aus diesen Lobsprüchen dürfen wir jedoch beileibe nicht den Schluß ziehen, jene ersten Gemeinden seien makellos gewesen oder die Apostel haben sie doch dafür gehalten — vor acht Tagen sahen wir ja das Gegentheil — sondern das geht aus diesen Worten hervor, daß die Apostel einen viel stärkern und kühnern Glauben zu ihren Gemeinden hatten als wir heutzutage zu den unsrigen, daß sie dieselben zu viel Größerem berufen dachten, höhere Ziele und Aufgaben ihr steckten.

Was wollte nämlich damals die Kirche Christi? Sie wollte der Menschheit ein neues Licht bringen, den Glauben an einen Gott, an den Gott, der in Jesus Christus sich den Seinen geoffenbart und gegeben hatte, also an den Gott der Liebe, der Vergebung, der Gnade und ewigen Treue. Mit Recht ahnte die erste Kirche mehr, als sie sich dessen klar bewußt war, daß in diesem Glauben ein ganz gewaltiger Hebel zum Fortschritt des Menschengeschlechtes gegeben sei, daß nun des Menschen Erkenntniß sich erheben könne über die Furcht und den Aberglauben des Götzendienstes und hindurchdringen zur Anschauung eines allwaltenden, gerechten und weisen Gotteswillens, einer alles umspannenden, alles belebenden, alles vernünftigen Zielen zulenkenden Gotteskraft; daß in diesem Gott der Liebe des Menschen Gemüth eine unversiegbare Quelle immer neuen Trostes entdecken und daß im Vorbild Gottes und Christi das sittliche Wollen des Menschen einen mächtigen Antrieb zu eigner Heiligung und Vervollkommnung finden werde.

Doch mehr noch. Nicht bloß einen neuen Glauben wollte die erste Kirche der Welt geben, sondern diese Welt selbst wollte sie umschaffen und zu einer neuen machen. Die Liebe sollte alle Schranken zwischen Volk und Volk, Stand und Stand, Geschlecht und Geschlecht niederreißen, sollte sich immer zuerst niederbeugen zu den Aermsten und Unglücklichsten, bis-

her Verachteten und Verstoßenen und sollte diese emporheben in ein menschenwürdiges Dasein. Ja die erste Kirche hatte die feste Zuversicht, daß es gar keine Noth, kein Weh, kein Mißverhältniß auf Erden gebe, welche die Liebe Gottes, ausgegossen über alles Fleisch, nicht heben, oder doch wenigstens lindern könne, keine Thräne, die sie nicht zu stillen vermöge.

Aber noch ein Letztes. Jene erste Kirche war sich ganz klar, daß diese neue Welt nicht durch eine bloße Predigt des Evangeliums wie vom Himmel herab, nicht durch fromme Anstalten und Sakramente und allerlei äußere Sitten, Einrichtungen und Gesetze geschaffen werden könne, sondern daß es dazu Menschen brauche, Menschen zuerst und zuletzt, und deshalb war das ihr höchstes Ziel, einen großen Bruderbund über die Erde hin zu stiften, dem alle Menschen guten Willens angehören sollten, einen Bruderbund, in dem Gleichheit herrschen sollte und Gerechtigkeit und Frieden und innige Liebe, einen Bruderbund, der als einzige Bedingungen zu seinem Eintritt diese feststellte, Christus nachzufolgen und heilig zu werden wie er heilig war und die Liebe Christi dem Nächsten zu erzeigen, mit der Liebe Christi diesen zu lieben.

Meine Zuhörer! Dieser neue Glauben, diese neue Welt aus Gottes Liebe, dieser allgemeine Bruderbund der Menschen, das ist es, was die erste Kirche Christi groß und zu einem Segen für die Menschheit gemacht hat.

II.

Allein sie blieb ihrer Sache nicht immer treu. Durch ihre Schuld ist es geschehen, daß ihr neuer Glauben erst ein alter, dann ein veralteter geworden ist. Jede Zeit liebt es, ihre Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge in einzelne Sätze zusammenzufassen. Allein die Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge schreitet vorwärts; ausdrücklich hat ihr Christus keine Schranke gesetzt, sondern seinen Jüngern von Dingen ge-

sprochen, die sie jetzt noch nicht zu fassen vermöchten, zugleich aber auch von einem Geist, der sie in alle Wahrheit leiten werde. Es kamen daher für die christliche Kirche Zeiten, welche über Gott und göttliche Dinge reiner und tiefer, frömmer und größer dachten als frühere Zeiten und denen daher die Form und Weise, wie eine frühere Zeit ihren Glauben ausgesprochen, nicht mehr genügte, zu enge ward. Diesen Fortschritten in der religiösen Erkenntniß hat, Gott sei es geklagt, die Kirche je und je den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt, sie wollte die Menschheit zwingen, nicht ihren eigenen Glauben zu bekennen, sondern in der Väter Gewand sich zu kleiden und auf ihr Menschenwort zu schwören; für jedes christliche Bekenntniß, auch für unser fortgeschrittenes protestantisches trat ein Augenblick ein, wo es die unbedingte Wahrheit zu besitzen, das letzte Wort über alle Dinge im Himmel und auf Erden sprechen zu können meinte. Da war die Kirche nicht mehr die Bringerin des Lichtes, sondern alles Licht mußte ihr von außen her aufgezwungen werden.

Dazu ein Zweites. Das Christenthum hatte die alte Welt äußerlich besiegt, war zur herrschenden Religion geworden. Doch dieser äußere Sieg ward zur innern Niederlage, die Kirche ward weltförmig, vornehm, hielt es mit dem, was reich und groß und mächtig war, drückte zu Unrecht und Bedrückung ein Auge zu, hing sich immer mehr an die gute alte Zeit, suchte ihr Heil mehr in der Vergangenheit als in der Zukunft und verzichtete immer sichtbarer darauf, im Widerspruch mit der alten Welt eine neue Welt zu gründen.

Da verkümmerte denn mehr und mehr auch der Bruderbund aller Menschen, das allgemeine Priesterthum. Die Gleichheit verschwand, Einzelne bemächtigten sich der allgemeinen Angelegenheiten, schufen schwer zugängliche Aemter, vor allem ein abgesondertes Lehramt, und mehr und mehr schied sich die Christenheit in Mündige und Unmündige, in solche, die alles zu sagen hatten, und solche, die theilnahmlos dem zuschauten.

III.

Meine Lieben! Nach allem Gesagten liegen die Aufgaben der Kirche in der Gegenwart und in unserm Volke klar vor Augen. Sie darf nicht wie bisher so oft der Hemmschuh aller Bildung und Aufklärung sein, bei der alle Lichtscheuen und Denkfaulen Schutz und Anerkennung finden, sondern muß sich wieder wie einst an die Spitze des Fortschrittes stellen, Licht von allen Seiten her in sich aufnehmen, Licht nach allen Seiten hin um sich verbreiten und darf sich dabei nicht auf Diejenigen stützen, welche ihr gedankenlos glauben und nachbeten, sondern auf Diejenigen, welche eine eigene freie Ueberzeugung haben; diese sind eine Stütze, jene nicht. Nicht das ist die Hauptsache, daß Alle ganz gleich denken und gleich reden, sondern daß in Allen jenes heilige Feuer glüht, das Christus auf Erden entzündet hat, das Feuer, heilig zu werden und Gutes zu thun. Sodann muß unsere Kirche mehr arbeiten im Leben draußen, für Volk und Vaterland. Noch steht sie nicht vollkommen da, die neue Welt, wie Christus und seine Apostel sie in ihren Seelen getragen. So manches harte Vorurtheil, so viel lieblose Abschließung, so viel Kastengeist herrschen; dazu gibt es Nöthen, Elend, Schäden tausendfach, so viel Arme, Verlassene, Kranke, Unglückliche auch in unserm Volk. Statt ängstlich an bisherige, verrottete Zustände sich anzuklammern, hat sie auf's neue zu entfesseln das Evangelium der Gottes- und Bruderliebe und mit Werken der Liebe diese Welt zu füllen.

Doch um dieses zu erfüllen, muß die Kirche selbst eine andere werden, eine viel weitere und allgemeinere, darf nicht bestehen bloß aus einzig redenden Pfarrern und unmündigen, willenlosen Gemeindegliedern, sondern der alte Bruderbund, in dem Alle gleich sind und gleich viel Rechte haben, muß neu erstehn. In seinem Schoß muß unser Volk bergen eine heilige Schaar von Freiwilligen, von Männern und Frauen, welche,

so oft eine Noth aufbricht, es etwas Gutes zu thun gibt, nicht erst wartet, bis der Staat Zwang anzuwenden und mit seinen unzulänglichen Mitteln die Noth zu heben, das Gute auszurichten versucht, sondern stracks herbeieilt, um von sich aus, ohne Unterschied der Person, von Stand und Beruf, gemeinsam zu arbeiten am Wohl ihrer Mitmenschen. Das Leben scheidet die Menschen immer neu auseinander, macht sie ungleich, entzweit sie oft, immer neu soll die Kirche sie vereinigen, sie wieder gleich machen, den Gottesfrieden ihnen bringen, soll unseres Volkes tiefste Einheit, seinen besten Kitt bilden.

Meine Lieben! Deshalb rufe ich euch zu: ihr habt die volle Wahrheit noch nicht, keinen fertigen Glauben, müßt weiter und immer weiter dringen in eurer Gotteserkenntniß, wohin der Geist euch führt. Dann werdet ihr wieder zum Licht der Welt. Und weiter: ihr sollt trachten, das Gottesreich auf diese Erde herabzuziehen und durch die Liebe Gottes, die euch selber heil gemacht, zu heilen diese Welt. Und endlich: ihr sollt höher als alle Zerklüftung zwischen Mensch und Mensch das Ziel einer Gemeinschaft aller Menschen stellen und höher als jeden Parteinamen den Titel Mensch, Geistesmensch, Gottesmensch, Bruder.

Eine Herde und Ein Hirt

Reformationspredigt

1870

Joh. 10, 16. Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind; auch diese muß ich führen und sie werden meine Stimme hören und es wird eine Herde und ein Hirte werden.

Meine Lieben! Wie ihr bereits wißt, pflege ich am Sonntag nach Pfingsten, allgemein kirchlicher Uebung folgend, stets über die Reformation zu sprechen, also am Pfingsttag über die Geburt unserer Kirche durch den heiligen Geist, am Sonntag drauf über ihre Wiedergeburt durch denselben Gottesgeist. Auch den Standpunkt, den ich zu diesem gewaltigen Ereigniß der Läuterung und Erneuerung unserer Kirche im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts einnehme, kennt ihr bereits. Grad so wie ich unsere christliche Religion für die vorzüglichste unter allen Religionen halte, darum, weil sie der Menschheit die höchsten Ziele steckt und Aufgaben stellt, grad so gilt mir auch unter allen christlichen Bekenntnissen unser evangelisch reformirtes für das fortgeschrittenste, weil es den zugleich mächtigsten und reinsten Antrieb zum Gutwerden und Gutesthun den Seinen in's Herz legt.

Gleichwohl möchte ich um alles in der Welt nicht, daß wir deshalb, weil wir reformirte Christen sind, die Anhänger anderer Religionen und anderer christlichen Bekenntnisse verachteten und uns für besser hielten als sie. Das sind wir noch lange nicht, sondern erst dann, wenn wir durch die That

alle Andern an innerer Güte und äußerem Gutesthun übertreffen. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Deshalb dürfen wir die Reformation nicht bereits als unsern festen Besitz betrachten, den wir nun ruhig im Schweißtuch vergraben könnten, sondern dieser Tag soll uns eine Erinnerung werden daran, daß die Reformation noch lange keine ächten Reformirten aus uns gemacht hat, daß wir noch viel weiter die Reformation fortsetzen, vor allem aus an uns selbst fortsetzen müssen, bis die todte Lehre zur lebendigen That geworden ist, bis wir durch dienende und hingebende, demüthige Liebe bewähren, daß wir wirklich die größten im Himmelreiche sind. An die Stelle des öden und unfruchtbaren Wortgezänks muß der edle Wettkampf der That und der Liebe treten. Das ist mein Standpunkt, und von diesem aus wollen wir uns heute eine neue Frage vorlegen:

ob wirklich die Verheißung unseres Textes, daß eine Herde und ein Hirt sein werde, in Erfüllung gehen könne und in welcher Weise wohl?

I.

Vorläufig sieht es gar nicht danach aus. Seit unsere christliche Kirche besteht, weiß ich keine Zeit, in der unsere Religion sich so lebhaft ihres eigenthümlichen Wesens bewußt gewesen wäre, sich so scharf von allen andern unterschieden hätte, und um vorläufig bei Näherliegendem stehen zu bleiben, ist seit der Reformation die Kluft zwischen unserer protestantischen Kirche und ihrer ehemalige Mutter und jetzigen Schwester, der katholischen Kirche, noch gar nie so tief gewesen wie eben in unsern Tagen. Den Grund habt ihr alle vernommen. Zu Rom tagt gegenwärtig eine Versammlung der Häupter der katholischen Kirche aus allen Ländern her; seit letztem Christmonat sitzen sie zusammen, und wenn nicht alle menschliche Voraussicht täuscht, so werden sie noch im Laufe dieses Monats

beschließen, ihr oberstes Haupt, der Papst, sei unfehlbar: so oft er als Papst den Gläubigen etwas verkünde, so sei das unbedingte, göttliche Wahrheit, sobald er etwas gebiete oder verbiete, ein ewiges Gottesgesetz. Dieser Beschluß erscheint euch als Unsinn, als Vermessenheit, ja als eigentliche Gotteslästerung. Ihr müßt immer an jenes Wort aus der Apostelgeschichte denken: Aber an einem bestimmten Tag zog Herodes ein königliches Kleid an und setzte sich auf den Thron und hielt eine Rede an sie. Das Volk aber rief ihm zu: das ist Gottes Stimme und nicht eines Menschen. Alsobald aber schlug ihn der Engel des Herrn, und von Würmern gefressen gab er den Geist auf. Ihr bildet euch vielleicht ein, es sei unmöglich, daß jemand im Ernst glaube, ein Mensch, der Papst, sei unfehlbar; ein solcher Beschluß sei nur ein großartiger Betrug der Kirchenfürsten, um das Ansehen der Kirche und des Papstes noch zu erhöhen und den Leuten noch mehr Geld als bisher für beides aus der Tasche zu locken. Doch dem ist nicht so. Die Mehrzahl jener Bischöfe glaubt ganz aufrichtig an die Unfehlbarkeit des Papstes. Nicht möglich — ruft ihr. Ganz gewiß — antworte ich. Seht, eben dieser Beschluß soll uns im Vorbeigang dazu dienen, den tiefsten Unterschied zwischen unserer und der katholischen Kirche seinem wahren Wesen nach bloßzulegen.

Eines jeden fühlenden und denkenden Menschen Seele ringt in der Vergänglichkeit und dem steten Wechsel aller Dinge nach einem Felsen, einem Halt, nach etwas Festem, unbedingt Wahrem, Ewigem, um dran mit letzter Kraft sich zu klammern mitten aus dem Meer brausenden Menschendaseins heraus. Das Kind nun, der geistig Unmündige, der Denkfaule, der von seinen Leidenschaften hin und her Geworfene, sie alle werden diesen festen Halt außerhalb ihrer selber suchen, in irgend einem Ding oder einem Wort, am liebsten in einem andern Menschen und da wieder am liebsten in einem solchen Menschen, der ihnen sagt: ich bringe dir von Gott her das

ewige Recht, die volle Wahrheit, nimm an was ich dir sage, dann hast du den rechten Glauben, thue, was ich dich heiße, dann garantire ich dir, du wirst selig. Mit dieser Behauptung, diesem Anspruch trat die katholische Priesterschaft des Mittelalters an die Christenheit heran. Nun aber ist es diesem äußern Halt eigenthümlich, daß er nie ganzen und vollen Glauben wecken kann. Vielfache Erfahrung lehrt, daß Menschen, auch Priester, irren können und wirklich auch viel und oft geirrt haben. Drum ging die katholische Kirche einen Schritt weiter und behauptete: ja der einzelne Priester kann irren und fehlen, nicht aber die Kirche, diese ist unfehlbar. Diese hat den heiligen Geist. Doch wer ist diese Kirche? Die katholische Antwort lautet: das sind die Bischöfe und Erzbischöfe, vereinigt zur großen Versammlung, ein solches Konzil irrt nicht. Allein ein solches Konzil versammelt sich oft nur ein einziges Mal in einem Jahrhundert und oft mehrere Jahrhunderte lang gar nie, wo ist inzwischen der Halt und Felsen zu finden bei den immer neu auftauchenden Fragen und Strömungen des Lebens? Und nun schickt sich die katholische Kirche soeben an, auch den letzten Schritt zu wagen und zu sprechen: der Papst ist unfehlbar, durch ihn hindurch einzig und allein hängt Gott mit den Menschen zusammen, verkehrt er mit ihnen. Auf zwei sterblichen Menschenaugen steht in ein paar Wochen die Kirche Christi.

Doch längst, bevor es so weit kam, hat ein Theil der Christenheit einen neuen Weg angeschlagen, doch so, daß wie damals auch das katholische Wesen seine letzten Folgerungen noch nicht gezogen hatte, so auch unsre sich ablösende protestantische Kirche sich alles dessen, was sie im Busen trug, noch nicht völlig klar bewußt war. Doch so viel stand ihr damals schon fest. Auch sie ging davon aus, daß der Mensch einen Halt, etwas Festes haben müsse, lehrte aber nun weiter, diesen Halt doch ja nicht außer sich, in irgend einem Menschen suchen, auch nicht im weisesten und besten, sondern in sich

selbst und unmittelbar in Gott. Luther sprach: keine Kirche und kein Ablaß schafft dir Vergebung und Frieden, sondern allein Gottes Gnade von oben, dein Glauben von unten her. Zwingli sagte: alle Heiligen können dir doch nicht in den Himmel helfen, gehe unmittelbar zu Gott und verkehre mit ihm. Calvin endlich: die Schlüssel von Himmel und Hölle liegen in keines Priesters und keines Papstes Hand, fürchte dich nicht, vielmehr reicht Gottes Hand bis zu dir hinab, du bist aufgenommen in Gottes Rath und Willen und Vorherbestimmung. Luther lehrte jeden Menschen Gott umfassen mit dem Gemüth, Zwingli mit der Vernunft, Calvin mit dem Willen. So ward die Reformation eine mächtige Befreiung und Erlösung jedes Einzelnen von jeder Menschenmacht und ein Binden dieses Einzelnen unmittelbar an Gott. Deshalb sagt der ächte Protestant: um zu wissen, was Wahrheit und was Recht ist, brauche ich keine Kirche und keinen Papst, ich bin mein eigener Papst, denn was Wahrheit ist, sagt mir mein religiöses Gefühl und meine Vernunft, was Recht ist mein Gewissen.

Allein, das ist ja die heilloseste Willkür, da kann am Ende Jeder glauben, was er will, und thun, was ihm wohlbehagt! Halt inne mit diesem Vorwurf. Prüfe dich selbst und bist du ein ernstgesinnter, nach Gottesfrieden dich sehnender Mensch, dann hast du gewiß schon erfahren, wie Gott über dich kam gleich einem Gewappneten und seine Wahrheit stärker war als dein Meinen, sein Recht stärker als dein Wünschen und Wollen, wie du nun Dinge glaubst, von denen du einst dich verschworen, du glaubest sie nie, wie du deine eignen Wege anschlugest und sie nicht zu Ende brachtest vor lauter Mahnungen und Vorwürfen deines Gewissens. Nein, wem's aufrichtig um die Wahrheit und das Recht zu thun ist, der findet beides unmittelbar und ihn innerlich bezwingend in Gott; wer's dagegen hiemit nicht ernst meint, den zwingt die Kirche nur äußerlich, sein Herz bezwingt sie nicht.

II.

Meine Lieben! So hat sich eben in diesen Tagen zwischen katholischem Wesen und protestantischem Grundsatz ein geradezu unversöhnlicher Gegensatz aufgethan, der Gegensatz zwischen geistiger Knechtschaft und Bevormundung und der Gewissensfreiheit, zwischen einer fertigen Religion und einer unabläßig fortschreitenden Gotteserkenntniß, zwischen einem bloß durch einen einzelnen Menschen mit der Menschheit verkehrenden Gott und dem allen Menschen nahen und zugänglichen Allvater. Hilft alles nichts, dieser Gegensatz muß durchgekämpft werden, bis der eine oder andere Theil gebrochen am Boden liegt, gebrochen und todt.

Allein wie kann ich denn da zu meinem Texte wählen: es wird eine Herde und ein Hirt werden? Wir sind ja weiter als je zuvor davon entfernt! Im Gegentheil, jetzt eben sind wir auf dem besten Wege dazu, auf Gottes Weg. Schon zu dieser Stunde ist das, was wir die protestantische Kirche nennen, viel enger als der Protestantismus; außerhalb dieser Kirche kämpfen Viele, Katholiken und Andere, mit uns den gleichen Kampf um das allgemeine Priesterthum, die freie Religion für Alle. Rom's letzter Schritt zur unbedingten Beherrschung der Geister nöthigt unsere Kirche, sich immer offener und rückhaltloser zum entgegengesetzten Grundsatz der Geistesfreiheit und der Volkskirche zu bekennen und so viel Katholisches, das sie in Lehrweise und Bevormundung der Gewissen immer noch an sich behalten, von sich abzustreifen. In der katholischen Kirche steht ein gewaltiger Bruch unvermeidlich bevor. Weite Länderstrecken, viele Tausende von Menschen, die fortgeschrittensten, werden sich von ihr ablösen und uns allmälig nähern. Das ist ein erster Schritt.

Es folgt ein zweiter. Schon gegenwärtig haben die Streitigkeiten über Glauben und Bekenntniß viel von ihrer alten Heftigkeit und ihrem Gift verloren, man frägt nicht mehr nach Glauben und Bekenntniß, sondern nach Gesinnung und

That, an den Früchten erkennt man den Baum. Nicht lange wird es mehr gehen und ganze große Kirchgemeinschaften eignen sich diesen einfachen Grundsatz auch für sich selber an, erkennen, daß sie bis jetzt viel zu viel gestritten und zu wenig gearbeitet haben, daß sie ihre beste Kraft darauf verwendeten, dem Fortschritt auf allen Gebieten des Lebens hemmend entgegenzutreten und daß es nun für sie die höchste Zeit ist, endlich einmal vorwärts zu spannen und ihre Lebensfähigkeit und ihre Segenskraft durch Thaten der Liebe den Völkern zu erweisen. Geschieht dies einmal, dann wird die Kirche und die Religion Vielen wieder lieb, denen sie bisher gleichgültig, wo nicht verhaßt gewesen sind.

Ja alsdann werden auch die unter uns lebenden Kinder Israels diesem immer mächtiger auf sie eindringenden Geist Christi nicht länger mehr ihr Herz verschließen; was sie bisher von Christus zu spüren bekommen, war alles eher als Christi Geist. Und noch mehr: alsdann dringt unser Christenglauben wiederum zurück nach Osten, woher wir ihn haben, erweckt zu neuem Leben das, was sie dort Christenthum nennen, und sprengt seine Fesseln der Nationalität, des Staatszwanges und der Unwissenheit. Und immer noch weiter. Es kommt eine Zeit, sie ist allerdings noch fern, da baut sich eine Brücke von uns hinüber zum Islam, der mohammedanischen Religion, denn auch dort lebt ja bereits der Glauben an einen Gott, auch dort gilt Christus für einen Propheten. Und eben in diesem Augenblick entsendet einen Boten Indien nach Europa, das Haupt einer zahlreichen Genossenschaft inmitten der uralten Brahmareligion, einer Genossenschaft, die sich wieder zum Glauben an einen Gott erhoben hat und nichts sehnlicher wünscht, als daß der Geist Christi auch dort zur Herrschaft gelangen und die weiten Gefilde voll Todtengebeine neu beleben möchte.

Meine Lieben! Ich bin kein Prophet, aber sinnen muß ich an die alten Propheten, die diesen Siegesgang Gottes

längst im Geist geschaut haben, und sinnen muß ich an das Wort: ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind; auch diese muß ich führen und sie werden meine Stimme hören und es wird eine Herde und ein Hirt werden. Und aufblicken muß ich zu Gott und ihm danken, daß er mir in einer Zeit zu leben gab, wo das nächtliche Dunkel sich lichtet und, wie die Alpen im Glühen des jungen Morgens, allgemach die letzten Ziele der Menschheit hervorbrechen, um nie mehr zu verschwinden.

Die Sanftmuth

1870

Matth. 5, 5. Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.

Meine Lieben! Wir sprachen letzten Sonntag von der Religion Christi.* Aber er hat ja gar keine Religion und will nichts als die unsrige umstürzen — warfen seine Gegner ihm vor, da sie wahrnahmen, wie frei er mit den religiösen Sitten und Bräuchen seines Volkes umging. Wir aber wissen jetzt, daß Christus seine Freiheit aus einer tiefern, bewußtern Frömmigkeit hernahm, daß es ihm nicht um das Umstürzen zu thun war, sondern um Stiftung eines innigen Bundes zwischen Mensch und Gott, um Hinausführung der Menschheit aus den Banden der Knechtschaft in die Freiheit der Kindschaft.

Heute nun entdecken wir an dieser Religion Christi eine neue Seite. Vor Christus hatten die Menschen das göttliche Wohlgefallen, die göttliche Erwählung gebunden bald daran, daß man diesem oder jenem Volke angehöre, bald daran, daß man bestimmte Werke verrichte, bald daran, daß man absonderliche Selbstquälereien sich auferlege. Diese Arten von Religionen waren daher auch nie Allen zugänglich gewesen und hatten auch ihre eifrigsten Bekenner zumeist nicht besser, sondern nur hochmüthiger und selbstsüchtiger gemacht. Ganz anders handelte Christus, er band die Religion nicht an Einzelheiten, Aeußerlichkeiten, Absonderlichkeiten, sondern that das volle, natürliche Menschenleben auf und sprach: hier er-

---

* Diese Predigt ist weggelassen. S. Vorwort.

weiset und bewähret euren Glauben. Und worin bestehen die Früchte dieses Glaubens? In Dingen, die Jedem möglich sind, die Jeder thun kann, im Ueben des Guten, dazu in Sanftmuth und Friedfertigkeit, in Barmherzigkeit und Herzensreinheit, in Gottvertrauen und Nachfolge Christi, zugleich also auch in Dingen, welche den Menschen innerlich nicht gleich lassen wie er früher war, sondern ihn wirklich veredeln und zu einem Segen für seine Umgebung machen. Hier heute ein Beispiel:

von der Sanftmuth und der ihr zu Theil gewordenen merkwürdigen Verheißung.

I.

Selig sind die Sanftmüthigen. Was ist das, Sanftmuth? Es ist vor allem aus Muth, Bereitwilligkeit zum Ertragen, Leiden und Kämpfen, verbunden mit Freudigkeit, Kühnheit, Hoffnung auf Sieg. Doch Sanftmuth ist noch mehr; nicht bloß rücksichtslose, oft vielleicht stolze und gewaltthätige Tapferkeit, sondern Sanftmuth ist ein gesänftigter, beherrschter Muth. Der Sanftmüthige hat Muth, aber er macht kein Wesens davon; er bebt vor nichts zurück, bleibt aber dabei weich und mild gegen Andere. Er leistet viel und erhebt doch keine Ansprüche, geht still und einfach durch das Leben. Er ist ein Mensch wie ein anderer, zum Zorn geneigt, leidenschaftlich, aufbrausend über erlittenes Unrecht, aber sein Muth geht nach innen zu, er hat den Muth, die Hand auf's Herz zu legen, sich zu sammeln und zu fassen und allem voran den größten Feind, den jeder Mensch hat, den in seinem Innern niederzukämpfen. Schon darum also ist die Sanftmuth ein weit schwereres Ding als der bloße Muth.

Doch noch aus andern Gründen. Es gibt gewiß nur wenig Menschen, die sich nicht danach sehnen, wenigstens einmal in ihrem Leben eine große, kühne, muthige That zu vollbringen, die sie sehr verschieden sich ausmalen. Doch ihr habt

es wohl schon erfahren, eine solche Großthat ist nur den wenigsten vergönnt. Die allermeisten Menschen bringen in engen, einförmigen, kleinen Verhältnissen ihr Leben hin, und da hält es denn unendlich schwer, den ganzen Jugendmuth einzuspannen in die engen Wände, die kleinen Verhältnisse. Viele meinen, es sei rein unmöglich, da auszuharren, die ganze Thatkraft und den vollen Muth der Seele an diese allergewöhnlichsten Dinge zu wenden, nein, da müsse man von Zeit zu Zeit die Stricke durchreißen, losbrechen, austoben, sonst gehe man zu Grund. Da besteht denn nun die Sanftmuth gerade darin, daß man sein ganzes wildes Wesen zwingt, sich in die engen Verhältnisse einzuthun, und es über sich vermag, die ganze Kraft an die kleinen Dinge zu wenden, die ganze Seele in sie hineinzulegen. Das ist eine harte Probe. Es ist verhältnißmäßig ein Leichteres, in überwallendem Gefühl eine edle That zu vollbringen, einen plötzlichen schweren Schlag des Schicksals auszuhalten, als ruhig seinen gewöhnlichen und alltäglichen Pflichten obzuliegen, als all die Nadelstiche kleiner, fast nicht der Rede werther Verdrießlichkeiten und Widerwärtigkeiten zu ertragen. Vergesset aber nicht, daß aus all diesen Kleinigkeiten sich eben das Leben des Menschen zusammensetzt, und aus der Art, wie er diese Kleinigkeiten durchmacht und trägt, sein Charakter.

Eine zweite noch härtere Probe der Sanftmuth ist, daß sie eine anhaltende sein und stundenlang, jahrelang, lebenslang ausdauern muß. Eine einmalige, in guter Stunde geübte Barmherzigkeit, wie wenig vermag sie mit monatelanger geduldiger Krankenpflege sich zu messen? Und wie sehr sind wir doch von unsern Stimmungen abhängig, wie oft übellaunig, gereizt, betrübt, recht unglücklich, kurz in einem Zustand, wo wir voll haben bis oben, wo es uns überall treibt und stößt, unserm Unmuth oder unserm Weh Luft zu machen, zu toben oder zu weinen! Und auch da ruhig und gefaßt zu bleiben, uns selbst zu beherrschen, wahrhaftig das hält schwer!

Und nicht einmal zu einer andern Auskunft dürfen wir unsere Zuflucht nehmen; gar Viele pflegen, wenn sie daheim gereizt worden sind, ihren Zorn draußen auszulassen, oder hat man außer dem Haus sie gekränkt, verbittert, ihnen Unrecht gethan, das die Ihrigen daheim entgelten zu lassen. Wir aber sollen, bezwingend was da innen tobt, aus unserm Hause tretend Frieden und Ruhe in die Außenwelt hinaustragen und wieder rückkehrend in unser Haus ihm Friede bringen, nicht Zank und Streit. Die Schwelle unseres Hauses soll Zeuge sein von gar mancher Selbstüberwindung.

Und ganz dieselben müssen wir auch bleiben gegen alle Menschen; es gibt welche, deren Wesen uns zusagt, sehr angenehm ist, es gibt andere, von denen wir abhängig sind oder die uns viel schaden können; ja da gibt sich die Freundlichkeit von selbst oder da lehrt es uns, uns zu unterziehen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, vielleicht sogar Unrecht schweigend hinzunehmen. Aber daneben haben wir wieder andere Menschen, die wir nun einmal nicht leiden, in den Tod nicht ausstehen mögen, und andere, die von uns abhängen, unter uns stehen, uns schuldig sind, und je mehr wir uns zuvor Gewalt angethan, liebenswürdig und unterthänig geschienen haben, desto näher liegt uns jetzt die Versuchung, allen Schein von uns zu werfen, uns gehen zu lassen und der Katze gleich die Krallen hervorzustrecken und einzuhacken. Auch diese Versuchung gilt es zu überwinden, und sie ist erst dann überwunden, wenn es uns gelungen ist, gegen alle Menschen gleich gerecht, billig und freundlich uns zu betragen und gegen die über uns völlig gleich stolz und demüthig uns zu verhalten wie gegen die unter uns.

Doch noch eine letzte, die schwerste Probe unserer Sanftmuth. Wir wollten am Ende noch gern und willig Unrecht uns gefallen lassen, geduldig Schweres tragen, lange auf mühevollem Posten treu ausdauern, doch unter einer Bedingung: daß wir dafür auch die verdiente Anerkennung

finden, daß die Menschen auf uns und unsere brave Haltung aufmerksam werden, daß sie unser stilles Dulden bewundern und uns ein wenig rühmen, und da gar nichts so hungrig macht als das Rühmen, uns immer stärker bewundern und rühmen. Dies geschieht nun gewöhnlich nicht oder nicht genug, man scheint unsere Sanftmuth, unser Erdulden ganz ohne weiteres, als ob sich das von selbst verstünde, hinzunehmen; da können wir es denn nicht länger aushalten, was Andere nicht thun wollen, thun wir nun selbst, deuten erst leise an, wie wir dieses erduldet, dort nachgegeben haben, welch ein schweres Kreuz auf uns liege, wie wir aber nicht seien wie Diese oder Jene, die daraus ein großes Wesen machen, wie man uns nie klagen oder aufbegehren höre. Umsonst, auch solcher verblümter Reden achtet man sich nicht viel. Da rücken wir noch deutlicher mit der Sprache heraus: das werde noch sein wie ehemals, der Gerechte müsse viel leiden, und wenn man einmal nicht mehr da sei, dann erst werde man erkennen, wie viel man geleistet und gelitten habe. So treibt es den Menschen, das, was er in der Stille Gutes gethan hat, durch lautes Rühmen selbst wieder zu verderben und um seinen Werth zu bringen, und gehört doch zur Sanftmuth nothwendig auch das, daß sie im Verborgenen blühe, still, klaglos, ihres eignen Werthes unbewußt geübet werde.

Selig sind die Sanftmüthigen heißt also: glücklich diejenigen, welche Muth haben, aber diesen Muth so in ihrer Gewalt, daß das kleinste Ding ihnen nicht zu klein, die längste Qual ihnen nicht zu lang ist, um ihn dran zu bewähren, und die dennoch kein Wort weder des Selbstruhms noch der Klage davon laut werden lassen, die in ungetrübtem Gleichmuth fast so ruhig wie die Sterne droben ihre Straße ziehen, doch nicht aus Kälte und Gleichgültigkeit, sondern aus schwer und immer neu errungener Fassung, nicht hart und nicht verbittert, sondern immer mild und freundlich, immer voll Glauben und voll Liebe.

II.

Und warum werden diese glücklich gepriesen? die Schrift sagt: denn sie werden das Erdreich besitzen. Höchst sonderbar: also diejenigen welche nachgeben, lieber Unrecht leiden als Unrecht thun, still untendurch gehen und so gar kein Wesens von dem allem machen, werden die meiste Macht haben, die meiste Macht über Dinge und Menschen.

Und doch ist es so. Betrachtet nur das öffentliche Leben. Zwar auf den ersten Blick wird es allerdings scheinen, als haben die ärgsten Schreier und Lärmmacher die meiste Gewalt in Händen, und auf Augenblicke mag es in aufgeregten Zeiten auch so sein. Aber das ist alles nur aufspritzender und laut brodelnder Schaum, in einer Minute hoch oben, verschwunden in der nächsten. Wenn ihr genauer hinsehet, so sind diejenigen, welche das Meiste und Schwerste durchsetzen, deren Wort am schwersten wiegt, am längsten in den Herzen wiederhallt, unscheinbare Männer voll Ruhe und Gleichmuth, die heute etwas vorschlagen, zwar geschlagen werden, aber über's Jahr mit ganz demselben, nur gestützt auf reifere Erfahrung und einleuchtendere Gründe, wiederkommen, über persönliche Angriffe und Verdächtigungen sich hinwegsetzen und immer nur die Sache im Auge behalten. Und grad so richtet auch unter dem wildesten Militär nicht derjenige am meisten aus, welcher alle Zeichen flucht und mit Strafen wie mit Zaunstecken um sich schlägt, sondern derjenige, welcher kein Wort lauter redet als das andere, doch so, daß man fühlt, hinter jedem Wort steht der ganze Mann. Vor dieser gefaßten, ruhigen Selbstbeherrschung verstummt jeder Widerspruch.

Und nicht anders verhält es sich im Geschäftsleben. Zwar scheint hier abermals der händelsüchtige, gewaltthätige Rechthaber, der es so genau nicht nimmt, viel besser zu fahren. Aber das scheint nur. Eben der Händelsüchtige ist's, der verliert, seine Zeit und sein Geld, sein kaltes Blut, die Ruhe des Blickes und den Frieden seines Herzens, die Achtung und

das Vertrauen seiner Mitmenschen; er ist der Betrogene und Gehänselte. Viel weiter als er kommt, wer in Ruhe und Treue seinem Geschäfte nachgeht, lieber Einbußen leidet, als den leisesten Fleck auf seinem Namen haften läßt, und jenen köstlichen Gleichmuth sich bewahrt, der im Glück vor Unbesonnenheit, im Unglück vor Kopflosigkeit schützt.

Es gibt jedoch noch ein Gebiet, wo die Sanftmuth ihre herrlichsten Schlachten schlägt, ihre größten Siege feiert, dieses Gebiet ist das häusliche Leben und die Helden jener Schlachten sind Heldinnen, seid ihr, ihr Frauen. Schon der Apostel Petrus hat es euch gesagt, daß eure größte Macht über Gatten und Kinder in eurem stillen und sanften, in eurem unermüdlichen Dulden liegt; er behauptete von euch, daß ihr die, so da nicht glauben an das Wort, ohne Wort gewinnen könnet, und so weit ich gekommen bin, habe ich immer gefunden, daß eure größte Macht eine unsichtbare und unhörbare ist, und eurer Fassung, eurem stillen Dulden, eurer anspruchlosen Hingebung und unverbrüchlich glaubenden und hoffenden Liebe innewohnt. Ihr meint vielleicht, ich sage das bloß, weil ich als Mann euch hinabdrücken und drunten erhalten möchte. Allein ich frage euch, wenn ihr damit noch nicht alles erreicht habt, was eurer Familie nöthig wäre, seid ihr denn jemals mit Schmollen weiter gekommen oder mit Losbrechen und bemühenden Auftritten oder mit Klagen hin und her in den Häusern?

Meine Lieben! Mit Christus habe ich begonnen, mit Christus schließe ich. Wenn je einer das Erdreich durch viel tausend Menschenseelen hindurch besaß und noch heute besitzt, so ist er's. Wodurch? Durch seinen Muth. Er hat dem Tod getrotzt und sich ganz und gar dahingegeben. Noch mehr aber dadurch, daß dieser Muth sanft war, stillen Duldens voll, so weich und mild, so ergeben und so hoffnungsvoll, so gänzlich Gottes sich getröstend.

Die Friedfertigkeit

1870

Matth. 5, 9. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.

Meine Lieben! Ich predigte euch letzten Sonntag über das Wort Jesu: selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Komme ich nun heute mit dem andern: selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen, so denkt ihr gewiß: wohl zwei Texte, aber dieselbe Predigt, denn Sanftmuth und Friedfertigkeit sind so ziemlich dasselbe, wie könnte man über die beiden Seligpreisungen zwei verschiedene Predigten halten! Hierauf antworte ich: so viel ist richtig, daß der Sanftmüthigere in den meisten Fällen auch der Friedfertigere sein wird, weil er eben den Frieden liebt, deshalb sind aber Sanftmuth und Friedfertigkeit noch lange nicht dasselbe, sondern unterscheiden sich wie das Ende vom Anfang, das Schwerere vom Leichtern, das Schließen und Wiedergutmachen des Streites vom bloßen Vermeiden desselben. Die Friedfertigkeit setzt ein bereits eingetretenes Mißverhältniß voraus und führt in den bessern, den wahren Zustand zurück, sie wirkt mehr auswärts, während die Sanftmuth mehr inwärts. Doch zur Sache. Wir sprechen heute

vom Friedebringen der Gotteskinder.

I.

Wohin bringen die Gotteskinder den Frieden? In die Welt, hinaus in die ganze Welt, denn wenn eine Behauptung unbestreitbar ist, so ist es diese, daß die Welt angefüllt ist von Haß und Zorn, Zank, Streit und gegenseitiger Ver-

bitterung. Nehmen wir nur unsere kleine Welt, hier unser Dorf. Ich weiß nur das wenigste von dem, was zwischen euch vorgeht, doch so viel weiß ich und wißt ihr auch, daß viel Streit und Zank auch hier in Twann sein Wesen hat, in den einzelnen Haushaltungen, von Haushaltung gegen Haushaltung, von Haus gegen Haus, von Familie gegen Familie. Hier treffen wir Ehestreit, dort einen barschen, unfreundlichen Ton, Schnauzen und Fluchen, oder ein ungemüthliches, finsteres Wesen, dunkle Umwölkung, aus der bei dem mindesten Anlaß der Blitz hervorzuckt; an andern Orten stoßen wir auf Personen, welche eine Freude daran zu haben scheinen, heimlich den Leuten die Haare zusammenzuknüpfen, Haus gegen Haus zu reizen, und noch tiefer unten liegend entdecken wir Familieneifersuchten, die von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzen.

Ja nicht einmal so weit brauchen wir zu gehen, hier innen, im engen kleinen Haus, finden wir Unfrieden genug und Lust, fremden Frieden zu stören. Die Streitsucht begleitet uns unser Leben lang, nur daß sie mit jedem Alter eine neue Gestalt annimmt. In der Jugend, in dem Alter, wo man am meisten von Freundschaft spricht, händelt man fort und fort, bald sind es Eifersüchteleien über solche Kleinigkeiten, daß man sich bald hernach ihrer schämt, bald scheint es, man könne einen fröhlichen, in Gesellschaft zugebrachten Tag nicht besser schließen als durch einen tüchtigen Zank oder endlosen Wortstreit. Später wird man vorsichtiger, man hütet sich vor Ausbrüchen, aber langsam und heimlich untergräbt man dem Nächsten den Boden, darauf er steht, bringt ihn um sein Ansehn oder umgarnt ihn, und kommt er dann zu Fall, so weiß er nicht immer, wer ihn dahin gebracht, er ahnt vielleicht, wir seien es gewesen, aber beweisen kann er uns nichts. Man hat uns Schaden zugefügt, die Jahre vergehn, aber unsere Rachgier schläft und schlummert nicht, sie ruhet nicht, bis zum ersten Schaden noch ein zweiter, größerer Schaden, nun dem Andern beigebracht, hinzugetreten ist. Auch ganz alte Leute hassen noch,

sie selbst sind jetzt zu schwach oder zu machtlos, um auszuführen, wonach es ihr Herz gelüstet, aber ihren Haß selbst halten sie heilig und nehmen ihn in einsamen Stunden hervor und freuen sich dran; kein Unglück des Feindes kann ihn stillen, nicht einmal sein Tod ihn zum Schweigen bringen. Doch wir gehören vielleicht nicht zu diesen Menschen, wir sind sanfterer Natur — so haben wir doch wenigstens unsere bösen Tage, wo wir rings um uns her Streit verursachen, Tage, wo wir uns vorkommen wie getrieben von einem bösen Geist, um lauter Unheil anzurichten, auch da, wo wir eigentlich gar nicht wollen und es uns sogleich nachher leid ist.

Ich will aber nicht einmal so weit gehen, sondern annehmen, wir suchen nur das Rechte und das Wahre und suchen es mit Eifer und Begeisterung — so bringt uns gar oft eben dieser Eifer in Unfrieden und Streit hinein. Wir stoßen auf Widerstand; da wo wir nur die Sache im Auge gehabt haben, wird unsere Person angegriffen und verläumdet, wir selbst verlieren uns in persönlichen Hetzereien, und am Ende kommt uns unsere Sache mehr und mehr aus den Augen, unser Gemüth erhitzt und verbittert sich, Menschenhaß und Menschenverachtung halten Einzug in dasselbe, und wenn wir auch schließlich das Gute zu Stande bringen, so ist es nicht mehr ganz gut, es klebt Unrecht daran, das wir unserm Nächsten unterwegs zugefügt haben.

II.

Meine Lieben! Das Bewußtsein, daß die Welt von Haß und Streit erfüllt sei und daß sie selbst willentlich oder unwillentlich da hinein verflochten seien, dieses Gefühl bereitet allen edleren und reineren Seelen ein schweres Leiden und macht sie oft zum Tode müde. Immer besser sehen sie es ein: jedes Unrecht gebiert immer ein noch größeres Unrecht aus sich hervor, jede Vergeltung von Gleichem mit Gleichem, von Bösem mit Bösem macht alles nur noch schlimmer, eine Besserung

ist nicht abzusehen. Und während für Menschen, die sich lieben, in der kleinsten Hütte Raum ist, macht ihnen der viele Zank und Streit die weite Welt zu eng; es ist ihnen daheim in ihrem Haus nicht wohl, nicht heimelig, sie streben nach außen und immer weiter auswärts, suchen da ihr Glück, finden es nicht und seufzen: gesund wären wir daheim alle, gottlob, wenn wir nur auch den Frieden hätten, aber der fehlt, ach Gott! Sie schlagen die Bibel auf und finden da sozusagen auf jeder Seite dieselbe Klage, daß so viel Haß und so wenig Liebe auf Erden zu finden sei, dasselbe Sehnen nach Frieden, das ihre eignen Herzen erfüllt. Sie lesen da aber auch die stets von den Besten geglaubte und verkündete Verheißung, der immer sich erneuernde Streit und Krieg werde einmal ein Ende nehmen, ein Reich des Friedens werde hereinbrechen, wo die Wilden und die Zahmen, die Starken und die Schwachen in Eintracht bei einander wohnen und keine Mittel der Gewalt, keine harten Worte mehr im Gebrauch sein werden, sondern der Liebe sanftes Wort sie alle leiten werde. Und wenn sie diese Verheißung lesen, so wird ihnen das Herz warm und sie müssen beten: o Vater im Himmel, schicke dieses Reich des Friedens uns bald, bald, und sollen wir sein Kommen nicht mehr erleben, so gib uns wenigstens den Trost, daß mit unserm letzten Athemzug für uns aller Streit sich endet und wir in einen ewigen Frieden eingehen.

III.

Doch Gott bleibt stumm. Nicht senkt sich jenes Reich des Friedens auf die Erde nieder, dagegen spricht inwendig das Gewissen: nicht Frieden diesseits, dann auch nicht Frieden jenseits, denn drüben erstehen die alten Herzen und die alten Menschen und findest du, Haß im Herzen, die wieder, mit denen du einst in Unfrieden gelebt — wird nun auf einmal zwischen euch Friede sein? Da lassen wir ein zweites Gebet aufsteigen zu Gott: Vater, wir schmachten nach Frieden, o zeige uns, wie kann es Friede werden auf Erden! Und nun antwortet

Gott: selig sind die Friedfertigen, denn sie werden meine Kinder heißen. Den Frieden bringt kein Wunder hienieden, den Frieden bringt keine Versetzung in eine andere Welt, dieses Reich des Friedens können nur Menschen bringen, ihr selbst sollet ihn bringen, die ihr euch meine Kinder nennt, die ihr die Nachfolger sein wollt von dem, der gesprochen: meinen Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Ihr Christen sollt der Welt den Frieden bringen und euren Mitmenschen erscheinen als meine Boten und Engel, welche lösen allen Hader und um welche her es allen so wohl und heimelig, so still und friedsam um's Herz wird. Es ist ein schweres Werk, das ich hiemit euch auferlege, ihr seid Menschen, unterthan menschlicher Leidenschaft, in friedelosen Verhältnissen mitten drin, oft in so schwierigen, daß es euch dünken wird, da ist alles verloren, und nicht mehr zu helfen. Wenn nun eure Seele so muthlos ist oder verbittert, selber friedelos, dann fliehet zu mir: ich stille die Wogen eurer Leidenschaft, mache den Blick euch helle, ich festige euer Herz durch das Gefühl meiner Gnade, ich gebe euch den Glauben an einen nie ausbleibenden Segen eures Wirkens, und also ausgerüstet sende ich alle Morgen neu euch aus, dieser Welt den Frieden zu bringen, den Frieden, den ihr auch immer neu gewinnet in neuem Aufblick zu mir.

IV.

Meine Lieben! Also wir selbst sollen der Welt den Frieden bringen, und wo es noch nicht Frieden ist, Niemand anklagen, nicht Menschen und ihren ungleichen Charakter, nicht Verhältnisse, nicht Armuth, nicht Reichthum, nicht Krankheit, nicht Noth, niemand anklagen als uns selbst, weil wir den Frieden noch nicht gebracht haben. Wir können den Frieden bringen in zwiefacher Weise und beide Weisen liegen ausgedrückt in dem griechischen Wort, das Luther bloß mit dem engen Begriff friedfertig übersetzt. Ja allerdings das zunächst: wir sollen selbst jederzeit fertig und bereit sein, Friede zu machen,

wo wir in Streit verwickelt waren. Wir dürfen nie auf den Gegner warten, damit er zuerst komme und die Hand uns darstrecke, sondern sollen ihm zuvorkommen, entgegengehen, die Versöhnung erleichtern, nie fragen, hat er nicht angefangen, hat er nicht mehr gefehlt als ich? sondern daran denken, daß der Fehler immer auf beiden Seiten liegt und daß der liebe Frieden ein so köstliches Gut ist, daß um ihn wiederzugewinnen, wir einer persönlichen Demüthigung nicht achten sollen. Und wie wir eine uns dargestreckte Hand nie zurückstoßen dürfen, so sollen wir auch demjenigen, der heute noch die unsrige zurückweist, dennoch den Frieden im Herzen bewahren, auf daß wenn er morgen umkehrt und reuig ihn sucht, er ihn immer noch finde.

Aber gibt es nicht auch ein Friedemachen da, wo kein Frieden ist, auf Unkosten der Wahrheit und des Rechtes und heiliger persönlicher Ueberzeugungen? gibt es nicht Versöhnungen unter Rührung und Thränen, die morgen schon wieder in die Brüche gehen und noch bissigerem Hader Platz machen? Sollen wir denn auch zu solchem Frieden fertig und bereit sein? Meine Lieben! Unterscheiden wir: in der Sache sollen wir stets unserm Glauben treu bleiben und auch vom liebsten Wesen um den Preis einer Wiederversöhnung von unsern heiligen Ueberzeugungen uns nichts abmarkten lassen — wo das Gewissen geschädigt worden ist, wird nie ein dauerhafter Frieden auferbaut. Das ist nur ein falscher Weg, einen wahren Frieden gibt's gleichwohl auch hier, auch bei den verschiedensten Anschauungen und Ueberzeugungen, einen Frieden der Herzen, die über die tiefste Kluft hinweg sich finden und umfassen können. Das eigentliche Gift des Streites liegt nie in der Sache, immer in den Personen, ihrer Empfindlichkeit, Unduldsamkeit, ihrem Hohn und ihrer Härte; dieser persönliche Unrath muß weggethan werden, dann macht sich der wahre Frieden, der auferbaut ist auf der Achtung des Einen vor dem Andern, auch vor seinem andern Glauben und Wesen.

Doch ich sagte, das griechische Wort für friedfertig bedeute

noch mehr als bloß friedfertig, es heißt zugleich friedestiftend. Wenn wir einmal mit unsern Mitmenschen, mit jedem einzeln für uns Frieden haben, dann dürfen wir es auch nicht mehr leiden, daß sie untereinander sich den Krieg machen und das Leben verbittern. Wir sollen statt dieser Zwistigkeiten uns zu freuen, sie noch zu schüren und wohl gar daraus Vortheil zu ziehen, auch da immer zum Frieden rathen, zum Frieden helfen, mittlen, dem Einen stets die guten Seiten und Worte des Andern hervorheben, die beiden einander wieder lieb machen. Mehr aber als durch Worte und Thaten wirken wir hier durch unsre einfache Persönlichkeit. Ein friedliches, friedfertiges, friedliebendes Gemüth ist von selbst auch friedestiftend. Wo ein solches in einem Hause ist, da müssen die Andern, sie mögen wollen oder nicht, wenigstens in seiner Gegenwart ihre Zänkereien ruhen lassen, und am Ende erscheint ihnen durch jenes der Frieden so schön, wird ihnen so lieb, daß auch sie ihn suchen, ihn geben und nehmen und das ganze Haus zur Friedensstätte wird.

Meine lieben Zuhörer! Wie kommt es wohl, daß Christus der Sanftmuth und der Friedfertigkeit trotz ihres stillen unmerklichen Wesens so große Macht beimessen durfte, daß er die Sanftmüthigen Herrscher der Erde, die Friedfertigen Kinder Gottes nannte? Daher, daß die Sanftmuth eine Aeußerung des Geistes, die Friedfertigkeit eine Offenbarung des Göttlichen ist und aber der Geist immer Sieger bleibt über das Fleisch, das Göttliche über das Menschliche. Der Sanftmüthige zähmt zuerst sein eigen Fleisch und wird darum dann auch in seiner Fassung und Klarheit Meister über die blinde Wildheit des Andern. Der Streitsüchtige sucht nur sich selbst, der Friedfertige dagegen etwas, das über ihm ist, das Reich des Friedens, und darum vermag er zu geben, was dem Andern fehlt und wonach dieser sich doch im tiefsten Innern sehnt, den Frieden.

Der Werth der Persönlichkeit

1870

Matth. 5. 13—16. Ihr seid das Salz der Erde. Wenn aber das Salz seine Schärfe verliert, womit wird man es salzen? Es ist zu nichts mehr nütze, als daß es hinausgeworfen und von den Leuten zertreten werde. Ihr seid das Licht der Welt. Die Stadt, die auf einem Berge liegt, kann nicht verborgen sein. Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter, so leuchtet es allen denen, die im Hause sind. Also lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, auf daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.

Meine Lieben! Wollt ihr beurtheilen, ob wahrhaft christliche Gesinnung einen Menschen beseele, so habt ihr hiefür ein sicheres Kennzeichen, ihr braucht nur darauf zu achten, wie er die Menschen und die Dinge gegen einander werthet. Gilt ihm die Sichtbarkeit viel, des Menschen Kraft und Gesinnung wenig, ist er im Stand, für Besitz und Geld seiner Kinder Lebensglück zu opfern, behandelt er seine Mitmenschen ungleich, kriecht er vor dem schlechten, wenn er nur reich ist und mächtig ist, verachtet er den guten, weil er arm ist — dann zählt darauf, das ist ein schlechter Christ. Denn eine der größten Thaten Christi hat eben darin bestanden, daß er den Menschen hoch über jedes dingliche Gut emporhob, daß er einer einzelnen Menschenseele einen größern Werth zuschrieb als der ganzen sichtbaren Welt, indem er behauptete, die ganze Welt könne einen Schaden an der Menschenseele nicht wieder gut machen. Ja jede Menschenseele habe unendlichen Werth, sagte er seinen vornehmen Gegnern in's Gesicht, ein verachtetes Kind sei ganz besonders geschickt zum Reiche Gottes, von jeder Uebelthat,

verübt an dem geringsten Menschen, von jedem Aergerniß, einem solchen gegeben, fordere Gott Rechenschaft, der ausgestoßene Sünder sei noch nicht verloren, die Letzten würden die Ersten sein. Jesus erwartete alles Heil nicht von einer Revolution, nicht von einer Vermehrung oder andern Vertheilung der Glücksgüter, sondern ganz allein von einer Umwandlung und neuen Kraft in den Menschenseelen. Wie Christus muß daher auch jeder Christ die persönlichen Güter höher halten als die dinglichen, darf das Glück nie von außen her erwarten, sondern soll wissen, daß er bei sich selbst anzufangen und hier den Quell des Heils aufzuthun hat. Und deshalb zeigen wir heute,

was auch der gewöhnlichste Mensch Großes und Gutes zu leisten vermag.

I.

Ihr seid das Salz der Erde, das will sagen: ob diese Erdenwelt etwas tauge, es darin gut oder schlecht gehe, ob Heil von oben oder Verderben von unten her da sein Wesen habe, das hängt völlig ab von den Menschen, welche diese Erdenwelt beleben, sie geben gleichsam der Welt ihren Geschmack, einen angenehmen oder unangenehmen, je nachdem. Oder mit andern Worten: die Dinge außer uns sind weder gut noch böse, gut und böse fängt erst mit den Menschen an, alles Heil und alles Verderben muß durch irgend einen Menschen hindurch, um in diese Welt zu gelangen; von dem was die Menschen aus den Dingen machen, hängt es ab, ob diese Dinge uns gut oder schlimm erscheinen. Nehmen wir Beispiele:

Es sind noch keine zweimal vierundzwanzig Stunden, so ist über uns und noch mehr über unsere lieben Nachbarn weiter oben am See mit furchtbarer Gewalt ein Naturereigniß hereingebrochen. Das ist ein großes Unglück — sagt ihr wie aus einem Mund. Ich antworte: allerdings liegt da ein dinglicher Schaden vor, den manche in vielen Jahren nicht

werden zu ersetzen vermögen. Mehr noch: allerdings ist es ein großes Unglück sogar, falls nun die Betroffenen fortan die Hände in den Schoß legen, den Muth verlieren und durch mangelnde Hülfe von außen her das Gemüth sich verbittern lassen sollten. Aber als ich gestern die Stätten ärgster Verwüstung durchwandelte, habe ich von Muthlosigkeit und Verbitterung nichts bemerkt, nicht einmal viel klagen gehört. Ich fand die Leute in emsiger Arbeit, um das Nöthigste wieder in Stand zu stellen, sie halfen einander, auch ihr seiet ihnen beigestanden und werdet es noch ferner thun, berichtete man mir; ich sah auch, wie sie auf Mittel sannen, um die verderbliche Gewalt der Naturkraft künftig, wenn auch nicht ganz zu bändigen, doch noch besser einzudämmen, und ich habe die feste Ueberzeugung, dieselben Leute, welche dem ersten Anprall und Sturm mit dieser Gelassenheit Stand hielten, werden durch zähen Fleiß das Verlorne neu dem Schicksal und der Natur abgewinnen. Ja, da haben wir allerdings einen äußern Schaden, ob aber auch ein Unglück, ein Unglück für diese Leute? Nein, sie tragen in das Unglück das Salz des Glückes hinein, für sie wird es zu einer mit Ehren bestandenen Prüfung, zu einer neuen Erfahrung von menschlichem Wohlmeinen und göttlicher Durchhülfe, ein Mittel zu innerer Festigung, größerer Weisheit, noch stärkerer Geduld.

Ein anderes Beispiel aus der Geschichte: nehmt das sinkende Römerreich und die Schweiz bei Sempach oder St. Jakob. Das Römerreich besaß das Glück der Waffen und des Reichthums, gute Einrichtungen und herrliche Gesetze und ging dennoch zu Grund. Jene Schweizer waren ohne große Hülfsmittel, standen der Uebermacht entgegen, verloren bei Sempach ihren Besten, bei St. Jakob die Blüthe ihres Heeres und kamen dennoch auf und immer weiter empor. Woher das? Einfach daher, daß zu Rom das Salz seine Räße verloren hatte, d. h. daß es keine Menschen gab, welche dem alternden Staat neuen Halt und neues Leben hätten einzuhauchen vermögen, daß da-

gegen in unserm Vaterland die Menschen das Beste und bereit waren, für ihre gute Sache alles, auch das Leben aufzuopfern.

Ein drittes Beispiel: man klagt so oft über den Verfall der Kirche, des Glaubens, der Sittlichkeit; man behauptet zugleich, wenn die Menschen noch immer unter so strenger kirchlicher Zucht stünden wie früher oder von eben so scharfen Gesetzen eingethan wären, so stünde alles besser. Trostloser Irrthum! so lange es eine christliche Kirche gibt, hat sie nie durch fromme Einrichtungen und strenge Zucht Segen verbreitet, das ist bloßer Schein, sondern immer nur durch einzelne vom Geiste Christi erfüllte Menschen; wo diese fehlten, half alles andere nichts.

Noch ein letztes Beispiel: ihr tretet in ein Haus, ihr kennt ganz genau die äußern Verhältnisse der Familie, die in diesem Hause wohnt, aber den Geist dieses Hauses, gleichsam sein Salz, lernet ihr dann erst kennen, wenn ihr mit den Menschen drin vertraut geworden seid und sie öfter bei einander gesehen habt; und unter diesen Menschen selbst wieder sind nicht alle gleich, haben nicht gleich viel Salz; der eine lebt sozusagen umsonst für's Allgemeine, ob er da sei oder nicht, lebe oder sterbe, es gibt fast gar keine Lücke, der andere dagegen, ein ernster Vater, eine freundliche Mutter, ein liebliches Kind, ein treuer Knecht drückt dem ganzen Hausstand das Gepräge seines eigenen Wesens auf, und wenn du, mein Zuhörer, dich auf Menschen verstehst, kannst du von Leuten, die dir persönlich nicht genauer bekannt sind, sagen: o die erkenne ich wohl an diesem oder jenem Wort, die müssen aus selbem Hause her sein.

Ihr seid das Salz der Erde! wer ihr auch seiet, von euch hängt das Schicksal ab, von euch der Glauben, das Vaterland und eures Hauses eigenthümliches Wesen.

II.

Weiter vergleicht euch Christus aber auch mit einer Stadt, die auf dem Berge liegt und nicht verborgen bleiben kann,

und mit einem Licht, das allen leuchtet, die im Hause sind. Es sollen diese Bilder euch bedeuten, daß ihr mit Dingen, auf die ihr kaum achtet, schon viel leisten könnet, viel leisten, auch ohne daß ihr etwas äußerlich sehr Bedeutsames und Rühmenswerthes zu Stande bringt. Die Stadt liegt oben auf dem Berge still für sich, aber wer da vorbeigeht, muß doch zu ihr emporschauen, ihr zustreben oder doch nach ihr über den eignen zu nehmenden Weg sich aufklären. Das Licht ist ein ganz kleines Flämmchen, aber es trägt in sich eine große Kraft, so daß es im weiten Umkreis alle Dunkelheit verscheuchen kann. Oder ohne Bild: du meinst, wenn du etwas leisten wollest, müsse das durch Worte oder durch Thaten geschehen. Aber viel mächtiger als alle deine Worte ist dein Beispiel. Prahle lange, was du für einer seiest, befiehl so viel du willst, schimpfe und klage, mit dem zwingst du es vielleicht einmal, zweimal und dann nicht mehr; gehe dagegen ganz ruhig deinen Weg, scheine nicht bloß, sondern sei wirklich etwas Rechtes, gib ohne Worte selbst ein gutes Beispiel, fahre damit fort, auch wo zuerst gar niemand darauf achten will, laß dich ja nicht irre machen, und bald merkst du, wie Anderer Blicke auf dich sich richten. Vielleicht bist du deiner Umgebung zuerst unbequem, sie hat zu spotten und zu tadeln, achte darauf, du kannst auch daraus für dich etwas Gutes entnehmen, aber von deinem Weg laß dich nicht abbringen, und bald bekommen die Andern Achtung vor dir und nehmen in deiner Gegenwart sich zusammen, noch eine Weile und sie schauen zu dir empor, dieser oder jener stützt sich auf dich und ahmt dir nach. Allmälig wird dein stetes gutes Beispiel auch im weitern Kreise ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, und wenn du einmal nicht mehr bist, hast du doch ein ausgeprägtes Bild, eine tiefere Spur von dir zurückgelassen, man erinnert an dich, du bist ein Wegweiser geblieben.

Doch ich gehe nicht einmal so weit. Es gibt so manchen, der ist nun einmal darauf angewiesen, fast gänzlich unbekannt und verborgen durch's Leben zu gehen, nur das Allergewöhn-

lichste zu verrichten und nie weiter hin zu wirken. Doch er mag sich trösten: Niemand wird von Gott gemessen nach dem was er leistet und Großes vollbringt, sondern Jeder nach dem was er ist, und etwas Rechtes kannst du immer werden, ein Licht, das da leuchtet allen die im Hause sind; du kannst deinen Leuten viel sein, eine Quelle von Liebe, Geduld und Erfahrung, durch das, was du bist, kannst du den Deinen eine traute Heimat um dich her bereiten. Auch werden sie einst wenig fragen nach deinen Thaten, Thaten vergilben, Thaten werden vergessen, was heute etwas Großes scheint, enthüllt sich morgen als umsonst gethan, vielleicht sogar als eine Quelle von unvorhergesehenem Unheil; wenn sie aber aus deinem Haus ein Herz mit hinwegnehmen, das du ihnen warm und stark gemacht hast, wenn du sie ausgestattet mit häuslichem und heimatlichem Sinne, dann hast du das Größte vollbracht, nicht durch Thaten, sondern durch das, was du bist, durch deine Persönlichkeit.

Und je älter du wirst, je weniger du arbeiten kannst, desto mehr fühlst du dich auf diese Art von Wirksamkeit durch das, was du in langem, schwerem Leben innerlich geworden bist, angewiesen. Sei getrost, nie hast du Größeres gewirkt, denn Gutes wirkst du überhaupt nicht mehr, als du selber gut bist, und jetzt sollst du, ein Christ, ja besser sein als zuvor.

III.

Doch noch ein letzter Gedanken liegt in unserm Text. Derselbe lautet zum Schlusse noch: lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, auf daß sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen. Dies erinnert uns an eine Wahrnehmung, die ihr gewiß schon ebenfalls gemacht habt, nämlich daran, daß sehr ehrbare und rechte Leute, unbescholten und brav, oft geradezu unausstehlich sind und zwar durch ihre Selbstgerechtigkeit, durch ihr ewiges Rühmen ihrer selbst, ihrer Kinder und alles dessen, was auch nur von ferne mit ihnen zusammenhängt. Und denselben Hochmuth pflanzen sie auch

ihren Kindern ein, doch mit dem Unterschied, daß sie hochmüthig wurden, nachdem sie wirklich etwas geleistet haben und geworden sind, ihre Kinder dagegen bereits hochmüthig sind, ehe sonst mit ihnen etwas ist. Darum laß es dir gesagt sein, mein Zuhörer, die letzte Stufe deiner Vollendung liegt stets in der Demuth, darin, daß du nicht auf dich die Blicke lenken möchtest, sondern über dich empor, zum Vater im Himmel. In all deinem Thun und Sein sollst du immer mehr ein zum Himmel, zu Gott emporzeigender Finger werden, ein ächter Prediger Gottes nicht durch Worte und Thaten bloß, sondern mehr noch durch dein ganzes Wesen. Du sollst es die Deinen fühlen lassen, daß du dich von Gott gesandt und gehalten weißt, daß du deine Kraft nur aus ihm nimmst und daß du Gott, nicht dir selber dienen willst.

Mein Zuhörer! Sei das Salz der Erde! Eigne ein eigenthümliches Wesen dir an, greife frisch und tüchtig in das Leben ein, zwinge das Schicksal, haue durch, sei ein ganzer Mensch. Gleiche aber auch der Stadt auf dem Berge: gehe in deiner äußern Thätigkeit nicht auf, sondern sei selbst etwas, etwas Stetiges, Sicheres, Ruhiges, gib ein gutes Beispiel, auf daß man zu dir aufschaue und auf dich sich stütze. Und endlich sei ein Licht, ein scheinendes und wärmendes Licht, daß von dir eine wohlthätige Kraft auf deine Umgebung ausgehe, daß du ihnen seiest wie ein heller Stern am Himmel, auf daß, wenn du stirbst, es den Deinen ist, als sei ein Stern ihnen untergegangen.

O wohl dem, welcher aufschauen kann zu solchen Sternen! Zwar gehen sie alle nieder, einer nach dem andern und das Herz zuckt vor Schmerz, aber sie machen nur dem Morgen Platz, der großen Sonne, dem ewigen Gott.

Der Kriegsausbruch

1870

2. Kön. 19, 32—34. Darum spricht der Herr von dem König in Assyrien also: Er soll nicht in diese Stadt kommen und keinen Pfeil darein schießen, und mit keinem Schild vor dieselbe kommen und keinen Wall dagegen aufwerfen; er soll wieder den Weg ziehen, den er gekommen ist, und er soll in diese Stadt nicht kommen; der Herr sagt es! Und ich will diese Stadt beschirmen, daß ich ihr helfe um meinetwillen und um Davids meines Knechtes willen.

Meine Lieben! Ich sehe mich genöthigt, heute meine Betrachtungen über die Bergpredigt zu unterbrechen, und Gott weiß, ob ich sie nächsten Sonntag, überhaupt diesen Sommer, wieder aufnehmen kann. Ihr kennt alle die Nachricht, welche vorgestern unsern Erdtheil durchzuckte und manches Antlitz bleich vor Schrecken werden ließ: die zwei gewaltigsten Militärmächte der Neuzeit, längst schon von Eisen starrend, schlachtgerüstet, haben sich den Krieg erklärt und sind zu dieser Stunde bereits im Vormarsch gegen einander begriffen, und an beide kriegführende Mächte, an Frankreich wie an Deutschland, grenzt unser Vaterland, die Schweiz, und daher werden die großartigsten Vorbereitungen getroffen, um unsere lange Grenze von Genf bis Konstanz vor Verletzung durch feindlichen Einfall zu schützen und unseres Landes parteilose Selbständigkeit aufrecht zu halten. Die Blüthe unserer Jugend wird von der Arbeit weg unter die Waffen gerufen, auf Wochen gewiß und vielleicht auf Monate.

Das Gefühl, das in solchem Augenblick die Seele jeden Menschenfreunds und Christs ganz und gar erfüllen muß, ist tiefe Trauer. Er sagt sich: also war es nicht genug, daß uns

dieser Sommer voll ausdörrender Hitze und unheilvoller Gewitterschläge einen schwierigen Winter bereitet; schon wollten wir darüber klagen, da tritt nun zu der Natur noch der Mensch hinzu, in der Hand das Schwert, den Feuerbrand des Krieges, und macht das Schicksal, das unserer wartet, noch tausendfach schwerer, entsetzlicher. Noch vor dem Herbst werden Millionen mühsam gesammelter Güter theils aufgezehrt, theils vernichtet, Millionen von Ersparnissen verbraucht sein. Und wenn es nur dieses wäre! Güter lassen sich verschmerzen, lassen sich ersetzen, aber die Menschenkraft, die da unwiederbringlich verloren geht, die unzähligen Menschenaugen, jetzt noch so fröhlich, so muthig und siegesgewiß hinausblickend in die Welt, die bald auf immer sich schließen werden, die Tausende von Krüppeln, verdammt fortan zu einem Leben, das kein Leben ist, die alten Eltern, die armen Wittwen und Waisen, ihrer Stützen beraubt, und all die Thränen, all die Flüche zum Himmel aufsteigend von einer Erde, welche bloß die Schweißtropfen des fleißigen Arbeiters bethauen sollten und die nun getränkt ist von Menschenblut!

Da liegt es denn uns Republikanern nahe, die Schuld an dieser grauenvollen Verwüstung auf die gekrönten Häupter zu werfen, auf die Könige und Kaiser und ihren Ehrgeiz. Doch mit Unrecht. Wahrhaftig diese vermöchten nichts, gar nichts, wenn die Völker nicht selbst den Krieg wollten, den Krieg suchten. In diesem Augenblick lechzt ganz Frankreich, lechzt vor allem die ganze französische Armee nach dem Blut von Menschen, die ihnen nie was zu Leide gethan, und nur wenige vereinzelte Stimmen wagen es, dem wüthend gewordenen Volke Vernunft zu predigen. Das ist das Unglück, daß ganze Völker wie einzelne Menschen um sich schlagen, nur um nicht in sich schlagen zu müssen, daß, weil sie bei sich selbst nicht fertig werden, sie das Unheil nach außen tragen. Das ist das Unglück, daß ganze Völker von Zeit zu Zeit die rohe Gewalt, die Raubgier, den eiteln Ruhm zu ihrem Gotte

machen und diesem Moloch ihre Feinde und ihre eigenen Kinder opfern. Das ist das Unglück, daß für den Verkehr der Völker unter einander noch immer nicht dieselben Gesetze gelten wie für den Verkehr zwischen Mensch und Mensch, daß dort die rücksichtsloseste Selbstsucht für Tugend, die Friedfertigkeit für Feigheit gilt. Das ist das Unglück, daß selbst Republikaner meinen, Krieg müsse nun einmal sein, sei immer gewesen und werde nie aufhören.

Meine Zuhörer! So lange wir selber den Krieg zwar als ein Uebel betrachten, aber als ein nothwendiges Uebel, so lange wir noch andere Kriege als die zur Vertheidigung des Vaterlandes geführten billigen, so lange wir den großen Menschenschlächtern zujauchzen und Ehrenkronen winden, so lange wir für all die gräßlichen Dinge schöne Namen brauchen, so lange sind wir am Krieg, an all seinen Gräueln und Verwüstungen mitschuldig. Besser wird es erst dann, wenn sich über unsre ganze Erde eine so starke öffentliche Meinung gegen den Krieg gebildet hat, daß jedes Volk, das losschlagen will, alle andern gegen sich hat und festgehalten wird wie ein Tobsüchtiger.

So viel vom Krieg im allgemeinen, nun aber als unsern besondern Gegenstand für heute die Frage:

Was hat unser Vaterland in diesem Völkersturm zu thun und wie sich zu verhalten?

I.

Meine Lieben! Die Lage, in welcher sich heute unser Vaterland befindet, ist durchaus nicht neu. Wenn ich die Schrift aufschlage, so finde ich ihr treues Abbild zu Zeiten des Königs Hiskia und des Propheten Jesaia wieder. Hier wie dort ein kleines aus verschiedenen Stämmen zusammengesetztes Volk, hier wie dort das kleine Ländchen zwischen Großmächte eingekeilt — was für uns Frankreich und Deutschland sind, waren für Israel Assyrien und Egypten; hier wie

dort die Großmächte in wildem Krieg mit einander, wie in in der Schweiz zu Frankreich, so in Israel zu Assyrien größere Zuneigung. Da geschah es denn gewiß auch in Israel, daß die Bürger sich zusammensetzten und darüber verhandelten, falls Israel aufhören sollte einen Staat zu bilden, ob es dann besser sei zu Frankreich oder zu Deutschland, heißt das zu Assyrien oder zu Egypten zu kommen. Weiter oben im Volk, unter den Häuptlingen und Mächtigen wollte man zwar Israel schützen und erhalten, allein man fragte sich, ob es nicht klug sei, während des Krieges zwischen Assyrien und Egypten aus der neutralen Stellung herauszutreten und mit der einen oder andern Macht sich zu verbünden, damit man dann unter ihren Fittigen sich bergen könne. Die schwerste Last der Verantwortung lag aber auf König Hiskia. Da als der Assyrerkönig Sanherib auf seinem Weg gegen Egypten auch Jerusalem bedrohte, erbebte er und war drauf und dran, mit Land und Volk dem Assyrer sich in die Arme zu werfen.

In diesen entscheidungsvollen Tagen gab es zu Jerusalem nur einen Mann, der um den rechten Weg für Land und Volk nicht bloß wußte, sondern auch den Muth hatte, ihn zu verkünden und bis hinaus zu gehn. Dieser eine Mann war der Prophet Jesaia, der durch den Adel seiner Gesinnung sich zum Freunde und Rathgeber des Königs erhoben hatte. Als nun auch Hiskia zu wanken begann, da legte er noch rechtzeitig sein Haupt an des Jesaia Felsenbrust und vernahm das Wort: zage nicht, bleibe fest, vertraue auf Gott, und der Assyrer wird dir nichts anzuhaben vermögen. Diese Weissagung war so thöricht, klang so gänzlich unwahrscheinlich, daß gewiß die klugen Leute rings umher höhnisch oder verächtlich lächelnd die Achseln zuckten und riefen: ein Schwärmer, versteht nichts von menschlichen Dingen, wie wollte Gott uns jetzt helfen, gehe er mit seinem Gottvertrauen, das ist ein dummes Geschwätz, gut für Weiber und Kinder! Doch Einer glaubte Jesaia, und das war glücklicherweise grad der

König Hiskia. Und sein Glaube ward nicht zu Schanden. Eine furchtbare Seuche überfiel das Heer der Assyrer und ohnmächtig zog Sanherib von Jerusalem weg seinem baldigen Tod entgegen. Wieder einmal war offenbar geworden, daß Gott den, der ihm vertraut, nicht zu Schanden werden läßt, wieder hatte sich unwiderleglich gezeigt, daß der grade Weg der beste und daß das Halten am Recht und der Glauben die klügste Politik.

II.

Meine Zuhörer! Ziehen wir daraus unsere Schlüsse. Es ist der oberste Grundsatz unserer schweizerischen Politik, von dem wir noch nie ohne den größten Schaden für uns selbst abgegangen sind, daß wir in die großen Kämpfe, welche die Mächte um uns her mit einander führen, uns nicht hineinmischen, sondern uns, nicht theilnahmlos, wohl aber parteilos oder mit dem fremden Wort neutral bei Seite halten. Wir üben uns zwar in den Waffen, bilden eine Armee, doch ausgesprochenermaßen nur dazu, um im Stande zu sein, jede andere Macht von den Grenzen unseres Vaterlandes abzuhalten. Ob diesem Grundsatz werden wir vielfach verhöhnt und der Feigheit beschuldigt, nämlich von denen, die möchten, daß wir ihnen die Kastanien aus dem Feuer holten. Ist aber unsere Politik wirklich bloße Feigheit? Im Gegentheil, wenn in irgend etwas, so sind wir hier allen Völkern voraus und thun bereits, was sie einst in bessern Zeiten ebenfalls thun werden. Und mehr noch, es liegt in dieser Haltung das Bewußtsein, daß unser Land, ganz so wie einst Israel, eine besondere Aufgabe von Gott empfangen hat, die Aufgabe, nicht durch äußere Macht zu glänzen, sondern durch das, was es innerlich ist, sich die allgemeine Achtung zu erwerben durch seine Zufriedenheit, seine Einigkeit, seine Arbeitsamkeit in allen Werken und Künsten des Friedens, durch seine Geistesfreiheit und sein unermüdliches Streben nach Fortschritt auf allen Gebieten, durch einfache republikanische Sitte, durch einen

frommen und demüthigen Sinn. Damit leisten wir des Guten und Bleibenden mehr als durch alle sogenannten Heldenthaten.

Nun aber, meine Lieben, geschieht es nicht selten, daß grad in so gefahrvollen Augenblicken, wie der gegenwärtige einer ist, so vielen Schweizern die Zuversicht abhanden kommt, daß die opferfreudige Bewahrung unserer Selbständigkeit gegen Alle und Jeden der uns von Gott angewiesene Weg und daß er zu einem guten Ausgang führen werde. Zu unserm Schrecken nehmen wir dann wahr, daß das vaterländische Gefühl unser Volk noch nicht so gründlich durchdrungen hat, wie wir uns einbilden; alle die schönen und stolzen Redensarten von Freiheit und Vaterland werden dann auf einmal so fadenscheinig, und wir erblicken ganze Schichten und Kreise unseres Volkes, die alles nur nach ihrem augenblicklichen, materiellen Vortheil abwägen und eine opferlose Fremdherrschaft einer Opfer über Opfer fordernden Selbständigkeit vorziehen würden. Und zu dieser irdischen Gesinnung der Einen tritt die vermeintliche Klugheit Anderer hinzu. Da heißt es, unmöglich sei's, in Kriegszeiten alle Glieder unseres Bundes zu schützen, man müsse fahren lassen, was sich von Schweizergebiet zu weit in Feindesland hinaus erstrecke, in feste Stellungen sich zurückziehn und halten, was man zu halten vermöge. Auch die Sehnsucht nach fremden Bündnissen wird laut ganz wie zu des Jesaia Zeiten, man hinge sich so gerne an einen Mächtigen dieser Erde.

In diesen Zeitläuften ist es denn die heilige Pflicht aller Derer, denen die Bibel die Quelle ihrer besten Erkenntniß und ihres kühnsten Glaubens ist, den Prophetenmantel um sich zu schlagen und den verderblichen Strömungen im Volk sich mit ganzer Kraft entgegenzustemmen. Da gilt es, durch das Beispiel eigenen opferfreudigen Muthes auch die andern mitzureißen, das Volk über sich selbst und seine irdischen Bedenken emporzuheben und ihm das Bewußtsein einzuflößen, daß beim Kampf für's Vaterland nicht bloß um Hab und

Gut gestritten wird, sondern vor allem um geistige Güter, um Freiheit und Selbständigkeit, um den guten Namen des gegenwärtigen, das unverkümmerte Gedeihen des zukünftigen Geschlechts. Und weiter haben wir eben jetzt das stolze Wort: „Einer für Alle, Alle für Einen" zur Wahrheit zu machen, bedenkend, daß wenn ein einziger Bundesbruder ohne Bundeshülfe bleibt, das Vertrauen auf Bundesschutz in allen Bundesbrüdern zu wanken beginnt, so daß es dann ein Leichtes sein wird, wie einst bei Israel, ein Glied um das andere vom Leibe unseres Vaterlandes abzureißen. Und endlich sollen wir festhalten daran, daß so lange wir bloß unsere Grenzen schützen, das volle, klare und ewige Recht auf unserer Seite ist, sobald wir dagegen unser Schicksal verbinden mit dem von einer der kriegführenden Mächte, wir unser Recht selber brechen und unwiederbringlich verlieren. Und spotten sie über unsere Politik als über eine thörichte, menschliche Verhältnisse nicht berücksichtigende, unmögliche, so weisen wir zum Himmel auf und sagen: dafür heißt ein Anderer sie gut, der da droben hält unsere Fahne, ihm vertrauen wir. So lange der zu uns hält und wir zu ihm, wird kein Sturm uns entwurzeln, wird jede Noth uns neuen Segen bringen.

Noch ein letztes Wort an die Zurückbleibenden. Ich glaube nicht, daß eure zu den Fahnen eilende Jugend, daß die Wacht am Rhein den schwersten Posten inne hat, nein, den schwersten Posten habt ihr mit eurer Sorge um die Fernen, mit eurer verdoppelten Arbeit, mit eurer Angst und eurer Liebe. Soll nun denen draußen an den Grenzen das Herz stark, getrost und gut bleiben, so müssen sie glauben können, daß auch ihr daheim auf eurem Posten steht, ihr Frauen und ältern Männer, daß ihr sie ersetzt, einander aushelft, in Liebe und mit Vertrauen ihrer gedenkt und für sie betet. Drum rufe ich euch allen zu: an eure Posten, marsch! und morgen steht ein ganzes Volk in Waffen, in Waffen für das Vaterland.

Feldpredigt I

1870

Psalm 60, 14. Mit Gott wollen wir Thaten thun.

Kameraden, Freunde! Heute sind es acht Tage, daß ein lauter Ruf in unser Volk hinausklang, ein Schmerzensschrei, ein Hülferuf. Unser Vaterland, die theure Mutter, rief ihre Söhne, rief sie herbei zu ihrem Schutz. Und ihr kamet alle, alle von den Bergen herab, aus den tiefen Thälern hervor, die weite Ebene entlang. Ihr habt euch losgerissen von den lieben Eurigen, viele mit dem klaren Bewußtsein, daß sie ohne eure Hülfe und Beistand Noth und Schaden leiden werden, ihr sorgt um sie, ihr bangt für sie, doch das Vaterland rief — die Waffe zur Hand und fort dem Rufe nach. Denn tief in jedes Schweizers Brust lebt die Liebe zum Vaterland, und wenn auch manche unter dem Druck des Alltagslebens nur selten Zeit finden, sein zu gedenken, wenn andere über ihrem Haus, über ihrer Gemeinde, über ihrem Kanton es manchmal fast vergessen wollen, in solchen Zeiten der Noth da spüren wir auf einmal wieder, wie lieb es uns ist, das ganze weite Vaterland, unsere Schweiz. Da steht ein einfacher Mann, man hat sich sein nicht viel geachtet und gethan, als ginge es auch ohne ihn. Aber der Mann ist Soldat und erhält sein Aufgebot. Da freut er sich und denkt: so bin ich doch auch etwas und zu etwas gut, die Leute gehen gleichgültig an mir vorbei, frägt keiner nach meiner Lust und meinem Schmerz, aber das Vaterland, die theure Mutter, die kennt mich wohl und weiß, daß auch ich ein treues Herz im Busen trage, sie ruft

mich heran, stellt mich auf einen Posten, auf dem ich meinen Dienst thun kann so gut, wie nur einer.

Ja wir lieben unser Vaterland. Es hat es aber auch um uns verdient. Heute bekennen wir: so weit wir uns auch zurückbesinnen, Vaterland, hast du uns nie Leides, nur Gutes gethan. Du verlangst auch heute nichts Unbilliges von uns, du opferst uns nicht dem Ehrgeiz, der Herrschsucht, du willst nur, daß wir dich schützen, damit wir noch ferner als einfache, gute Schweizer zusammenbleiben können. Darum als du im Bild der Fahne vor uns hintratest, da haben wir dir freudig die Hände entgegengestreckt und gerufen: ja dir wollen wir dienen treu bis in den Tod, das schwören wir, das schwören wir. So wahr uns Gott helfe! Und wie wir dieses letzte Wort aussprachen, da hoben sich unsere Blicke noch höher empor, von der Fahne aufwärts zum wolkenlosen Himmel, und daran dachten wir, daß über unserm Vaterland noch ein höheres Wesen walte allmächtig und allgütig, schützend und segnend. Und ihm, dem alten, treuen Gott, der durch alles Toben der Menschen, alles Schlachtgewühl hindurch seine stille Straße zieht, dem Menschen nichts anhaben können, dem alles dienen muß, es mag wollen oder nicht, ihm, der milde die Wunden wieder heilt, die menschliche Thorheit geschlagen hat, diesem alten, treuen Gott befahlen wir unser Vaterland, in seine Hände legten wir zutrauensvoll unser eigen Schicksal und das unserer Lieben daheim.

Soldaten! Das liegt nun hinter uns, der Abschied von der Heimat, der Fahneneid. Der größte und schwerste Theil unserer Aufgabe steht uns erst noch bevor. Mit Gott wollen wir Thaten thun. Darum rufe ich euch zu: seid dienstwillige Soldaten, seid brave Kameraden, seid rechte Menschen.

Seid dienstwillige Soldaten. Ihr Offiziere vergesset nie, daß Befehlen gar nichts anderes ist als Gehorchen und daß ihr nur dann etwas ausrichtet, wenn eure Soldaten euch ansehen, daß ihr selbst gehorcht, willig und gern, oft mit innerer

Selbstüberwindung, daß ihr selbst euch beugt vor euren Obern, vor dem Befehl, vor dem Gesetz. Nur durch euer eignes gutes Beispiel könnt ihr's zwingen. Darin geht voran. Soldaten, thut euren Dienst nicht bloß mit den Armen und Beinen, sondern auch mit den Augen, nicht erst auf Befehl, sondern so, daß ihr selbst seht und denkt, was jetzt zu thun wäre, rasch es angreift, still es abthut. Ich habe dieser Tage schon bemerkt, daß ihr vielen guten Willen mitgebracht habt, dabei aber wenig Anstelligkeit und geistige Regsamkeit. Nun aber ist es zur Vollbringung der großen und mannigfaltigen Arbeit, die nur so ein Bataillon jeden Tag zu leisten hat, unbedingt nothwendig, daß nicht einzelnen Wenigen die Sorge um alles aufgebürdet wird, sondern daß Alle die Augen offen halten und Jeder an seinem Theil ungeheißen mit angreift.

Seid gute Kameraden. Jede Truppe soll, je länger sie mit einander unter Waffen steht, zu einer großen Familie zusammenwachsen und sollen darin Alle einander lieb bekommen und einander aushelfen. Ihr sollt, jeder dem andern, seine Last tragen helfen, sie wird dann um so viel leichter. Mehr noch: schwinden soll auch jede Eifersucht von einer Truppe gegen die andere, sich auflösen in edlen Wettstreit. Seht, ihr steht hier zwei Bataillone, das eine dahinten aus den Bergen her, das andere weit unten von der Aare Strand herauf. Ist der Krieg auch ein Unglück, so bringt er doch dieses Glück mit sich, daß die Söhne unseres Vaterlandes unter einander gewürfelt werden und da Leute sich kennen lernen, die sich sonst gar nie angetroffen hätten im Leben. Je weiter wir aber auseinander wohnen, desto mehr Vorurtheile haben wir gegen einander — jetzt aber, wenn ihr einander in's Auge blickt und die Hand euch drückt, fühlt ihr es wohl, auch das sind biedere Leute, sind brave Schweizerbrüder.

Und noch ein letztes Wort: seid gute Menschen. Nie sei eure Uniform euch ein Erlaubnißschein zu etwas Unerlaubtem und Unrechtem. Macht, daß wo ihr auch in's Quartier kommt,

sie bald inne werden, das ist nicht ein ungeberdiger Soldat, sondern ein guter Sohn seiner alten Eltern, seiner Frau ein treuer Ehemann, ein Vater lieber Kinder. Bedenkt, die Ehre eurer engern Heimat ruht jetzt in euren Händen. Wo ihr auch hingekommen seid, werden sie noch lange von euch erzählen. Drum trachtet, daß das Aargauer Bataillon und das Emmenthaler Bataillon einen guten Namen hinterlassen überall, macht eurer Heimat keine Schande. Denkt oft und viel an die lieben Eurigen, die um euch sorgen, die für euch beten. Dann werdet ihr vor sie treten dürfen ohne Erröthen und sagen: auch draußen blieb ich treu meiner Fahne, treu meinem Gewissen, treu meinem Gott.

Und mit dir, du unser Gott, wollen wir diese Thaten thun. Du weißt, Vater, tief in unser aller Seelen lebt das Gefühl, daß wir unsere Pflicht als Bürger und Soldaten nicht erfüllen können ohne dich. Wir sagen es nicht in Worten, wir meiden nicht immer den falschen Schein, aber deine Streiter möchten wir sein, von dir auf unsere Posten gestellt, von dir geschützt, von dir zum Sieg geführt. Sei du unser Feldherr. Amen!

Feldpredigt II

1870

Luc. 23, 47. Da aber der Hauptmann Jesus sterben sah, pries er Gott und sprach: fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch gewesen.

Mein Kamerad! Christ und Soldat — wie reimt sich das, geht das zusammen? Du bist ein Jünger dessen, der Frieden auf Erden brachte, und doch hältst du in deiner Hand die tödtliche Waffe; du bist Familienglied, Familienvater sogar, und doch bist du ferne von den Deinen und hilfst ihnen nicht arbeiten; du möchtest ein guter Mensch sein und bleiben und doch treibst du in mannigfachen Versuchungen dich herum. Darauf antwortest du mir, mein Kamerad: o doch, ich kann Soldat sein und dennoch ein Christ bleiben, denn meine Waffe ergriff ich nur zum Schutze des Vaterlandes, auch in der Ferne helfe ich den Meinen, Leib und Leben setze ich dran, damit Freiheit, Selbständigkeit, Heimat und Lebensglück ihnen erhalten bleiben, und die mannigfachen Versuchungen überwinde ich, gerade in ihnen bewähre ich meine Christentreue. Kamerad, du hast Recht, ja du kannst Soldat sein und dennoch ein Christ bleiben. Ich sage dir aber noch mehr: du bist erst dann ein guter Soldat, wenn du zugleich Christ, d. h. ein rechter und frommer Mensch bist.

Du bist ein Christ und damit zugleich ein Geistesmensch. Die rohe Kraft, die blinde Wildheit gilt dir nicht mehr als das Höchste, sondern du weißt, daß diese rohe Kraft, damit sie nicht vergeudet werde oder gar Böses schaffe, geleitet und auf ein gutes Ziel hin gerichtet werden muß, und das ist nur

möglich durch den Geist und das eigene Nachdenken, durch die Einsicht und das Verständniß, den richtigen Blick und das kalte Blut. Und eben das, daß du Geist hast und deinen Geist auch brauchst, macht dich auch zum guten Soldaten. Ja allerdings, früher gab man im Militär nicht viel auf den Geist; der einzelne Soldat war eine bloße Nummer, ein Wesen, das man unter Fluchen eindrillte und abrichtete und nur durch Furcht vor Strafe im Zaume hielt. Die gegenwärtige Truppenführung hat jedoch diesen Fehler eingesehen und verbessert ihn; vom Obersten bis zum Rekruten hinunter verlangt man Geist, man ruft weniger die Furcht als die bessere Einsicht des Einzelnen an und hält dasjenige Heer für das kriegstüchtigste, in welchem jeder Einzelne, allein auf einen Posten gestellt, aus seinem eigenen Verständniß heraus in jedem Augenblick das Richtige einsieht und vollbringt.

Weiter, Kamerad. Bist du ein Christ, dann hast du bereits erfahren, daß dein grimmigster und gefährlichster Feind kein äußerer und sichtbarer ist, den du mit deiner Kugel erlegen könntest, sondern daß dieser Feind in dir selber sitzt. Mit deinen Lüsten und Leidenschaften hast du Nacht und Tag zu kämpfen, dein ungefügiges Wesen hast du zu überwinden und im Zaum zu halten, immer neue Selbstüberwindung kostet dich deine Pflichterfüllung, du ringst nach Selbstbeherrschung im klaren Bewußtsein, daß nur der die äußere Welt zu besiegen vermag, der zuvor seine eigne innere Welt in seine Gewalt gebracht hat. Diese Erfahrung kannst du brauchen im Feld, denn diesen selben Kampf in dir und mit dir selbst findest du, nur noch erhöht, im Soldatenleben wieder. Stürmischer brausen da deine Leidenschaften empor, und niedriger sind, fern von der Heimat und den Augen der Deinen, die Dämme, die sich ihrem Ausbruch entgegenstellen, der Zwang des Dienstes reizt zu heimlichem und offenem Widerstand, neue Pflichten wachsen dir zu, schwerer wird deine Verantwortung; und es braucht oft längere Zeit, bis du in

all dem wilden Wesen drin dich selber wiedergefunden hast, bis du, so plötzlich in's Wasser geworfen, dich emporarbeitest, das Haupt wieder oben hältst und mit mächtigem Arm die Wogen theilst. Doch dahin mußt du gelangen. Vergeblich für dich darf diese Soldatenschule nicht sein, sondern sollst draus hervorgehen noch strenger gegen dich selbst, bedürfnißloser, treuer deiner Pflicht, gefaßter und ruhiger, gleichmüthiger am guten wie am bösen Tag.

Du bist ein Christ, darum fühlst du dich auch berufen, einen wohlthätigen Einfluß auf deine Umgebung auszuüben. Wie wichtig ist es aber im Feld und für den Geist einer Truppe, wer darin den Ton angibt, wie nothwendig, daß die Guten nicht zu feig seien, um einem bessern Geiste Bahn zu brechen! So viele müßige Stunden bringt der Soldatendienst, welche ihr, ausgeschlossen von eurer sonstigen Beschäftigung, nicht recht auszufüllen wißt; da schleicht dann die bleierne Langeweile herbei und Müßiggang ist aller Laster Anfang, wüste Worte brechen hervor, Zänkereien und Plackereien entstehen, dumme Streiche folgen. Das darfst du nicht dulden, mein Kamerad, darfst dich auch nicht von den andern zurückziehen und abschließen, bei Leibe nicht, sondern mußt hervortreten und den andern etwas zu geben haben, etwas Gutes aus dem reichen Schatze deines Herzens. Berichte ihnen etwas Fröhliches und Kurzweiliges und doch Ernstes, daß sie noch etwas lernen dabei und gerne um dich sind; bekommst du etwas Verständiges zur Hand, so lies ihnen etwas vor, und hilft alles nichts mehr, dann stimme du mit heller Stimme ein Lied an, ein Schullied, ein Vaterlandslied, das sie alle können und das ihnen das Herz erhebt. Ja so ein Lied, im Chor gesungen, bringt die Herzen zusammen und treibt die bösen Geister aus.

Doch ich verlange von dir noch mehr, Kamerad. Unter denen, die dich umgeben, sollst du dastehen wie ein Fels, so daß auf dich die andern sich stützen und verlassen, zu dir

emporschauen und aus deiner ruhigen Sicherheit neuen Muth und Zuversicht schöpfen. Wenn die schleichenden Krankheiten hier einen dienstuntüchtig machen, dort einen wegraffen, wenn im langen Warten und schweren Dienst das erste Feuer des Muthes erlöschen will, wenn die Lage des Vaterlandes sich immer düsterer gestaltet, dann halten die Soldaten sich an den, der durch das alles hindurch unbekümmert und fest seinen Weg weiter geht. Da ist einer, der im bürgerlichen Leben eine hervorragende Stellung einnimmt, hat aber keinen Muth, sondern ein Herz erfüllt von ängstlicher Sorge um seine eigene kleine Person, da ist ein anderer, Offizier sogar, dem fehlt aber der ächte Soldatengeist, die persönliche Sorglosigkeit, verbunden mit der unablässigen Sorge um's Ganze, so seid überzeugt, jenem ersten erhält seine bürgerliche Stellung, diesem zweiten sein Grad ihr Ansehen bei den Soldaten nur ein paar Tage lang, dann ist's vorbei damit, denn im Felde gilt der Mann nicht, was er sonst scheinen mag, sondern nur das, was er in Wahrheit ist: durch seine persönliche Tüchtigkeit muß er seine Stellung sich erst noch erkämpfen. Mit Recht sagt daher der Dichter: im Felde, da ist der Mann noch was werth, da wird das Herz noch gewogen. Dieser Mann aber bist du, Kamerad, denn du bist ein Christ, dich beseelt ein kühnes Gottvertrauen, dich erfüllt der Glauben, daß dein Leben und deine Gesundheit in höherer Hand liegen und ohne des Vaters Willen dir nichts geschieht.

Und noch ein Letztes, Kamerad. Längst hast du gewußt und geglaubt, Hingabe für Andere, für Gott und seine Sache sei des Christen höchste Pflicht, jetzt aber bist du zugleich auch Soldat und nun wirst du inne, daß dir hier im Dienst des Vaterlandes eine so große Gelegenheit wie nie zuvor geboten ist, um deine Hingabe auch zu bewähren.

Mein Kamerad! Ein Soldat sieht Jesus sterben, den Soldatentod für die Menschheit. Was ihm, dem Krieger, zunächst Ehrfurcht einflößt, ist Jesu Todesverachtung, sein

kühner Muth, seine Treue bis zuletzt. Doch das genügt ihm nicht. Er gräbt nach der Quelle von Jesu Todesverachtung und findet sie in seiner Frömmigkeit. Deshalb ist Jesus ein so mächtiger Gottesstreiter, weil sein Herz bis zuletzt voll Glauben, Liebe und Hoffnung, weil er Gott starb, wie er ihm gelebt hatte. Unter dem Kreuz Christi ist selber Hauptmann ein Christ geworden, und weil ein Christ, darum ein um so besserer Soldat.

Kriegsbetrachtung

1870

2. Cor. 4, 17. 18. Denn unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit, uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.

Meine Lieben! Hocherfreut kehre ich wieder zu meinem frühern Amte und in den Frieden dieser meiner Gemeinde zurück. Wenn auch durch freundliche Hülfleistung für das Dringendste von Pflichten und Geschäften auf das allerbeste gesorgt war, so hat mir doch auch während meiner Abwesenheit diese Gemeinde stets auf dem Herzen gelegen. Ich kehre zurück, das Herz voll Dank; denn wenn gleich der riesige Völkerkrieg noch fortdauert und täglich neue Wunden aufreißt, wenn gleich noch schlimmere Zeiten unserer warten und wir schon jetzt auf diese stillinnerlich uns vorbereiten sollen, so dürfen wir doch bereits eines sagen: die erste Hauptgefahr ist an unserm Vaterland spurlos vorbeigebraust, und wenn wir auch Opfer haben bringen müssen, jedes in seiner Weise, so waren dieselben doch nicht umsonst, und was wir zu leiden hatten, steht in gar keinem Verhältniß zu den Drangsalen, unter welchen gegenwärtig andere Völker fast erliegen. Wem so das Herz von Dank gegen Gott erfüllt ist, der kann nicht anders, er muß auch die vergangene, bange Zeit mit versöhnter Seele und freundlichem Auge betrachten, er sucht das Gute dran heraus, ihn freut es, daß auch in den ärgsten

Ausbruch menschlicher Verdorbenheit Gott Segen hineinzulegen gewußt hat. Deshalb denn heute

von der ewigen Herrlichkeit, die aus der gegenwärtigen Trübsal erwachsen soll.

I.

Meine Zuhörer! Vor allem aus waren die letztvergangenen Wochen eine gute Schule für die ächten Christen. Es braucht solche Zeiten der Heimsuchung, ein solches Klopfen mit Hämmern an die Pforten des Herzens, um aus der weltförmigen Hülle eines Jeden seinen eigentlichen Kern herauszuschälen. Hier erprobt sich des Menschen wahre Tüchtigkeit. Manche zwar täuschen die Hoffnungen, die man in sie gesetzt, dafür springen bei Andern in der Tiefe ihres Wesens Quellen auf, derein Dasein man kaum geahnt hat. Und so war es auch jetzt. Manche von den Daheimgebliebenen sind, ihrer besten Stützen beraubt, in ihrem Denken und Handeln selbständiger geworden, denn je zuvor, vertrauter mit ihren Pflichten, bekümmerter um das Wohl ihres Hauses; ihre Kraft wuchs und ausgebreiteter ward ihre Thätigkeit, und während sie selbst gewannen an innerem Gehalt und mehr ertrugen und überwanden denn sonst, lernten sie doch auch ihre zu Felde gezogenen Familienglieder besser schätzen, es nahm zu die Liebe zu ihnen, zugleich mit der Sorge um sie, und wenn diejenige Gesinnung, welche sowohl die Daheimgebliebenen wie die Heimkehrenden beim ersten Wiedersehen belebte, festgehalten wird, so mag mehr wie eine Ehe inniger, manche Familie glücklicher werden.

Und ganz gleich verhält es sich auch mit Denjenigen, welche erst vor ein paar Tagen noch den Waffenrock getragen. Es gab unter diesen natürlich nicht wenige, welchen dieser Soldatendienst ein willkommener Urlaub und eine Erlaubniß zu sonst Unerlaubtem war, andere, die ihn als eine Last em-

pfanden, und noch andere, die, nachdem einmal die erste Erhebung des Gemüthes vorüber, sich schrecklich langweilten. Dagegen kannte ich ihrer eine ganze Menge, welche in dieser Grenzbesetzung zu lernen suchten, was der gewöhnliche Garnisonsdienst ihnen nicht zu bieten vermochte, welche durch Gehorsam und Pflichttreue sich auszeichneten, welche strenge gegen sich selbst waren, dieses und jenes sich versagten, bedürfnißloser, innerlich fester und männlicher wurden, welche rangen nach Ueberwindung des großen innern Feindes, nach Bezwingung ihrer Lüste und Leidenschaften, nach Selbstbeherrschung, darnach, ein gutes Beispiel zu geben. Und diese sind es denn immer auch gewesen, welche über ihre Kameraden als die wahren Offiziere den meisten und zwar einen guten Einfluß ausübten, der Truppe einen Halt gaben, Vertrauen und Muth stärkten und reiche Liebe gewannen. Wenn diese später an die Erlebnisse der letzten Wochen zurückdenken, werden sie sich sagen dürfen: nicht umsonst haben wir das durchgemacht! wir haben nicht nur dieses und jenes uns sonst Unerreichbare gesehen und kennen gelernt, sondern wir sind auch etwas Rechtes geworden, gute Streiter Gottes, unbekümmert um die eigne Person, besorgt um die Sache, für die wir kämpfen.

II.

Ein zweiter großer Segen der jüngstvergangenen Zeit besteht darin, daß sie offenbar gemacht hat, wie das Unsichtbare Meister ist über alles Sichtbare. Ungeheure sichtbare Hülfsmittel schleppen die Kriegführenden heutzutage herbei, aber alles ist umsonst, alles geht zu Grunde, wo nicht der Geist in ruhiger Sammlung und mit klarem Ueberblick zur Ausführung eines Planes, zur Verfolgung eines Ziels sie zusammenspannt. Und nicht bloß der Feldherr bedarf solcher Geistesmacht, sondern durch ganz Europa ist es eine anerkannte Wahrheit, daß das aus den einsichtigsten, geistig gewecktesten

und selbständigsten Soldaten bestehende Heer auch das kriegstüchtigste sei, und daß weder die Furcht noch die Hoffnung auf Beförderung und Beute den Soldaten so hoch zu heben und zu begeistern vermag als eine Berufung auf seine geistigen Eigenschaften, das Höhere in ihm.

Und was war es, das vor wenigen Wochen uns Schweizer alle mit solcher Allgewalt ergriff, daß wir darob alle trennenden Unterschiede der Stände und Meinungen vergaßen und alle nur einen Sinn und ein Ziel hatten? War es nicht unsere Liebe zum Vaterland, ebenfalls ein Unsichtbares? Da merkte so Mancher, der es im alltäglichen Leben kaum geachtet, wie lieb ihm das Vaterland denn doch war, manch alt gewordenes Herz ward wieder jung, und manch unbekannter und geringer Mann war hoch erfreut, daß er, dessen sich die Leute kaum achteten, doch noch etwas sei und so gut wie der Oberste etwas für's Vaterland thun könne und so viel wie dieser. Denn eine höhere Gewalt hatte sie alle ergriffen.

Doch das nur für einen Augenblick, möchte Dieser oder Jener einwenden; gar bald, noch während der Grenzbesetzung fiel alles wieder in's alte Geleise zurück. Hierauf antworte ich: allerdings sind mir Züge härtester Selbstsucht bekannt, aber viel mehr als diese mich schmerzten, haben mich unzählige Züge erfreut, die eine Hingabe und Opferwilligkeit, eine thätige Nachfolge Christi offenbarten, die mich in staunende Bewunderung versetzten. Zu Hause wie im Felde hat diese Gesinnung die größten Thaten verrichtet, und doch ist auch sie etwas Unsichtbares grad wie der Geist und die Vaterlandsliebe. Man bezweifelt so oft die Macht des Unsichtbaren, aber in Zeiten wie die heutige springen seine Kräfte hervor wie die Brunnen aus der Tiefe, erfassen die Menschen und erfüllen sie mit einem höhern und bessern Leben; das haben wir neu erfahren.

III.

Doch noch höher richten wir unsere Blicke: auch das Walten Gottes, sein Walten in der Weltgeschichte wie im Schicksal des einzelnen Menschen macht dieser Krieg offenbar. Krieg ist ganz gewiß ein großes, noch lange nachhallendes Unglück; Krieg ist eine blutige Geißel, welche menschliche Thorheit und menschliche Verdorbenheit zusammen geflochten haben und mit welcher sich nun das Menschengeschlecht zur Buße für seine eigne Sünde den Rücken peitscht. Aber bloßes Unglück, bloß menschlich ist der Krieg nicht, er hat noch eine andere Seite, in ihm erblicken wir Gottes Fuß durch die tiefen Wasser, sein Gericht, seine Vergeltung. Es gibt ganze Jahrzehnde in der Weltgeschichte, wo gerade die Mächtigsten dieser Erde das Recht beugen unter das Unrecht, die Wahrheit verkehren in Lüge, den Eid in Meineid, wo sie auf Gewalt ihre Herrschaft gründen und durch Gewalt sie zusammenhalten, wo sie die Roheit und die Geldgier im Menschen zu ihren Bundesgenossen machen und den einfachsten sittlichen Grundsätzen Hohn sprechen. Und eine Zeit lang thun sie das ganz ungestraft, vom blinden Glück begünstigt. Da leidet Mancher unschuldig, wird Mancher irre an der Gerechtigkeit, fällt Mancher von Gott zum Mammon ab. Doch nur Geduld, nur gewartet, die Weltgeschichte ist doch das Weltgericht; ein Krieg züngelt empor und legt die innern Schäden jedes Landes unbarmherzig dar, stürzt plötzlich die Mächtigsten von ihrem hohen Sitz und macht einer neuen Gestaltung des Rechtes freie Bahn.

Und noch ein anderes Walten Gottes gibt es, doch nicht so sichtbar, wohl aber um so tiefer eingegraben als eine köstliche Erfahrung im Bewußtsein der Einzelnen. Mitten in diesem Kriege, so mörderisch wie noch keiner je, wird manch Einer zu erzählen wissen von ganz merkwürdiger göttlicher Leitung, Bewahrung, Errettung, manch Anderem wird Gott

auf den Verbandplätzen und in den weiten Spitälern nahe treten, Kraft und Beharrung ihm einhauchen, vielleicht auch die Hand ihm auf die Stirne legen und ihn auströsten, ja trösten. In diesem mitleidlosen menschlichen Thun erscheint Gott als eine Zuflucht für und für, als ein Sonnenstrahl in das völlig umnachtete Erdendasein, als der treue himmlische Vater vieler Tausende in's Elend Gejagter.

IV.

Und noch ein Letztes, ein hoffnungsvoller Ausblick in eine bessere Zukunft. Der Krieg ist des Krieges Ende. Kriege werden immer seltener, je länger desto unmöglicher werden und endlich ganz verschwinden. Der gegenwärtige Krieg begegnete bei seinem Ausbruch dem Abscheu der Besten aller Völker, einer bereits erstarkten öffentlichen Meinung, welche ihn als etwas Unnöthiges und Schreckliches empfand. Dieser Abscheu that sich im Unwillen darüber kund, daß der Entscheid über Krieg und Frieden einzelnen Menschen in die Hand gegeben, das Schicksal vieler Millionen vom Stirnrunzeln eines Ministers abhängig sei, und diese letzte Zeit mit ihren Erfahrungen hat mehr Menschen zu Republikanern gemacht als je eine frühere. Die Einsicht ist erwacht, daß die Mächtigen dieser Erde zum Kriege treiben, während die Völker je länger je mehr zurückhalten damit und ihn vermeiden; und während wildes Kriegsgeschrei ertönt, haben die Völker sich vereint zu dem über jede Landesgrenze hinausgreifenden, alle Menschen umfassenden Liebeswerk der Krankenpflege. Das sind die Vorzeichen einer Zeit, wo die Völker, jedes bei sich selbst zufrieden, friedlich neben einander wohnen werden, wo sie auf innere Entwicklung, auf Entfaltung aller inwohnenden Kräfte und nicht mehr auf Eroberungen bedacht sein werden und diejenige Nation als die größte und glücklichste gepriesen wer-

den wird, welche in den Werken und Künsten des Friedens alle andern überragt.

Und noch mehr: es naht ob auch erst von ferne die Zeit, wo für den Verkehr zwischen Volk und Volk dieselben Gesetze gelten werden, wie für den Verkehr zwischen Mensch und Mensch, die Zeit, wo im Völkerrecht die Gewalt nicht mehr vor Recht geht und die gegenseitige Belügung nicht mehr als die beste Staatskunst gilt, wo die öffentliche Meinung Schiedsrichterin in allen Streitigkeiten zwischen den Völkern sein wird und richten nach dem göttlichen Gesetzbuch, nach dem ewigen Recht.

Meine lieben Zuhörer! Ja die Trübsale alle, so tief sie auch im Augenblicke in's Fleisch schneiden, gehn vorüber; aber für den, welcher sie aus Gottes Hand nimmt, mit Gott sie trägt und Gottes Willen daraus hervorsucht, sind sie nicht umsonst, sondern lassen bleibenden Segen zurück, vor allem den Segen, daß sie den Menschen Gott näher bringen und seinen Glauben stärken.

Das Mahl der Liebe

1870

Joh. 13, 34. 35. Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebt habe, auf daß auch ihr einander lieb habet. Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt.

Meine lieben Zuhörer! Es ist, wie ihr wißt, die Weise Jesu, alle Religion auf ihre einfachsten Grundbegriffe zurückzuführen. Er gibt kein Gesetzbuch voll religiöser Vorschriften, sondern sagt einfach: vertraue auf Gott und liebe deinen Nächsten, aber beides so recht von ganzem Herzen, dann findet alles Uebrige sich von selbst. Völlig das Gleiche thut er auch mit den Beziehungen der Menschen zu Gott und unter einander; er stellt sie dar unter dem Bild der Familie, indem er lehrt: alle Menschen sind Kinder, Kinder die in Gott ihren himmlischen Vater haben und, gleich wie gute Kinder, freudig ihm dienen, unabläßig an ihm emporstreben sollen; unter sich sind alle Menschen Brüder und Schwestern, unter einander verbunden durch die Liebe, welche ihnen das Geben und das Empfangen, jenes so leicht wie dieses, dieses so lieb wie jenes machen soll.

Und ganz dem entsprechend hat Christus auch die religiöse Lebenssitte vereinfacht: das ganze vielgestaltige Opferwesen that er ab und setzte an seinen Platz nur ein Mahl für Alle, unser Abendmahl. Es war das ein Bild und bedeutete ein Zwiefaches. Allen Menschen besagte es: die ganze Welt ist ein großer Saal, unsere Erde der Tisch darin, und um diesen

Tisch sitzet ihr Menschen alle, und mitten drin steht der Hausvater, Gott selbst, und speist euch mit leiblichen und geistigen Gütern, euch, die ihr seiner Speise und seiner Gnade alle gleich sehr bedürftig seid. Und weiter legt dieses Bild dem einzelnen Familienglied noch das an's Herz: mehrmals eines jeden Tages versammelst du dich mit den Deinen zum gemeinsamen Mahl; mach jedes solche Mahl zu einem heiligen Abendmahl, bei jedem schaue dankbar empor zum Geber aller guten Gabe, bei jedem eine in Liebe und Frieden dich mit den Deinigen. Wir wollen diesen Gedanken heute weiter verfolgen und betrachten daher zu dieser Stunde

das heilige Abendmahl als eine Aufforderung an alle Menschen, zu einer großen Familie sich zusammenzuthun.

I.

Wer wollte leugnen, daß wir diesem letzten hohen Ziel in unsern Tagen näher stehen, als zur Zeit Christi? Es wird zwar auch heute noch furchtbar viel gestritten auf dieser armen Erde, mit der Zunge, mit der Feder, mit dem Schwert, Blut und Thränen fließen. Ja noch mehr: wir Christen haben diesen unsern Streit hineingetragen bis in das Abendmal, über dem, was uns alle vereinigen sollte, haben wir uns getrennt; wir fassen es nicht bloß verschieden auf nach seinem innern Werth und göttlichen Segen — das wäre noch kein Unglück — aber wir schließen einander davon aus, wir machen es zum Feldzeichen der Partei; die Zeichen dessen, der sich für uns alle dahingegeben, in den Händen, verdammen wir den Bruder.

Und dennoch ist es viel besser geworden seit Christus und, so setzen wir ausdrücklich hinzu, durch Christus. Die Völker, die Erdtheile sind einander näher gekommen, mehr als je fühlt sich die Menschheit als ein großes Ganzes, als einen Leib, an dem, so ein Glied leidet, alle Glieder leiden.

Ihr wendet mir jedoch ein: das that nicht Christus und seine Gesinnung weltumfassender Liebe, sondern das that der mächtige Weltverkehr, dessen wir uns heute erfreuen. Auf diesen Einwurf antworte ich: nein, der Verkehr kann wohl Völker äußerlich aneinander ketten, durch Blut und Eisen und gegenseitigen Vortheil, aber damit ein Volk dem andern sein Herz erschließe, der Chinese im Europäer den Bruder erkenne und liebe, muß allem Verkehr voran die Liebe Christi. Deshalb hat viele Jahrhunderte, bevor dieser Weltverkehr bestand, Paulus dort zu Athen den Heiden verkündet, daß wir Menschen alle, die wir den Erdboden bewohnen, aus Einem Blut und desselben göttlichen Geschlechtes seien. Und dazu noch ein anderes: der Verkehr allein für sich ist ein hartherziger und selbstsüchtiger Mann, hier zwar macht er Einen reich, zu einem Herrn, dafür erniedrigt er dort ihrer Hundert, Arbeiter, Post-, Eisenbahnbeamte zu seinen Sklaven, raubt ihnen den Sonntag, die Ruhe, das Familienglück, die Freiheit, die Gesundheit, das Leben; statt die einzelnen Schichten derselben Bevölkerung einander näher zu bringen, treibt er sie aus-, verhetzt, vergiftet er sie gegen einander. Wer kann da helfen, wenn nicht abermals die christliche Liebe, sie, die ja gerade für die Mühseligen und Beladenen das offenste Herz und kein höheres Streben hat, als zu bewirken, daß auch sie sich wieder als Menschen fühlen, sich des Lebens, ihrer Mitmenschen, Gottes freuen können.

Ja die Liebe Christi! Und eben, weil wir wissen, welche großen Thaten sie schon vollbracht hat, darum sind wir auch ganz zuversichtlich überzeugt, daß sie eines Tages nicht bloß einzelne Menschen, sondern ganze Völker, alle Völker zu einem großen Abendmahl vereinigen wird, nicht so wie jetzt, wo die Völker gesondert für sich das heilige Abendmahl nehmen und dann gegen einander in die Schlacht ziehen, sondern so, daß, wenn sie Abendmahl gehalten, dann das Schwert ihrer Hand entsinkt und sie voll Scham ihr Antlitz in den Händen bergen.

II.

Ihr fragt mich vielleicht, ob es noch lange gehe bis zu diesem letzten Sieg der christlichen Liebe, nach dem wir gerade jetzt ganz besonders sehnsüchtig ausblicken. Hierauf antworte ich: gewiß noch eine gute Weile. Und ich will euch auch den Beweis für diese Behauptung nicht schuldig bleiben. Seht, wir Twanner bilden eine kleine Gemeinde, tausend Seelen oder etwas dazu. Die meisten von euch sind hier geboren und mit einander aufgewachsen, jedenfalls kennt ihr einander seit langem, seid auch durch Bande der Familie und der weitern Verwandtschaft in die Kreuz und die Quer mit einander verknüpft, ihr redet dieselbe Sprache und sprecht auch euren Christenglauben ungefähr in denselben Worten aus, kurz ihr gehört zusammen, seid auf einander angewiesen, habt einander nöthig, und wißt auch gar nichts anderes, als daß ihr mit einander leben und sterben werdet. Da in diesem kleinen Kreise muß denn doch wohl die christliche Liebe bereits so mächtig geworden sein, daß wenn ihr mit einander Abendmahl haltet, dieses Abendmahl auch ein wirkliches Liebesmahl ist, oder doch, da es ja zwischen Menschen immer etwas Ungutes geben kann, daß ihr beim heiligen Abendmahl immer neu euch versöhnt und mit einander Frieden macht. Sagt mir, ist das wirklich der Fall? Ich will euch gar nicht einmal fragen, ob morgen jedes Vorurtheil gegen dieses Nachbardorf, jene benachbarte Landschaft verschwunden, die Kluft zwischen Burgern und Einwohnern ganz ausgefüllt sein wird — ich weiß schon, daß dies nicht sein wird. Auch das frage ich nicht, ob morgen in dieser Ortschaft jeder Streit zwischen Person und Person, zwischen Haus und Haus sein Ende gefunden hat; nein, es wird nicht einmal so gut werden. Nein, ich rede bloß zu euch, die ihr heute hier mit einander Abendmahl halten wollet, und von euch darf ich denn doch verlangen, daß ihr dabei aufrichtig seid, es ernst nehmt damit — nun wohlan, euch frage ich: liebt ihr einander auch von

Herzen, geht keins an dem andern gleichgültig vorbei, verachtet keins das andere, beneidet keins das andere, hat keins einen geheimen Groll gegen das andere im Herzen, keins ein ungesühntes Unrecht gegen das andere auf dem Gewissen? Oder wenn ihr wirklich mit einander entzweit seid, du und dein Bruder, und ihr tretet nun heute mit einander zum Abendmahl, hat dieses Abendmahl dann auch Macht genug über eure Seelen, daß ihr angesichts der göttlichen Gnade eures Unrechts, eurer verbissenen Härte, eures Unfriedens euch schämt und einander die Hand der Versöhnung reicht? Mein Bruder, sind dir nicht vielmehr aus deinem eigenen Leben Beispiele bekannt, daß du jahrelang mit einem Andern zum Abendmahl gegangen bist und ihm dennoch zur Stunde etwas nachträgst und ihm um alles nicht verzeihen willst? Und wenn ich dir nun sage: du bist gar kein Christ, wie brausest du da auf! Und doch ist es so, du versündigst dich ja gegen die oberste Christenpflicht, gegen die Liebe, gegen die Pflicht, zu vergeben, gleichwie Gott dir vergeben. Die Rechnung hast du, aber die Probe willst du nicht machen, denn dir sagt dein Gewissen, die Rechnung sei falsch.

O, was sind wir doch allzumal für Heuchler! da stehen wir und lamentiren und können es gar nicht begreifen, wie es nur möglich sei, daß gegenwärtig zwei Völker so unbarmherzig aufeinander losschlagen, die Liebe, ihr Christenglaube sollte ihnen das doch verbieten! Und währenddem vermögen wir, die wir uns kennen, die wir uns so unendlich viel näher stehen, als jene beiden Völkter, nicht einmal in dem engen kleinen Kreise unserer Gemeinde, ja unserer Abendmahlsgenossenschaft den Frieden zu erhalten, den gebrochenen wieder herzustellen. Wenn einmal der Friede über die ganze Erde kommen soll, wo kann er denn anders seinen Ausgang nehmen, als im Kleinen, bei uns?

III.

Doch, meine lieben Zuhörer, ich bin überzeugt, ihr fühlt und beklagt das Trostlose dieses Zustandes so gut wie ich, ihr leidet ja selbst am meisten unter dem vielen Unfrieden hier und dort, sobald er sich gegen euch kehrt, und nicht wenige unter euch sind beflissen, wo sie im Leben dieser Gemeinde so eine Wurzel mannigfachen Haders entdecken, dieselbe auszugraben und bei Seite zu werfen, auch wo sie sich dabei selbst in die Finger stechen. Richtet ihr aber damit gar viel aus? Hat seit eurem Gedenken in dieser Gemeinde der Unfrieden merklich abgenommen, wachsen der großen Schlange die Köpfe, die ihr derselben abhaut, nicht immer frisch nach?

Soll ich dir sagen, woher das kommt? Woher des Weges, mein Zuhörer? Nun von daheim. Wohnst du allein in deinem Hause? Nein, ich habe daheim noch Vater oder Mutter, Mann oder Frau, Bruder oder Schwester, Sohn oder Tochter. Kommt keins mit dir zum heiligen Abendmahl? Nein, heute nicht, dieses oder jenes geht dann nächsten Sonntag. Weshalb kommt ihr nicht zusammen? bloß deshalb, weil das für eure häusliche Einrichtung euch bequemer liegt? Sage mir das ja nicht; nein, vielmehr gibt es, Gott sei es geklagt, auch hier in Twann Häuser, aus denen Eltern und Kindern, Geschwister, Ehegatten nicht mit einander zum Abendmahl gehen mögen und zwar deshalb nicht mögen, weil sie etwas wider einander haben, zwar Aufrichtigkeit genug besitzen, um zu fühlen, daß ein gemeinsam genossenes Abendmahl eine Heuchelei wäre, aber nicht Selbstüberwindung genug, um zuvor zu einander zu sagen: es ist mir leid, vergib mir. Und in dieser Verstimmung der Seele leben sie Seite an Seite, essen mit einander, arbeiten mit einander, aber erfinden zugleich täglich neue Gründe, um einander innerlich fern zu bleiben. Da heißt es: das Andere hat angefangen, das Andere trägt die größere Schuld, ich bin nun einmal so wie ich bin und darf verlangen, daß

man mich danach behandle, ich kann warten, bis das Andere abbittet; mich zuerst zu demüthigen, geht gegen meine Ehre. Und so bleibt alles im Alten. Wer aber bei sich zu Hause nicht Frieden stiften kann, nicht kann, weil er nicht will, wie sollte der den Frieden in die Gemeinde hinaustragen können?

Meine lieben Zuhörer! Jetzt wißt ihr, wozu Christus das heilige Abendmahl euch gab. Es zeigt euch im Bild das vollendete Gottesreich, die Menschen getrieben von der Liebe Gottes die Hände sich reichend zum großen Bruderbund, es mahnt euch, dieses Gottesreich aufzubauen in eurer Mitte, in euren Familien, in eurer Gemeinde, im lieben Vaterland, über die ganze weite Erde hin. Gehet hin und thuet also. Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebet habe. Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe habet unter einander.

Das Fasten

1870

Matth. 6, 16—18. Wenn ihr fastet, sollt ihr nicht sauer sehen, wie die Heuchler; denn sie verstellen ihr Angesicht, damit sie vor den Leuten scheinen mit ihrem Fasten. Wahrlich ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin. Wenn du aber fastest, so salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht, auf daß du nicht scheinest vor den Leuten mit deinem Fasten, sondern vor deinem Vater, der im Verborgenen ist; und dein Vater, der in's Verborgene sieht, wird dir's vergelten öffentlich.

Wenn ihr aber fastet — fastet ihr denn, meine Zuhörer? Nein, wir fasten nicht, wir Reformirte wenigstens haben das als einen jüdischen und katholischen Aberglauben längst von uns abgethan. Halt, laßt sehen, was versteht ihr denn unter Fasten? Je nun, das Fasten besteht doch darin, daß man sich zu gewissen Zeiten gewisser Speisen, wohl auch aller Nahrung enthält, vielleicht sich auch sonst noch Entbehrungen auferlegt, das alles in der Meinung, ein Gott ganz besonders wohlgefälliges Werk zu verrichten. Ganz recht, so hat das Fasten sich allgemach gestaltet, doch wie sind wohl die Menschen auf diesen Brauch gekommen? Das will ich euch sagen.

Ursprünglich war das Fasten gar kein religiöser oder kirchlicher Brauch, der Aberglauben, es sei ein Gott wohlgefälliges Werk, hat sich erst später dran gehängt. Vielmehr war zu Anfang das Fasten bloß der Ausdruck einer gewissen Stimmung. Lebhaft und zu Sinnbildern geneigt, wie der Morgenländer ist, kündet sich sein ganzes Seelenleben in seiner äußern Lebenssitte: fehlte ihm was, war er bekümmert oder mit sich selbst unzufrieden, bereitete er zu einem schweren Werk

sich vor, dann schob er Speise und Trank von sich zurück und fastete. Wenn also Christus in unserm Texte sagt: wenn ihr aber fastet, so nimmt er wie so oft das Bild für die Sache, den Ausdruck für die zu Grunde liegende Seelenstimmung, und dieses Fasten in die Sprache unserer Zeit übersetzt heißt: wenn euch etwas fehlt, wenn ihr mißmuthig oder betrübt seid, wenn ihr durch Zeiten der Entbehrungen für den Leib, der Dürre für die Seele hindurchschreitet, wenn ihr Schweres an euch herankommen sehet und auf dasselbe noch nicht vorbereitet seid.

Und was meint ihr nun, meine Zuhörer, wenn das Fasten dieses bedeutet, fastet ihr da nicht ebenfalls zuweilen, ja oft und viel? Fehlt euch nie etwas? O ich spreche gar nicht einmal von den großen Krankheiten, die ihr überstanden habt und von denen jedes immer die fürchterlichsten durchgemacht haben will, sondern bloß von den kleinern körperlichen Schmerzen, die bald im Kopf, bald im Hals, bald in der Brust, bald im Magen ihren Sitz haben und immer zunehmen, je mehr ihr ihnen nachhanget. Und zu diesen Schmerzen, und oft durch sie hervorgerufen, gesellen sich nun die Verstimmungen der Seele, das was wir böse Launen nennen. Ihr seid gereizt, empfindlich, mißtrauisch, durch jedes Wort verletzt, ihr dünkt euch verkannt, zurückgesetzt, ungerecht behandelt. Zuweilen müßt ihr auch wirklich durch recht schlimme Zeiten hindurch: manchmal legen sie wirkliche Entbehrungen euch auf; manchmal sind sie deshalb so bös, weil ihr eure Hoffnungen und Wünsche zu hoch gespannt habt und nun diesen die Wirklichkeit nicht entspricht; manchmal, weil ihr euch unnöthige Sorgen macht oder Befürchtungen hegt, welche viel schlimmer und quälender sind, als das, was dann in Wirklichkeit über euch kommt.

Am meisten wohl aber fastet ihr der Menschen wegen. Nein, was ihr der Eurigen oder eurer Meisterleute oder eurer Dienstboten wegen für Verdruß ausstehen müßt, das ist ganz unsagbar, ihr habt oft voll bis oben aus, und alle Tage

gibt es etwas Neues! Ihr mögt sie nicht mehr hören, nicht mehr sehen, ihr ganzes Wesen ist euch zuwider, und mehr wie einmal schon habt ihr euch über dem Wunsch ertappt: o daß doch die ganze Welt ausstürbe, natürlich mit der Milderung, daß ihr alsdann allein am Leben bliebet.

Wenn ihr aber fastet, sollet ihr nicht sauer drein schauen wie die Heuchler, denn sie verziehen ihr Angesicht, damit sie vor den Leuten etwas scheinen mit ihrem Fasten. Mein Zuhörer! nicht wahr, das ist denn doch eine harte Zumuthung von Seiten Jesu? Man soll doch zeigen dürfen, wie es einem um's Herz ist, ein böses Gesicht, ein hartes Wort, ein Stoß mit dem Ellbogen, das heftige Zuschnellen einer Thüre, eine dem Kind zugemessene etwas unbedachte Ohrfeige sind doch gewiß unter diesen Umständen das Natürlichste von der Welt. Und man darf doch gewiß auch reden über das, was einen so sehr quält, sein Herz ausschütten, sich mittheilen, bei einer guten Seele Theilnahme und Erbarmen suchen, denn seit die Welt steht, hat es gar noch nie einen gegeben, dem es so bös gegangen wie dir, der ein so schweres Kreuz zu tragen gehabt wie du, und das sollen die Leute doch merken dürfen, sie sollen es dir ansehen, auf deinem Gesicht es lesen, aus deinen Worten es vernehmen, wie viel du zu tragen hast und was für ein geduldiger Dulder du bist, und wenn du dann endlich unter deinem Kreuz erlegen, dann soll ihr Gewissen sie daran mahnen, wie sehr sie deinen wahren Werth verkannt, wie schlecht sie es dir gemacht haben.

Nein, mein Zuhörer, gar nichts von alledem, sondern wenn du fastest, salbe dein Haupt, wasche dein Angesicht, auf daß du nicht scheinest vor den Leuten mit deinem Fasten. Abermal ein Bild. Das will sagen: streiche die trübsinnig herunterhängenden Haare dir aus dem Gesicht, eine helle glänzende Stirn biete entgegen dem Schicksal; wische die Thräne dir aus dem Auge und mit lauterem Auge schaue hinaus in's Leben, mit lauterem Auge die Menschen an; beiße die Zähne

auf einander und laß keinen Laut des Fluchens oder der Klage durch sie hindurchdringen, und wenn du es über dich vermagst, dann zaubere ein Lächeln auf deine Lippen, kein höhnisches oder bitteres, sondern eins, das so sieghaft leuchtet wie nach dem Regen der Regenbogen, wie nach dem Gewitter der erste Sonnenblick. Mit einem Wort: von den Drangsalen deiner Seele darf die Welt dir nichts anmerken, ihr kehre eine gleichmüthige, heitere, fröhliche Außenseite entgegen.

Ist das aber auch möglich, und wenn es mir nun einmal nicht so um's Herz ist, ist's nicht Heuchelei? frägst du mich. Ja es ist möglich, ja es ist keine Heuchelei, aber allerdings es setzt etwas voraus. Unser Text deutet das an durch das Wort: damit du etwas scheinest vor dem Vater, der im Verborgenen ist. Du mußt, was dich drückt und quält, was dich reizt und unglücklich macht, zuvor stillinnerlich verwerchet haben, im Kämmerlein deines Hauses, im Kämmerlein deines Herzens, im Gebet, beim heiligen Abendmahl, kurz überall da, wo eine Stätte Gottes bei den Menschen ist. Dein Blick sei zuerst immer inwärts gerichtet und aufwärts zu Gott, du lebst ja für Gottes Auge mehr als für der Menschen Augen, dein Bestes ist nur ihm bekannt, zu allermeist kann nur er dir helfen. Drum lege das Leid deiner Seele vor ihm zurecht. Nimm es geradewegs aus seiner Hand, allein aus seiner Hand als seine Schickung, Prüfung, Läuterung; bitte ihn um Geduld und Kraft es zu tragen ungebeugt und unverbittert, bitte ihn, daß er bei dir stehe und dich bewahre vor jedem Ausbruch, vor jeder Rache, wie sie das Uebel nur noch ärger machen; ringe dich hindurch zum Glauben, daß auch dieser Dornenpfad ein Weg zu Gott, daß wenn du hier dich brav hältst und still trägst und stark überwindest, das deiner Seele Flügel gebe, um sich höher und immer höher zu schwingen. Und dann erst, wenn du so in Gott dich gefaßt hast, dann tritt unter die Menschen, schreite deinen Weg weiter und thue deine Pflicht.

Das sei nicht dein Weg, sagst du, mein Zuhörer! Dieses innere Durchleben und stille Verwerchen des Leides sei nicht deine Sache. Einmal brav austoben, dem Nächsten von der Leber weg deine Meinung sagen, ein wenig wüst thun und dann wieder zufrieden sein, das sei das Wahre. Weißt du aber auch, was Christus zu dieser nur zu allgemein befolgten Lebensregel sagt? Wahrlich, ich sage euch, diese Leute haben ihren Lohn dahin, oder mit unsern Worten zu reden: umsonst, vergeblich, ohne Nutzen für dich und Andere sei es gewesen, daß du dieses getragen und jenes durchgemacht hast. Und so ist es in der That, denn was gewinnst du dabei? Etwa der Menschen Mitleid? O nein, vielleicht sehen sie bloß mit Schadenfreude dir zu und frohlocken, daß dir auch endlich einmal etwas quer gehe und auf die Nase falle, verdient hättest du es schon lange; und wenn sie dich auch bedauern, so ist's nicht wegen deines Leides, sondern wegen deiner Schwachheit im Ertragen desselben, das hätten sie doch nicht geglaubt, daß du aus solchen Nichtigkeiten ein so großes Wesen machen und dich darin so klein erzeigen würdest. Oder werdet ihr selbst etwas Rechtes ob eurem Austoben? Durchaus nicht, ihr bleibt völlig dieselben, immer gleich schwach, hin- und hergeworfen von dieser Stimmung, jener Laune, ohnmächtig gegen das Schicksal, nie Herr über euch selbst, den Eurigen eine Last, am Ende ein Schrecken, immer verbitterter in eurem Gemüth, ein Vulkan, der jeden Augenblick auszubrechen droht.

Darum, mein Lieber, kehre um, so lange du noch kannst und begib dich auf den andern Weg, den der Selbstüberwindung. Alsdann lautet die dir gegebene Verheißung: und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir's vergelten öffentlich. Ich brauche dir gewiß nicht zu sagen, daß du bei dieser öffentlichen Vergeltung durchaus nicht an eine Belohnung durch irgend welches irdische Gut denken darfst. Denn nun weißt du aus deiner eigenen Erfahrung bereits, daß Gott anders und besser, nämlich innerlich belohnt. Er hilft dir

zur Dulderkrone, zur Bezwingung und Beherrschung deines Leibes, deines ungefügen Wesens, und wenn du einmal deine eigene Person fest in den Zügeln hältst, dann bist du Herr auch über dein Schicksal, können auch die Menschen dir nichts mehr anhaben, dich nicht zum Zorne reizen, dich nicht bis zum Tod betrüben, du bist auf alles gefaßt, nimmst es an, aber was du nun damit machst, das ist deine Sache. Allein auf diesem Weg wirst du vielleicht verschlossen, hart, gleichgültig gegen fremdes Leid? Im Gegentheil, keine unbarmherzigern Menschen gibt es auf Erden, als die ewig mit ihren eigenen Leiden beschäftigt sind und an gar nichts Anderes sinnen mögen; wohl klagen sie viel über das Elend der Welt, verstehn aber im Grunde doch wieder nur das eigene darunter. Wenn du aber einer von Denen bist, welche mit gesalbtem Haupt und gewaschenem Antlitz zu fasten verstehen, von Denen, die aus ihren Leiden kein Wesen machen, ihr Kreuz nicht an die große Glocke hängen, dann schelten dich die Andern gewöhnlich leichtfertig, gemüthlos, ein Kind des blinden Glückes; doch darüber tröste dich, denn du, der du bis zum Lächeln über dein eignes Leiden dich durchringst, du behältst ein offenes Auge für fremdes Leiden, aus ihren Herzen heraus liesest du der Menschen Gedanken, dir ist bekannt, was, von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht. Du kannst trösten mit innigem Wort, du kannst stützen, du kannst helfen da, wo zu helfen nöthig und heilsam ist. Verwundert blicken die Leute an dir empor, er ist am Ende doch nicht so hart, wie wir gemeint, und nun entdecken sie wirklich in deinen tiefen Augen etwas Inniges, das ihnen sonst entgangen ist. Du aber kehrst dich ab und gehst still deines Weges weiter, dem nachwandelnd, der in gleicher Weise segnend über diese Erde dahingeschritten ist, dem, der unser Texteswort ausgesprochen, mehr noch, der es an sich selbst erfüllt hat.

Das Selbstgericht

1870

1. Cor. 11, 31. Wenn wir uns selber richteten, so würden wir nicht gerichtet.

Mein lieber Zuhörer! Kannst du es allen deinen Mitmenschen treffen und recht machen? Du versuchst es wohl und lebst heute diesem zu Gefallen, so tadelt oder höhnt dich jener; schnell willst du nun dem zweiten folgen, dafür verdirbst du es mit dem ersten. Du fühlst zuweilen: jetzt werde ich hier oder dort verhandelt, und wie verhandelt? heruntergemacht, und keiner steht für mich auf und nimmt sich meiner an. In diesem Hause geschieht etwas Krummes, wie du meinst ohne deine Schuld, da trifft dich ein giftiger Blick und klagt dich an, umsonst versprichst du dich, man glaubt dir nicht. Und in deinen Lebensverhältnissen liegt da alles ganz klar und glatt? Stößest du da nicht auf so manches, wo du gar nicht weißt, wie ihm entrinnen, wie es abwenden, noch wie es ertragen? Warum, frägst du, ist dieser oder jener so viel besser dran und ist doch schlechter als ich? Auch aus der dunkeln Wolke deines sonstigen Schicksals trifft dich mehr wie ein Blitzstrahl, ungerecht, unverdient sagst du; was du gerne thätest, dazu kommst du nicht, dafür werden dir Pflichten auferlegt, welche du nicht erfüllen kannst, sagst wieder du.

Mein lieber Zuhörer! Und wenn ich dir nun heute den Weg zeigte, um aus all diesem Elend herauszukommen, alle diese Leiden und Klagen von dir zu schütteln? Siehe, das will ich thun. All deine Noth kommt daher, daß du unter

einem Gerichte stehst, unter menschlichem und göttlichem Gericht, und das Mittel, diesem Gericht entnommen zu werden, gibt dir unser Text, indem er zu dir sagt: wenn du dich selbst richtetest, so würdest du nicht gerichtet.

Daher ermahne ich dich zu dieser Stunde zum Richten deiner selbst, dazu, daß du stets allem andern zuvor über dich innerlich Gericht haltest.

I.

Damit du dich selber richten könnest, dazu ist nöthig, daß du dich selber kennen lernest, nach dem Spruch jenes alten Weisen, daß Selbsterkenntniß aller Weisheit Anfang sei. Kennst du dich denn selbst, mein Zuhörer? Nein, du bist in deines Nachbars Haus viel besser daheim, als in deinem eigenen Herzen, Andere durchschauen dich gründlicher als du dich selbst. Du bringst es vielleicht dahin, daß du diesen oder jenen Nächsten nach seinem eigenthümlichen Wesen, nach seinen besondern Eigenschaften, nach seinem Thun und Lassen ganz richtig zu schildern, vielleicht sogar nachzumachen verstehst, aber von deiner eigenen Persönlichkeit dir ein genaues Bild zu entwerfen, dir nur so deutlich zu erscheinen, wie du Andern erscheinst, das hält unendlich viel schwerer; denn wenn du auch über dich nachzudenken beginnst — und das thun bei weitem nicht Alle — so hast du immer zuerst mit einem aus der Eigenliebe herstammenden Feind zu kämpfen, mit der Selbstverblendung, der Selbstbelügung. Dieser Feind malt dein Bild nicht so, wie du wirklich bist, sondern wie du eigentlich sein möchtest deinen Vorsätzen und Bestrebungen nach, er malt dich zudem in deinen besten Stunden, er wirft das hellste Licht auf deine guten Eigenschaften. Und was ist die Folge davon, wenn du hiebei stehen bleibst? Zunächst die, daß du viel schwächer bist, als du bei genauerer Kenntniß deiner selbst würdest geworden sein; denn jeder Mensch hat Seiten, auf denen er der

Versuchung ganz besonders zugänglich ist, in jeder Menschenseele sind dunkle Abgründe, aus denen ganz unvermuthet und unversehens böse Gedanken und böse Thaten mit Gewalt hervorbrechen — vor diesen Ueberrumplungen durch die Sünde bewahrt dich nur rücksichtsloseste Offenheit gegen dich selbst, die Demuth, welche einzig den Muth hat, die eigene Schwachheit sich einzugestehn. Und weiter, mein Zuhörer, ist es gewöhnliche Menschenweise, immer das sein zu wollen, was man nicht ist, und in Dingen sich hervorzuthun, für die man keine besondere Begabung hat. Und was erreicht man damit? daß man sich selbst viele Noth macht, nichts leistet, sich überall zurückgesetzt dünkt. Würdest du aber dich selber besser kennen, dann würdest du nicht von andern Menschen deinen Weg dir vorzeichnen lassen, nicht auf den bloßen äußern Schein hinarbeiten, sondern würdest den deinem eigenthümlichen Wesen entsprechendsten Weg dir auserlesen, mehr ausrichten und zufriedener sein. Und da würde alsdann noch ein anderes dir offenbar werden: daß in deinem Innern nicht bloß schwache Seiten und dunkle Abgründe sich finden, sondern daneben noch herrliche Gotteskräfte, die du vielleicht nicht einmal angebraucht, geschweige denn erschöpft hast. O Gott, wie viel könnten doch die Menschen, die in sich selbst eine so reiche Welt tragen, aus sich selber machen, und wie wenig nützen sie dieses reiche Bergwerk aus, wie wenig wissen sie nur davon!

Doch, mein Zuhörer, ich will annehmen, du kennest dich; in diesem Falle gehört zum Gericht über dich selbst weiter, daß du dich prüfend missest. Denn wenn du einmal klar in dein eigenes Wesen hineinschaust, dann ist's vorbei mit deiner guten Meinung von dir selbst, mit deiner Selbstzufriedenheit, wo dich dünkt, anders und besser als du könne man gar nicht sein; nein, dir ist nicht mehr so wohl in deiner Haut und das ist recht so. Anfangs zwar tröstest du dich noch, indem du dich an andern Leuten missest und zwar mit solchen dich vergleichst, welche du für viel schlechter hältst, als du bist: nein,

ich habe auch meine Fehler, doch so einer bin ich noch lange nicht, mit dem lasse ich mich dann noch nicht zusammenzählen! Doch, mein Zuhörer, dieser Trost hält nicht lange vor, er ist bald verbraucht. Dein Gewissen sagt dir: das hilft dir alles nichts, entweder ist etwas recht oder es ist unrecht, entweder ist es gut oder es ist schlecht, da können Menschen gar nichts dran machen; ist etwas unrecht, so wird es gar nie, nie recht, und wenn auch alle Menschen ohne Ausnahme es thäten; ist dagegen etwas recht, so bleibt es doch das einzig Wahre, auch wenn kein einziger Mensch sich darnach richtete. Dein Gewissen ist zwar nicht immer so scharf gewesen wie jetzt, es war weltförmiger und wußte hie und da ein Auge zuzudrücken, mit den Wölfen zu heulen, zu schweigen oder wohl gar zu beschönigen, allein seit du gegen dich selbst so aufrichtig geworden bist und es dir in Bezug auf dein eignes Innere nur um Wahrheit, wie scharf auch ihr Spruch laute, zu thun ist, hat dein Gewissen sich wieder mehr nach dem ewigen Gottesgesetz, wie die heilige Schrift dir es offenbart, gerichtet und richtet dich nach diesem. Doch straft es dich nicht bloß, ruft nicht einzig dir zu: du hättest das nicht thun sollen und hast es doch gethan, sondern ebenfalls aus der heiligen Schrift zaubert es vor die Seele dir die Bilder von Menschen mit Fleisch und Blut, die nach Besserung, nach Heiligkeit gestrebt haben ihr Leben lang und darin ihr Glück gefunden, vor allem das Bild Dessen, der durch Selbstverleugnung, Gehorsam und Liebe mit dem himmlischen Vater eins geworden ist. An diesen Menschen über dir missest du dich jetzt, in dir erwacht das Streben, auch so zu werden, so gut, so unermüdlich auf deine eigne Heiligung bedacht, und in deiner Seele lebt ein Bild der Vollkommenheit, zu dem du emporschaust als zu deinem Leitstern, nach ihm deinen Weg richtend.

Doch wie das gehen kann! Grad wenn du dich eine Zeit lang recht brav gehalten oder dir eine besonders gute That gelungen ist, naht dir der Versucher auf's Neue und flüstert

dir zu: so jetzt ruhe dich ein wenig aus, du bist nun sicher auf dem guten Weg, das Schwerste ist überstanden, das Ziel ganz nahe. Allein, mein Zuhörer, hüte dich wohl, dieser Versuchung nachzugeben; grade in diesen glückseligen Tagen innerer Befriedigung hast du nöthiger als je zuvor über dich selbst Gericht zu halten, auf dich zu achten, dir klar zu machen, wo du eigentlich stehst und wie weit noch die Stätte, der Weg wie lang. Du darfst mit dir nicht zufrieden sein, du darfst dir keine Ruhe gönnen. Auf, ruft dir eine Stimme zu, vom Boden auf und vorwärts, du bist noch lange nicht fertig, so weit noch vom Ziel, vergiß, was du bereits geleistet hast, und richte deinen Sinn ganz auf das, was dir noch zu thun übrig bleibt, trachte nach den besten Gaben.

Endlich, mein Zuhörer, noch ein letzter vierter Spruch dieses innern Richters zu den dreien hinzu. Er mahnt dich nicht bloß, dich selber zu erkennen, an Gottes Maßstab dich zu messen, dich nie fertig zu glauben, sondern er ruft dir auch zu: all deines Unglückes Wurzel suche in dir selbst, in dir allein. Gewiß ein hartes, zugleich aber auch ein wahres Wort. Prüfe selbst. So manchen Schmerz und so manches Leid, darüber du klagst, das hast du dir selber zugezogen, heraufbeschworen; du nennst es vielleicht heute ein unverschuldetes Unglück, doch wenn du es zurückverfolgst bis in seine letzte Ursache hinein, wenn du ganze Jahre deines Lebens aufwärts steigst, findest du den Keim zu deinem jetzigen Unglück in einer von dir begangenen Sünde. Und gesetzt auch, dein Unglück sei ganz und gar unverschuldet, woher deine Klage? Dein Nachbar leidet grad so schwer als du und jammert dennoch nicht. Deshalb frage dich, liegt der Grund zu deinem Klagen denn wirklich in deinem Unglück und nicht vielmehr in deinem eignen Wesen voll Ungeduld, widerspenstig, in deinem Wesen, das nicht zu tragen und zu leiden, nicht sich selbst zu überwinden und alles aus Gottes Hand zu nehmen versteht?

II.

Mein Zuhörer! Wenn du dich selber richtest, so wirst du nicht gerichtet. Je strenger du gegen dich selber bist, desto mehr wird Güte dich umfangen. Du bist entnommen dem menschlichen Gericht. Zwar, daran zweifle nicht, bleibst du auch jetzt noch in der Leute Mäulern, ausgesetzt ihrem Lob und noch öfterem Tadel. Aber innerlich bist du entnommen, das berührt dich nicht mehr, die Leiden deiner Eitelkeit haben aufgehört, du trägst deinen Richter in der eigenen Brust, Lob wirkt eher demüthigend auf dich, denn du kennst dich ja selbst viel besser, Tadel kommt dir nicht unerwartet, noch je ganz unverdient, denn du weißt ja von dir selbst viel mehr Böses, als von irgend einem andern Menschen. Und selbst da, wo solcher Tadel nicht aus dem lautern Wohlmeinen mit dir hervorfließt, sondern Feindschaft, Bosheit und Schadenfreude seine Pfeile zugespitzt und mit Gift bestrichen haben, selbst da brausest du nicht mehr auf und verbitterst dich nicht mehr wie ehemals, sondern sprichst zu dir selbst: halt, laß sehen, sie meinen es zwar bös mit dir, aber vielleicht ist in ihren Worten doch etwas Wahres und du kannst draus für dich etwas nehmen. Und so wird ihr Gift dir Honig.

Entnommen bist du nun aber auch dem göttlichen Gericht, nicht allein dem letzten am Ende der Tage, sondern bereits dem, das sich alle Tage an den Menschen vollzieht. Schweres, Widerwärtiges wird dich zwar auch von jetzt an immer noch treffen und die Hand des Herrn mit Macht dich heimsuchen. Aber einem bist du entnommen, was dir bis jetzt dein Leiden ganz besonders unerträglich gemacht hat, dem Grollen und Hadern mit Gott, dem Wahn, er strafe dich ungerecht, dem bangen Zweifel, ob es überhaupt einen Gott gebe; denn jetzt weißt du von deinem innern Gerichte her nicht bloß, daß Gott dir das schickt, nicht bloß, daß du noch Schwereres verdient hättest, sondern auch, daß das alles aus Gottes Liebe

und Wohlmeinen dir zukam und an dein Herz pochen, die Augen dir aufthun und auf den rechten Weg dich leiten sollte. Und gehst du ihn nun, den rechten Weg, hütest du dich, je mehr und mehr, göttliche Ordnungen zu durchbrechen, läufst du innerhalb der dir geordneten Schranken, dann rächen sich auch die verletzten Gottesgesetze nicht mehr an dir, des Uebels und des Leides kommt immer weniger an dich.

Mein Zuhörer! Warum ich dir das alles grad heute sage, frägst du. Darum, weil du jetzt zum heiligen Abendmahl treten und mit Gott und Menschen Friede machen willst. Diesen Frieden gewinnst du nur dann, wenn du zuerst bei dir selbst mit allem Hochmuth und aller Selbstverblendung aufgeräumt hast, dich schaust, wie du wirklich bist, dich demüthigst, an deine eigne Brust schlägst und die Wurzel von all deinem Unfrieden bei dir selber suchst — und findest.

Das Gericht über die Völker

Am vaterländischen Dank-, Buß- und Bettag

1870

Spr. 14, 34. Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, die Sünde aber ist der Leute Verderben.

Meine Zuhörer! Das Jahr 1870 wiegt schwer in der Weltgeschichte. Vielleicht werden einst unsere Kinder sagen: mit diesem Jahr schloß eine alte und begann eine neue Zeit. Und wir können bereits eins von ihm rühmen: daß es in dreifacher, erschütternder Weise unsern Text erfüllt und bestätigt, daß in Wahrheit die Gerechtigkeit ein Volk erhöhe, die Sünde aber der Leute Verderben sei. In Frankreich hatte vor bald achtzehn Jahren ein glänzendes Kaiserreich auf Lüge, Unrecht und Blut sich auferbaut, hat das Gewissen der Nation darniedergehalten, das ganze Land zum Vortheil Weniger ausgebeutet, diese durch Wohllust und Goldregen entnervt, die Vielen um Bildung und sittlichen Fortschritt gebracht. Es hat in Amerika den Sklavenhaltern die Hand gereicht, in Mexiko über neuen Strömen von Blut ein neues Kaiserthum errichtet. Da eine erste Mahnung: drüben über dem Ozean erhebt das Recht sein rächendes Haupt, zerschmettert den Südbund, stürzt das Kaiserreich auf freiem Boden. Max verblutet, seine Gattin wird wahnsinnig, da sie sich vom großen Lügner an der Seine so gewissenlos betrogen sieht. Doch Napoleon will, er kann nicht mehr zurück, schreitet weiter seine Bahn des Niederganges, und um die innern Blößen seines Landes durch den Flitterstaat von Beute und Ruhm zuzudecken,

um sein eignes und seines Landes Gewissen zum Schweigen zu bringen, versucht er, die Brandfackel eines Racenkrieges in fremdes Land zu tragen. Heute sind's zwei Monate, und schon liegt das gewaltige Kaiserthum zerschmettert am Boden, es kann wohl wiederkommen, doch nur als Gespenst in düsterer Nacht, auf eine Stunde bloß, von Mitternacht bis eins. Und fragen wir: warum that das Kaiserreich diesen plötzlichen und schweren Fall? so lautet die Antwort: nicht durch der Feinde Macht, sondern weil es der Gerechtigkeit in's Angesicht geschlagen, weil seine innern Schäden wie mit einem Schlag aufbrachen und Eiter spieen, mit einem Wort: an seinen eigenen Sünden ging es zu Grund — denn die Sünde ist der Leute Verderben. Das ist unser erstes Beispiel.

Gerechtigkeit erhöht ein Volk. Deutschlands Sache war Frankreich gegenüber eine gerechte; dieses Bewußtsein hat Deutschland erhoben, begeistert, zu jedem Opfer bereit gemacht und gerade das bewirkt, was Frankreich durch den Krieg verhindern wollte, es endlich geeinigt, durch gemeinsam vergossenes Blut zusammengekittet. Doch schon steht auch Deutschland auf der schmalen, schmalen Scheidelinie, wo sein Recht aufhört und sein Unrecht beginnt. Gefahr ist vorhanden, daß das durch den Krieg entfesselte Thier im Menschen, daß Rachsucht, Machtgier und Siegestaumel es verführen, es verleiten, mehr zu nehmen, als vor Gott recht ist, und eine emporkeimende bessere Zeit für Frankreich und Europa zu ersticken in neuem Blut. Vielleicht gelingt ihm das heute, am Tag seiner Macht, aber zu seinem eigenen Schaden; damit nimmt es die Sünde an seinen Busen, und diese muß wachsen und wachsen und fortwährend immer neue Sünde gebären und nagen an Deutschlands Mark, bis auch hier beim ersten äußern Anstoß der innere Schaden zu Tage bricht und offenbar macht, daß auch hier die Sünde der Leute Verderben.

Und noch ein drittes Beispiel. Die katholische Kirche ist ein großartiger, weiter Bau, klug ausgedacht, mit jedem Mittel

der Kunst und der Gewalt ausgeführt. Die katholische Kirche hat einst der Menschheit viel Gutes gethan, damals als sie an Wissen, Gesittung und Frömmigkeit ihr weit voraus war und voranschritt. Damals ward sie groß und mächtig. Aber heutzutage ist dieselbe katholische Kirche ein Hemmschuh am Rad des Fortschritts, fesselt die Denkkraft und die Willensfreiheit von Millionen, hält sie zurück in der Unmündigkeit. Geistesfreie Menschen haben das längst gewußt und laut genug gepredigt. Doch man glaubte ihnen nicht, in diesem Halbschlummer des Geistes und Gewissens war den Meisten allzuwohl, Andere zogen daraus ihren Vortheil, Andere begnügten sich mit einem Lichtschimmer, der in ihre Kerkernacht niederfiel. Es war zum Verzweifeln. Doch auch hier schlug die Erlösungsstunde, abermal im Sommer 1870. Und wer sprach das lösende Wort? Derjenige, welcher es am wenigsten hätte aussprechen sollen, wäre er nicht verblendet gewesen durch seinen geistlichen Hochmuth, durch die Vergötterung, die Andere mit ihm, die er selbst mit sich trieb. Laut rief er's in die Welt hinaus, dieser altersschwache Greis unter der dreifachen Krone: ich bin unfehlbar, ich besitze alle Wahrheit und besitze sie einzig, unmündig seid ihr alle vom geringsten Holzhacker bis hinauf zum Erzbischof, und mundtodt sollt ihr ewiglich bleiben, mundtodt in euren Kirchgemeinden, in euren Gottesdiensten, in den Sachen eures Glaubens. Dieses eine Wort hat zu Stande gebracht, was wir nie vermocht hätten. Es hat viele Tausende aus ihrem Schlaf aufgerüttelt, sie schamroth gemacht vor Empörung, einer Bewegung innerhalb der katholischen Kirche öffnete es Thür und Thor, ein Feuerlein blies es an, das so gut brennen wird wie jenes vor dreihundert Jahren. Die Wahrheit kommt herauf wie die Morgensonne, die Lüge hat ihr selbst Bahn gebrochen, die Sünde ihr eigen Grab sich gegraben.

Ja, meine Zuhörer, allzeit schreitet Gott richtend durch die Geschichte, aber von Zeit zu Zeit hält er ganz besonders

deutliche Gerichtstage ab, zu zeigen, daß seine Worte wirklich die ewige Wahrheit seien. Ein solcher Gerichtstag ist das Jahr 1870.

Und mitten in diesem Gerichtstag Gottes durften wir Schweizer sicher wohnen, wir freuen uns des Friedens, wir sind glücklich, wir genießen reiche Gnade. Zwar die stürmischen Folgen jenes Wörtchens „unfehlbar" klopfen bereits auch an unseres Landes Thore, doch unser katholisches Volk, sobald es nur die Freiheit und Selbständigkeit seiner politischen Gemeinde auch auf die Kirchgemeinde ausdehnt, wird ungefährdet bleiben, wird Nutzen draus ziehen statt Schaden. Zwar hat uns unsere Grenzbesetzung sehr viel an Zeit und Geld gekostet, doch unsere Söhne zogen gern, und was waren alle Opfer im Vergleich zur glücklich überstandenen Gefahr, im Vergleich zur Erhebung, Kräftigung, Einigung unseres Volkes auf Grund seiner gerechten Sache? Mehr noch, während Frankreich in seinem äußern Dasein, Deutschland trotz seiner Siege oder vielmehr grad durch dieselben in seiner innern Entwicklung zur Freiheit hin gefährdet ist, bereiten wir soeben in Ruhe eine Revision unserer Bundesverfassung vor und gelingt es uns, so Gott will, Grundlagen zu finden zu neuer freiheitlicher und glücklicher innerer Entwicklung. Doch immer noch mehr: es war uns vergönnt, mitten im entbrannten Völkerhaß Bruderliebe und Christenpflicht zu üben und Thaten zu thun, welche in manchen deutschen wie französischen Herzen eingegraben bleiben und den Namen unserer kleinen Republik manchem, der sie sonst gehaßt oder verachtet, lieb machen werden. Unsere Aerzte dort auf den Verbandplätzen, die vertriebenen Deutschen, die mißhandelten Straßburger verkündeten laut, daß viel Liebe zu finden sei im kleinen Schweizerland.

Doch, mein Zuhörer, wir wollen uns nicht selber rühmen, am heutigen Tag am allerwenigsten. Vielmehr mahnt uns ja schon unsere Bettagsproklamation, daß wir für uns selbst beherzigen sollen die große, mit brennender Schrift eingegrabene

Lehre, daß nur Gerechtigkeit ein Volk erhöht, die Sünde dagegen der Leute Verderben ist. Prüfen, sagt jene Proklamation weiter, prüfen sollen wir uns, ob nicht auch an unseres Volkes Mark Sünden und Schäden zehren, welche am Tag der Noth aufbrechen und unserm Lande Verderben bringen werden. Diese Prüfung stellen wir noch an.

Ein Erstes, das jedem braven und mit offenen Augen in's Leben hineinschauenden Schweizer oft schwer hat auf's Herz fallen und ihn für's Vaterland besorgt machen müssen, ist die Thatsache, daß mitten unter uns so Viele leben, die für's Vaterland so gut wie ganz verloren sind. Ihr müßt alle Tage es mit ansehen, wie dieser oder jener verkommt, oft schon in jugendlichen Jahren zu Grunde geht, weil das Laster, dieses oder jenes Laster ihm Leib und Geist unterhöhlt hat, so sehr, daß wenn er auch noch etwas für's Vaterland thun wollte, er nicht mehr kann, und wenn er könnte, er nicht will. Und zu diesen gesellen sich nun Andere, denen es an Ehrgefühl fehlt, die sich gleichgültig haben verganten lassen, oder deren Gott und einziger Halt im Leben das Burgergut ist, oder die aus nichtigem Vorwand sich ihrer Militärpflicht entzogen haben. Und zu diesen treten vielfach aus den höhern Klassen nicht Wenige, welche nur darum sich freuen und rühmen, Schweizer zu sein, weil sie hier weniger steuern müssen als anderswo oder weil sie in irgend welcher Weise am Euter der Staatskuh saugen — hört das auf, sollen sie sachliche oder persönliche Opfer bringen, gleich hört ihr Patriotismus auf, das Klagen und das Schimpfen fangen an. Sagt selbst, meine lieben Zuhörer, wird diese Schar Unseliger, unnütz und gefährlich schon jetzt, uns am Tag der Noth nicht eine große Verlegenheit sein und, im Gegensatz zu jenen Verbannten von Morgarten, auf uns selbst statt auf den Feind ihre Steine niederrollen!

Weiter, meine Zuhörer, geht in die erste beste größere Stadt, so stoßt ihr dort auf eine nicht geringe Anzahl meist vom Lande hereingekommener Leute, welche gegen jede gesellschaftliche

Ordnung verbittert sind, über alle besser Gestellten, dazu über ihre Heimat wie über ihren Wohnsitz arg losziehen, ja die nicht einmal für's Vaterland ein freundliches Wort haben. Ihr fühlt den Boden unter euren Füßen wanken, es wird euch angst vor diesen Menschen, vor diesem Flugsand, der am bösen Tag aus einander fliegt und keinen Halt bietet. Doch gehet diesen traurigen Zuständen ein wenig nach, so findet ihr, daß diese Leute nicht allein durch ihre eigene Schuld so heimatlos und so verbittert geworden sind. Denn was ist ihr Schicksal? Wo sie auch hinziehn in unserm Vaterland, wird ihnen die Niederlassung erschwert, die Armengenössigkeit fast zur Unmöglichkeit gemacht, und kaum dürfen sie hoffen, daß sie am gleichen Ort, wo sie ihre Kraft aufgebraucht, zu dieses Ortes Nutzen aufgebraucht haben, auch im Frieden sterben dürfen. Schwer war ihre Jugend, arbeitsvoll und mühselig, von der Hand in den Mund ist ihr Leben, trostlos die Aussicht in ihre letzten Tage. Und woher das alles? mit aus dem Grund, weil es im freien Schweizerland unzählige Gemeinwesen gibt von einer Engherzigkeit und Härte wie nirgends sonst. Da prahlen sie immer, starke, selbständige Gemeinden seien des Landes Halt und bester Kitt; Mühlsteine sind sie geworden, welche zwischen sich einen Viertheil Schweizervolk zu Staub zerrieben haben; das Unglück des Landes sind sie in ihrer gegenwärtigen Gestaltung mit ihrer widerchristlichen Gesinnung, in ihrer Verblendung gegen den eigenen Vortheil, gegen ihre Zukunft und das Wohl des Vaterlandes.

Eben diese Erscheinung aber führt uns noch auf eine weitere Wahrnehmung: es herrscht in unserm Land noch viel zu wenig die Gerechtigkeit. Seht, die Gerechtigkeit hat eine Wage in der Hand, in eine Schale legt sie die Rechte, in die andere die Pflichten und ist erst dann zufrieden, wenn beide Schalen sich aufwiegen, die Wage halten. Das thun sie aber nicht im Vaterland. Im Bezirk derselben Kirchgemeinde hat die Burgergemeinde fast lauter Rechte, die Einwohner-

gemeinde fast nur Pflichten. Zwischen der Gemeinde und dem Einzelnen wüthet ein Kampf: früher war Pflicht und Recht da gleichmäßig vertheilt, nun aber strebt der Einzelne, von all seinen Pflichten gegenüber der Gemeinde sich freizumachen und dennoch seine Rechte an sie festzuhalten; und ganz dasselbe thut die Gemeinde auch ihrerseits: an den meisten Orten unseres Kantons bezieht sie das Einzuggeld* und erkennt dennoch keinen Anspruch an sie auf Armenpflege mehr an. Derselbe Kampf zwischen Recht und Pflicht reicht hinunter in jedes Dienstverhältniß, ja bis in die einzelnen Familien: gegenseitige Klagen, dort Härte, hier Verbitterung, überall nur deshalb, weil jeder mehr Recht will, als er dem Andern gegenüber Pflicht über sich nimmt. Täuschen wir uns nicht, meine lieben Zuhörer, diesem Kampf Aller gegen Alle wird kein Gesetz und keine Verfassung ein Ende machen, zum Frieden gibt's da nur einen Weg, nur ein Mittel, und dieses besteht darin, daß jeder Mensch freiwillig bei sich selbst die Gerechtigkeit, das Gleichgewicht zwischen Recht und Pflicht herstellt und vom andern Theil nie mehr verlangt, als er selbst leistet. Und zwar müssen da stets diejenigen mit dem guten Beispiel vorangehen, die bisher mehr Recht als Pflicht gehabt.

Meine lieben Zuhörer! Man sollte solche einfachen Dinge eigentlich gar nicht mehr zu sagen brauchen zu Christen, welche ja durch ihre Religion der Hingebung, des gegenseitigen Dienens noch zu viel Größerem verpflichtet sind. Aber das ist es eben, und das macht mir für den Tag der Noth am meisten angst für unser Vaterland: unser Christenglauben ist noch viel zu wenig persönliche Ueberzeugung des Einzelnen, durchdringt nicht genugsam unsere bürgerlichen Verhältnisse, reformirt nicht unser Alltagsleben. Wir sagen zwar allzumal, Religion sei das Fundament jedes Volkslebens, ohne Religion müsse jeder Staat zu Grunde gehen, und wir sagen das mit vollem Recht. Dabei ist uns aber diese selbe Religion viel zu sehr bloß

*) 1874 durch die Bundesverfassung aufgehoben.

Sache der Pfarrer, die unter sich alles ausmachen und es uns dann vorkauen mögen. Die Religion ist zumeist bloß für's Jenseits, für's Diesseits bloß ein Zaun gegen das Böse, kein Treiber zum Guten, und so dulden wir es ohne weiteres, daß in unserem bürgerlichen Leben Grundsätze herrschen, die unserem Christenglauben geradezu in's Gesicht schlagen. Hier, meine Lieben, müssen wir aus einer alten Zeit heraus und in eine neue hinein: in unserm öffentlichen Leben ist jeder ein schlechter Bürger, der um die Angelegenheiten seines Vaterlandes sich nicht kümmert, über sie nicht nachsinnt, kein festes Urtheil hat oder sich bildet, und nun sollte ein guter Christ etwa derjenige sein, welcher im Religiösen ganz dasselbe thut oder besser nicht thut, was der schlechte Bürger auf seinem Gebiet? Nein, meine Lieben, unter uns Protestanten soll Jeder seines Glaubens leben, sein Gottvertrauen, seine persönliche Ueberzeugung haben, dann erst ist viel Religion im Land und das Land stark durch diese Religion.

Meine Lieben! Hier liegen tiefe Schäden. Hier heilet, hier bessert, da ihr noch Zeit habt. Die Sünde weg, die Gerechtigkeit und die Liebe in's erste Glied, dann seid ihr kriegsbereit.

Das Schwören

1870

Matth. 5, 33—37. Wiederum habt ihr gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht falsch schwören; du sollst aber dem Herrn deine Eide halten. Ich aber sage euch: Ihr sollet ganz und gar nicht schwören, weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Thron; noch bei der Erde, denn sie ist der Schemel seiner Füße; noch bei Jerusalem, denn sie ist die Stadt des großen Königs. Auch sollst du nicht bei deinem Haupte schwören, denn du vermagst nicht ein einziges Haar weiß oder schwarz zu machen. Es sei aber eure Rede: Ja, ja! Nein, nein! Was darüber ist, das ist vom Bösen.

Meine Lieben! Der Krieg und die Bettagszeit haben unsere Betrachtungen über Stellen aus der Bergpredigt Jesu mehr oder minder unterbrochen, wir nehmen dieselben nun frisch wieder auf.

Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist — ich aber sage euch. Wer sind diese Alten und wo ward ihnen etwas gesagt? Jene Alten sind die Vorfahren Jesu und der Juden und das ihnen Gesagte finden wir im Gesetz des alten Testamentes selbst. So trägt also Jesus kein Bedenken, über das alte, heilige Recht seines Volkes hinauszugehn und es da, wo es ihm nöthig scheint, durch neue Vorschriften und eigene Lehren zu ersetzen. War das Jesu erlaubt? Allerdings, denn er macht es damit den Leuten nicht leichter, tugendhaft zu sein, er macht ihnen den schmalen Weg nicht breiter, sondern nimmt es umgekehrt noch ernster mit der Sittlichkeit, steckt der Menschheit ihre Ziele noch höher.

Worin aber unterscheiden sich die sittlichen Anforderungen

Christi vom alttestamentlichen Gesetz? Im Allgemeinen können wir sagen, der alte Bund geht mehr den äußern Thatsünden zu Leibe, Christus dringt auf die lautere Gesinnung; das Gesetz sagt: du sollst nicht, Christus: du sollst, d. h. Christus redet nicht bloß vom Bösen, das wir zu meiden haben, sondern zugleich vom Guten, das wir statt dessen thun sollen; das Gesetz verheißt gar zu gern äußern Lohn und irdische Segnungen, dagegen Jesus nur innern Lohn, den Frieden der Seele, die Gotteskindschaft, die Vervollkommnung, neuen Zufluß göttlicher Kräfte, das Hineinwachsen in Gott, was Jesus so gerne alles mit einander in dem Ausdruck Himmelreich, Gottesreich zusammenfaßt.

Allein diese Unterscheidung, so richtig sie ist, genügt noch nicht. Jesus geht noch einen Schritt weiter und in seinen Vorschriften über die Ehescheidung, die Privatrache, die Feindesliebe, das Schwören verbietet er geradezu, was das alte Testament wenn auch nicht befohlen, doch erlaubt und verstattet hatte. Wir prüfen und beherzigen heute Jesu Mahnung in Bezug auf den Eid, das Schwören überhaupt und fragen:

wie will Christus, daß wir es mit unsern Reden zur Bezeugung der Wahrheit halten?

I.

Wiederum habt ihr gehört, daß zu den Alten gesagt ist: du sollst nicht falsch schwören; du sollst aber dem Herrn deine Eide halten. Ich aber sage euch, ihr sollet ganz und gar nicht schwören. Es sei aber eure Rede ja ja, nein, nein. Was darüber ist, das ist vom Bösen. Also das alte Testament erlaubt den Eid, den Schwur, sobald der Mensch nur seinen Eid hält und thut, was er geschworen. Jesus dagegen verbietet jeden Eid, alles Schwören. Merkwürdig, meine Zuhörer! mit wem halten wir Christen es denn eigentlich? Es ist beschämend genug, aber es muß doch heraus: heute nach acht-

zehnhundert und mehr Jahren steht wenigstens in diesem Punkt die christliche Welt noch völlig auf jüdischem Boden, sie billigt den Eidschwur, erlaubt ihn, befiehlt ihn oft, sie verwirft bloß den falschen Schwur, den Meineid, während Christus alles und jedes Eidschwören verboten hat. Wir begnügen uns, vor dem Meineid das Kreuz zu machen als vor einer gräßlichen Sünde. Wir beklagen den vielfachen Mißbrauch, der mit dem Schwören von Eiden getrieben wird, daß man einer und derselben Person, an einem und demselben Gerichtstag deren gar zu viele auferlegt und dadurch am Ende das Gefühl für seine folgenschwere Wichtigkeit abstumpft, beklagen auch, daß man solche Eide ohne die genügende Vorbereitung oder um nichtswürdiger Kleinigkeiten willen schwören läßt oder durch Drohungen, Ueberredungskünste, Spott oder andere Einwirkungen Diesen oder Jenen zu einem Eid gegen seine bessere Ueberzeugung bringt. Wir streiten uns auch wohl darüber, ob ein Meineid je von Gott vergeben werde, während wir uns doch klar machen sollten, daß die göttliche Vergebung auch dem größten Sünder, sobald er sie nur sucht, zu Theil wird, daß jedoch der Meineidige nur in den seltensten Fällen sich so weit emporraffen wird, um sie zu suchen; denn wie soll der, welcher, um ein irdisch Gut zu gewinnen odbr einer Schande zu entgehen, seiner Seele Heil dahingegeben, wie soll der sich ermannen zu einem offenen, reumüthigen Eingeständniß seines Meineids vor Gott und Menschen, wenn er nun seinen Gewinn verlieren soll und dazu noch Schande und schwere Strafe auf sich ladet! Das ist der Fluch auf dem Meineidigen, daß er sich seinen innern Weg zu Gott zurück verrammelt.

Meine Lieben! Allein mit all diesen Bekreuzungen vor einem Meineid und Lamentationen darüber bleiben wir stets bloß auf der Oberfläche stehen, lassen alles beim Alten, greifen dem Uebel nicht an die Wurzel. Die Wurzel alles Meineids ist aber der Eid selbst — ich aber sage euch, ihr sollet ganz

und gar nicht schwören! Christus will damit dem Eid überhaupt ein Ende machen und ist mit diesem seinem Streben nicht bloß seiner Zeit weit voraus, sondern auch unserer Gegenwart, die sich doch so fortgeschritten dünkt, immer noch unendlich weit voran. Weg mit jedem Eidschwur! das ist mit eine Losung der Zukunft.

Und diese Zukunft bereitet mit Macht sich vor. Schon die Reformation vermochte die eidlichen Gelübde auf Jahre hinaus, auf Lebenszeit nicht mehr zu ertragen und hat sie abgeschafft, aus dem einfachen Grund, weil der Mensch nicht äußerlich durch ein einzelnes Wort, sondern innerlich durch Gebet ohne Unterlaß an Gott sich binden soll; weil er auch nicht dieses einzelne Wort, gesprochen ohne Erfahrung, ohne Voraussicht des eignen innern und äußern Lebensganges, zum Tyrannen und Verderber seines ganzen spätern Lebens machen darf, vielmehr die Pflicht hat, sich jeden Augenblick neu und frei aus sich selbst heraus zu bestimmen. Damals schon verweigerten einzelne Religionsparteien auch den Eid, drangen aber mit ihrem Begehren, davon entbunden zu werden, nur ausnahmsweise durch. Seither aber ist der Widerwillen gegen den Eid immer allgemeiner geworden, und zwar nicht etwa von Seiten der Leichtfertigen und Gottlosen, sondern umgekehrt von Seiten der gewissenhaften Richter und ernsten Frommen, denen es gleich sehr um die Wahrheit wie um den Frieden ihrer Seele zu thun ist. Bereits wird daran gearbeitet, die Beamten- und ähnliche Eide durch einfache Gelübde zu ersetzen; denn der Eid für sich allein macht den Schwörenden noch nicht zu einem treuen Beamten, wohl aber gar oft zu einem Meineidigen, und was ein gewissenhafter Mensch bei seinem Amtsantritt ohne Sünde bezeugen kann, das ist nicht, daß er sein Leben lang treu sein werde, sondern daß er den festen Willen habe, es zu sein. Bereits wird auch ein Prozeßgang vorgesehen, welcher die Eidschwüre immer seltener, immer entbehrlicher macht, denn die Erfahrung hat gezeigt, daß eben

der Gerichtseid so Viele in Versuchungen von solcher Schwere und Gefährlichkeit hineinführt, daß nicht Wenige ihnen nicht zu widerstehen vermochten — ein einzig Wort und der Gewinn war gemacht, ein einzig Wort und die Schande war vermieden, und dieses einzige Wort ward gesprochen, es ward ein Brandmal im Gewissen, denn es war ein Meineid. Und wenn wir einst völligster Religionsfreiheit genießen, wird diese wie von selbst jedes öffentlichen Eides Ende werden, denn alsdann wird offenbar werden, was man jetzt immer noch nicht glauben will, daß kein Eid den Gottlosen bindet und daß es um den Gewissenhaften zu binden keines Eides bedarf. Der Eid wird als unnöthig erkannt werden und werden Alle, ob auch aus sehr verschiedenen Gründen, sich verbinden, um Christi Wort zu erfüllen: ich aber sage euch, ihr sollet ganz und gar nicht schwören.

Da sind wir schön dran, wendet ihr mir ein, meine Zuhörer; auf der einen Seite legst du uns dar, der Eid, alles Eidschwören sei dem Willen Christi, unserm Christenglauben entgegen, auf der andern Seite legt die Obrigkeit uns Eide auf. Was sollen wir da thun? Zwei Dinge. Sollen wir die Eide verweigern? Nein, vorderhand noch nicht. Mit dem Eidschwören verhält es sich wie mit der Ehescheidung, beide Gebote sind um der Menschen Herzenshärtigkeit willen gegeben, menschlich, nur auf eine bestimmte Zeit zugelassen, am Anfang, sagt Christus, ist es nicht so gewesen, und, fügen wir hinzu, am Ende wird es nicht mehr so sein. Es gab eben eine Zeit, wo die Menschen, um sich innerlich gebunden zu wissen, sich äußerlich binden zu müssen glaubten. Aber diese Zeit naht ihrem Ende. Drum, meine Zuhörer, schwört allerdings, sobald ihr dieses mit gutem Gewissen thun könnt, die von der Obrigkeit euch abverlangten Eide, aber gleichzeitig arbeitet, jedes in seinem Kreise und nach seinen Kräften, dahin, daß von den Gesetzen unserer Republik das Eidschwören immer seltener und am Ende gar nicht mehr verlangt und

gestattet werde. Dabei aber, meine Lieben, dürft ihr nicht vergessen, daß ihr nie durch bloße Worte zu diesem Ergebniß gelangen werdet, sondern bloß durch euer eigenes Beispiel eure Mitmenschen von der Unnöthigkeit des Eides überzeugen könnet. Wie jene englische Sekte, so wird man auch euch jedes Eides entbinden, sobald man zu eurem einfachen Ja und Nein das Vertrauen haben darf, es sei so gut und zuverläßig wie jetzt ein Eid.

II.

Allein eben da fehlt's, eben da liegt der Grund, weshalb man des Eides immer noch nicht entrathen zu können meint. Die Mehrzahl unserer Volksgenossen braucht Schwüre und glaubt diese Schwüre nicht entbehren zu können, nicht allein beim eigentlichen Eid, sondern in ihren ganz gewöhnlichen Reden, Erzählungen, Gesprächen, bei allen Befehlen, bei jeder Streitigkeit unter einander. Und darum gilt hier zuerst und vor allem Jesu: ich aber sage euch, ihr sollet ganz und gar nicht schwören. O, sagt mir nicht, ihr Frauen, ihr schwört nicht, wenn ihr heilige Namen ein wenig verdreht, anders sie aussprecht und so sie braucht, und ihr Männer behauptet nicht, ihr rufet Gott nicht selber an, wenn ihr mit Himmel und Blitz, mit Donner und Hagel, mit Hölle und Teufel, mit eurer Seele und eurer Seelen Seligkeit um euch werft — ihr sollt ganz und gar nicht schwören, weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Thron, noch bei der Erde, denn sie ist der Schemel seiner Füße, noch bei Jerusalem, denn sie ist die Stadt des großen Königs. Heilig, göttlich ist alles, auch das scheinbar Gewöhnliche und Irdische; ihr sollt es durch Fluchen und Schwören nicht in den Koth herabziehen. Doch meinet ja nicht, ihr werdet etwa deshalb vor dem Fluchen gewarnt, weil diese wilden Worte Gott unangenehm seien, ihm Schaden thun und er nicht leiden möge, daß ihm an der ihm gebührenden Verehrung Abbruch geschehe.

So denken Viele und werfen so recht trotzig und herausfordernd gegen Gott ihre Flüche hin. Die armen Menschen! sie merken nicht, daß Gott aus lauter Erbarmen mit ihnen, mit ihnen allein, vor dem Fluchen sie warnt. Was sollte doch dem großen Gott solch menschlich Gebell und Gekläffe anzuhaben vermögen! Aber sich selbst schädigen die Leute und zwar unheilbar; denn wenn sie so mit rohen Worten das Höchste und Heiligste, Gott selbst, heruntergezogen, gleichsam mit Füßen getreten, es gemein und schlecht gemacht haben, was bleibt ihnen da noch in ihrer menschlichen Schwachheit, um dran sich zu halten, darauf zu vertrauen, um dran sich zu freuen, daraus neue Kraft zu schöpfen und dadurch aus ihrer irdischen Armseligkeit sich emporziehen zu lassen? Ja das ist ihr Fluch und ihr Elend, daß sie das Heiligthum in ihrer Seele selbst zertreten und zertrümmert haben und nun keine innere Heimat mehr besitzen, um sich drein zurückzuziehn und da zu wärmen.

Und noch in einer andern Beziehung ist der Flucher ein Thor, betrügt und schädigt nur sich selbst. Auch sollst du nicht bei deinem Haupte schwören, denn du vermagst nicht ein einziges Haar weiß oder schwarz zu machen. Der Flucher glaubt sich eben durch seine Flüche groß und stark und ist doch eben durch sein Fluchen schwächer und ohnmächtiger als irgend ein Anderer. Du willst deine Erzählungen und Gespräche damit würzen — warum? Weil du das Gefühl hast, sie seien arm an Geist, guten Gedanken, langweilig und ohne Salz. Du willst deine Versicherungen damit bekräftigen — warum? Weil dein Gewissen dir sagt, daß man dir ohne solche gewaltsamen Mittel nicht traue und doch auch mit ihnen je länger desto weniger. Du möchtest durch Flüche deinen Gegner niederschmettern — warum? Weil das gute Recht nicht auf deiner Seite ist, oder wenn auch, weil du an die stille Macht des guten Rechts nicht glaubst. Doch fluche so viel du willst, du bringst es nie nur halb so weit wie jener

Andere, der keinen einzigen Fluch thut, dafür aber gute Gedanken hat und verständige Dinge zu berichten weiß, dafür aber das volle Vertrauen seiner Mitmenschen besitzt, dafür aber im Streit durch sein gutes Recht und seine Selbstbeherrschung jedem Gegner Ehrfurcht einflößt.

Ich aber sage euch, ihr sollt ganz und gar nicht schwören! Ist es aber auch möglich, in allen Lagen des Lebens ohne Schwur auszukommen? Ihr meinet nein, ich glaube ja. Ich will euch auch das Mittel dazu angeben: wie beim Flucher das ewige Schwören das Beten ertödtet, die Lust und den Glauben daran, so müsset ihr umgekehrt das Fluchen durch Beten tödten. Wandelt stets vor Gottes Angesicht, dann gibt er euch, was ihr reden sollt, dann verleiht er euren Worten Kraft und Nachdruck, dann gibt er euch auch im Streit die jeden Gegner entwaffnende, stille, hohe Fassung.

Die Wiedervergeltung

1870

Matth. 5, 38—42. Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch: Ihr sollet dem Bösen nicht widerstehen; sondern wenn dir Jemand einen Streich geben wird auf deinen rechten Backen, so biete ihm auch den andern dar; und dem, der mit dir rechten und deinen Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel; und wenn dich Jemand auf eine Meile zwingen wird, so gehe zwei mit ihm. Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der von dir entlehnen will.

Meine Lieben! Jesu Seele dürstete nach Wahrheit und nach Recht. Diese Wahrheit und dieses Recht fand er nicht in Israel. Wohl machten die Menschen um ihn her aus beidem ein großes Wesen. Um die Wahrheit an den Tag zu bringen und zu erhärten, ward kein Mittel gescheut, Eide die Menge wurden geschworen; um Jedem sein Recht zu schaffen, waren Gerichte da mit festen Regeln und einer auf alle Fälle bedachten Gerichtsordnung. Das alles aber bot bloß einen Schein von Wahrheit und Recht, Wahrheit und Recht nicht selbst. Die Leute schwuren höher und immer höher, brachen ihre Schwüre und fanden auch an den nicht gebrochenen keinen Glauben. Das Recht, das gesprochen ward, beruhte auf der Wiedervergeltung und bestimmte: so viel Böses that dein Nächster dir, und daher darfst du ihm so viel, das gleiche Maß, wieder thun, das sei seine Strafe. So erzeugte dort in Israel Böses immer neues Böse, Gewaltthat frische Gewaltthat in unheilvoller, unauflöslicher Verkettung. Die Kräfte,

welche die Menschen zu gegenseitiger Hülfeleistung und Förderung hätten zusammenspannen können, zehrten sie in ewigem Widerstreit gegen einander auf; diese Kräfte gingen verloren, stifteten Schaden statt Segen.

Das ertrug Jesus nicht, dieser bloße Schein von Wahrheit und Recht sollte etwas Besserem Platz machen. Jesus griff ein. Er verwarf jeden Eid, alles Schwören und stellte die Wahrheit ab auf das einfache Ja und Nein, machte diese Worte den Seinen so heilig, so bindend, so unauflöslich und unwiderruflich wie keinen Eid. Dann ging er auch dem damaligen Recht zu Leibe und griff es bei seiner Wurzel an, bei der Wiedervergeltung des Gleichen mit Gleichem, des Bösen mit Bösem. Jene Kette von Unrecht und wieder Unrecht und immer größerem Unrecht riß er entzwei und brach einer neuen Ordnung Bahn, dem Dulden des Unrechts, ja der Wiedervergeltung des Bösen durch Gutes. Fortan sollte man nicht mehr das Böse durch neues Böses zu überwinden suchen, sondern einer jeden bösen That sollte eine gute entgegengestellt werden, und damit ward begonnen die große Probe, was stärker sei, das Böse oder das Gute. Jesus glaubte unbedingt an die größere Macht des Guten und seinen endlichen Sieg. So sprechen wir denn von der

christlichen Wiedervergeltung des Bösen durch Gutes.

Meine Lieben! Daß das schön und das Wahre sei, das Böse mit Gutem zu vergelten, darüber sind wir allzumal einig; kaum aber treten wir mit diesem allgemeinen Entschluß an unsern Text, so rufen wir: ja aber so, wie da vorgeschrieben wird, können wir es unmöglich machen, das ist auch gar zu viel verlangt; in gar vielen Fällen geht es auch deshalb nicht, weil wir damit das heilige Recht zertrümmern und die Bösen auf Erden allmächtig machen würden. Prüfen wir diese Anstände:

I.

Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, ihr sollet dem Bösen nicht widerstehen, sondern wenn dir jemand einen Streich geben wird auf deinen rechten Backen, so biete ihm auch den linken dar. Ihr Frauen, ihr habt das nicht immer gethan; zuweilen wenn eure Männer spät und gereizt nach Hause kamen, hattet ihr euch bereits vorbereitet, dem Bösen zu widerstehen und Worte wie spitze Pfeile lagen im Köcher eures Mundes parat. Es ist möglich, eure Gatten gaben euch zuerst böse Worte, es ist möglich, ihr habt in eurer Stimmung sie bloß mißverstanden, aber wie fuhret ihr da los und ruhtet nicht, bis ihr das letzte Wort behieltet. Ich begreife vollkommen gut, wie ihr so weit kamet: das lange Warten, die einsamen, bittern Gedanken, ein rohes Wort — aber ich will euch nur eines fragen: gewannet ihr viel durch diesen Ausbruch, habt ihr den häuslichen Frieden damit befördert, euch nicht vielmehr statt dessen der Gelegenheit beraubt, durch ein freundlich ernstes Wort zu guter Stunde einen nachhaltigen Eindruck auf eure Männer hervorzubringen? Habt ihr es ein einziges Mal bereut, wenn es euch gelungen war, an euch zu halten, ein ungerechtes Wort schweigend hinzunehmen, und zu dem ersten ein zweites Wort, und dennoch freundlich zu bleiben, versöhnlich, vergebend? Habt ihr euch dadurch gedemüthigt gefühlt und nicht vielmehr gestärkt, innerlich klar über den Weg, den ihr zu gehen hattet? Und hat dieses Verhalten dem, der euch Unrecht that, nicht tiefern Eindruck gemacht, als alle eure spitzen Worte? spürte er nicht etwas Unnahbares in euch, etwas, das er nicht in seiner Gewalt hatte, nicht zu erzürnen und zu kränken vermochte? Ja, da bliebet ihr in Wahrheit Sieger.

Und dem, der mit dir rechten und deinen Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel. Woher so viel Streit in

den Familien? Doch gewiß mit daher, daß Jedes Recht haben und Recht behalten will. Auf diesem Weg ist gar nicht mit einander auszukommen, denn Jedes ist Richter in eigner Sache, und je mehr ihm widersprochen wird, desto mehr versteift es sich auf das, was es für sein Recht hält. Mein Zuhörer, du hast die Wahl. Entweder verfolge dein vermeintliches Recht, mißachte jedes fremde Recht, dann aber verzichte auf jeden Frieden bei dir daheim; ist es dir dagegen wirklich um Frieden zu thun, so erkaufst du denselben nur durch Nachgibigkeit, durch Verzichten auf dein Recht, da wo dasselbe ganz unzweifelhaft, durch Opfer, durch kleine und immer größere. So das eigne Recht preiszugeben, sich nehmen zu lassen, was einem gehört, und lieber als daran sich festzuklammern noch mehr als bloß das Verlangte hinzugeben, das hält freilich schwer, aber wenn du es über dich vermagst, wenn du nie dein Recht, dagegen stets den Frieden deines Hauses suchst und um des lieben Friedens willen nachgibst und untendurch gehst, dann beschämst du die Deinen in ihrer Rechthaberei, dann machst du auch ihnen den Frieden lieb, dann erreichst du, daß in deinem Hause nicht Jedes sein besonderes Recht haben will, nicht bloß auf das Seine schaut, mit unzufriedenen Blicken auf das Eigene und mit gierigen Augen auf den Besitz des Andern, sondern daß Jedes auf das bedacht ist, was dem Andern und was dem Ganzen frommt.

Und wenn dich jemand eine Meile zwingen wird, so gehe zwei mit ihm. Schuldig bist du es nicht, auch nur eine Meile mit jenem zu gehen, allein es verhält sich im Familienleben mit der Schuldigkeit ganz so wie mit dem Recht. Wo du darauf bestehst, du thuest deine Pflicht, deinen Dienst und mehr seiest du nicht schuldig und thuest du nicht, da verrichtest du erstens auch deine Pflicht gewöhnlich nur halb und sehr schlecht, und zweitens bewirkst du, daß auch deine Hausgenossen bei dem stehen bleiben, was sie für ihre Schuldigkeit halten, und so bleiben zwischen diesen verschiedenen Schuldigkeiten

mitten drin eine ganze Menge Dinge ungethan, Jedes weigert sie dem Andern, Jedes lebt lieber unbequemer, als daß es seinen Trotz aufgäbe. Mein lieber Freund! Weißt du denn nicht, daß gerade das die fröhlichste Arbeit ist, zu welcher niemand dich zwingt, welche über deine enge Schuldigkeit hinausliegt, daß es so schön ist, da wo du im Hause etwas fehlen, irgend etwas ungethan siehst, das in der Stille abzuthun? Ja freilich wird deine Gutmüthigkeit zuweilen mißbraucht werden, wird dieser oder jener Träge oder Pflichtvergessene darauf sich verlassen, daß du für ihn eintretest, thue es aber gleichwohl, am Ende bringst du es doch durch dein zwingendes Beispiel dahin, daß die Deinen, noch während ihre Hände mit der Erfüllung irgend einer Pflicht beschäftigt sind, schon mit ihren Augen ausschauen und denken: wo fehlt noch etwas, daß ich es von mir aus abthue, schnell und still.

Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der von dir entlehnen will. Warum solltest du das nicht thun? Darum nicht, weil ich allzuviele schlimme Erfahrungen gemacht habe. Ich war auch einst weichherzig und vertraute den Menschen — Undank und Schaden war mein Lohn. Jetzt lasse ich mich nicht mehr erwischen. — Handle nicht also, laß nie den Unschuldigen für den Schuldigen leiden, beraube dich nie eines Anlasses zum Gutesthun, gib den Glauben an die Menschen nicht auf, sonst schädigst du damit gar niemanden so sehr wie dich selbst. Bewähre auch hier, daß das Gute langmüthiger, geduldiger, stärker ist als das Böse, überwind es durch neue Gutthat, laß nicht deine Seele dir von der Bitterkeit einnehmen und vergiften.

II.

Mein lieber Zuhörer! So siehst du selbst, für dein häusliches Leben fordert unser Text eigentlich nicht zu viel.

Es läßt sich immer noch leben dabei und zwar gut und glücklich leben. Mag sein, sagst du, daß für den engen Kreis des Hauses und der nächsten Freunde solches Erdulden des Unrechts, solche Nachgibigkeit, solches Eintreten für Andere, solche auf jeden Dank und äußern Lohn verzichtende Wohlthätigkeit am Platze ist, aber für unsere öffentlichen Verhältnisse, für unser Leben in der Welt paßt ein solches Verhalten ganz und gar nicht. Hier muß man an seinem Recht festhalten, darf seiner Würde nicht vergeben, muß nicht zu höflich, zu zuvorkommend sein, sondern zurückhaltend, darf sich nicht ausnutzen und mißbrauchen lassen. Ja so meinst du, und wenn irgend ein Fremder in deinem Hause dich überrascht, wie du Unrecht duldest, nachgibst, dienest, dich von Andern brauchen lässest, so erröthest und schämst du dich fast. Es ist dir, als sei das eigentlich gegen deine Ehre, und je mehr du mit andern Leuten zusammenkommst, desto mehr ziehst du dich in deine Würde zurück, desto empfindlicher und leichter gekränkt wird dein Ehrgefühl. Mein Zuhörer! Es ist ganz recht, daß du auf dein Betragen Acht hast und zu deinem Namen und deiner Menschenwürde Sorge trägst, aber siehe wohl zu, ob das, was du deine Ehre nennst, nicht bloßer Hochmuth sei oder Menschenfurcht, Angst, daß die Welt dich tadeln oder deiner spotten möchte. Die wahre Ehre besteht darin, daß du deiner sicher bist und das ruhige Bewußtsein in dir trägst, daß du das Rechte willst und nach deinem Gewissen handelst und darum niemanden zu scheuen hast. Und höher noch liegt die christliche Ehre, die Dulderehre, die das eigne stolze Herz bezwingt, freiwillig sich beugt, freiwillig untendurch geht, wo sie oberarms drein fahren könnte, unbekümmert, ob sie in Menschenaugen sich vergebe, nur darauf bedacht, Gott zu dienen, Gott zu gefallen.

Nun ja, sagst du, aber es gibt denn doch Fälle, wo ich schon aus Nothwehr dem Bösen widerstehen muß. Aber bedenke, daß der Nothwehr zu allernächst die überschrittene Noth-

wehr liegt, daß du heute vielleicht noch dein eigen Land vertheidigst, aber morgen schon in der Hitze des Kampfes, aus Rache in fremdes Land hinübergreifst, daß du dich mit hineinziehen lässest in jene unselige Verkettung von Unrecht und neuem Unrecht und noch größerem Unrecht, daß du mit Nothwehr beginnst und mit geschädigtem, haßerfülltem und verbittertem Herzen endest. Bedenke dieses Ende, gib lieber nach, leide dich.

Aber ich will bloß mein Recht, mehr nicht, aber auch nicht weniger. Recht so, aber dieses Recht verlange nicht von Menschenhand; menschliche Gerechtigkeit reicht nicht weit, nicht hoch hinauf zum Mächtigen und Beliebten — laß dich nicht täuschen, ist das Recht nicht auf deiner Seite, so erlangst du es nicht dadurch, daß alle Menschen es dir zusprechen —, nicht tief hinab bis zum Geringen — laß dich dadurch nicht verbittern. Nein, suche dir ein anderes Recht, das Menschen dir nicht geben, aber auch nicht nehmen können, das innere Recht, das Recht vor Gott; hast du dieses für dich, trägst du es in ruhigem Gewissen, dann gib dich zufrieden, früher oder später dringt es durch.

Aber wenn ich dem Bösen nicht widerstehen soll, dann wird ja dieser allmächtig und zwingt durch, was er nur will; das darf ich nicht dulden, schon um seines eignen Heiles willen nicht. Ja, zeige ihm sein Unrecht durch Blick und Wort und Schrift, aber weiter gehe nicht; laß nicht dich selbst durch den Bösen schlecht machen, sonst wird er nur noch mächtiger und verliert jede Ehrfurcht vor dir. Es gibt nur eins, gegen das die Bösen nichts vermögen, vor dem sie innerlich sich beugen müssen, während sie es äußerlich erdrücken, und dieses eine ist das Gute, ist der Gute, welcher noch vom Kreuz herab Böses mit Gutem vergalt, menschliche Bosheit mit göttlichem Segen überwand.

Aber allerdings, da hast du Recht, mein Zuhörer, es hält im öffentlichen Leben unendlich schwerer unsern Text zu

befolgen als im häuslichen. Aber eben das ist die unserer Zeit gewordene göttliche Aufgabe, das Christenthum hinauszuführen aus dem engen Kreis des Hauses und Privatlebens in das öffentliche Leben und durch den Geist Christi die widerchristlichen Grundsätze, die hier noch regieren, zu überwinden. Höher hebt sich das Christenthum, wachse du mit ihm.

Die Feindesliebe

1870

Matth. 5, 43—47. Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut Gutes denen, die euch hassen, und bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen; auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und regnen über Gerechte und Ungerechte. Denn wenn ihr die liebet, die euch lieben, was habet ihr für einen Lohn? Thun nicht eben dasselbe auch die Zöllner? Und wenn ihr allein eure Brüder grüßet, was thut ihr Vortreffliches? Thun nicht auch die Zöllner also?

Meine Lieben! Unser Text hängt mit den unmittelbar vorhergehenden Versen auf das Innigste zusammen. Jesus durchbricht da die uralte menschliche Ordnung, nach welcher das als das Höchste galt, daß jeder zu seinem Rechte gelange und ihm erlaubt war, dem Schädiger seines Rechtes Gleiches mit Gleichem, Böses mit Bösem zu vergelten. Jesus sagt: so darf's nicht bleiben, sonst erzeugt das Unrecht immer neues Unrecht und häuft sich das Böse unsagbar, herrscht fortwährend ein Krieg Aller gegen Alle, kommt's gar nie besser. Nein, die Hauptsache, das letzte Wort ist nicht das Recht des Einzelnen, sondern der endliche Sieg des Guten und Wahren über das Böse und Falsche; das Böse wird aber nie durch neues Böses bezwungen und überwunden, sondern nur durch Gutes. Drum weg mit der alten Ordnung: Vergeltung des Bösen durch Böses und heran mit einer neuen Ordnung: Vergeltung des Bösen durch Gutes.

Von diesem allgemeinen Gesetz einer neuen sittlichen Weltordnung gibt unser heutiger Text eine besondere Anwendung: wir sollen wie überhaupt das Böse mit Gutem, so jetzt

den Haß mit Liebe heimzahlen, zu überwinden suchen oder wie man das ganz kurz zusammenzieht: wir sollen auch unsere Feinde lieben. Daher heute von dieser

Feindesliebe.

I.

Meine Zuhörer! Wer sind das, deine Feinde? Darauf gibt unser Text eine Antwort, von welcher wir wenigstens ausgehen können. Ihr habt gehört, daß gesagt ist, du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Dieser Spruch findet sich dem Wortlaut nach im alten Testamente nicht, wohl aber dem Sinne nach. Im allgemeinen Volksurtheil Israels galt es als ein sittliches Gebot, nicht bloß mit den Stammgenossen treu zusammenzuhalten, sondern daneben noch den Feind des Volkes oder wer ihm als solcher galt, ingrimmig zu hassen, ja wir dürfen wohl sagen: dieser Haß minderte nicht etwa bei zunehmender Gesittung, sondern je mehr Israel von seiner Freiheit und Selbständigkeit verlor, desto höher stieg im Lauf der Jahrhunderte sein Haß gegen die Feinde des Volkes; es hatte Amalek gehaßt und Edom, Ninive und Babylon, Syrien und Samarien, aber so heftig wie den Römer doch noch keinen. Und je blinder und leidenschaftlicher gerade bei den Besten des Volkes dieser Haß, desto rücksichtsloser schlug Jesu Abmahnung davon der öffentlichen Meinung in's Angesicht.

So, mein Zuhörer, versteht unser Text unter Feind hier zunächst mehr den Feind deines Volkes. Auch du hast bisher wohl zu denjenigen gehört, welche zu glauben scheinen, für die Liebe zum Vaterland und eignen Volk gebe es keinen bessern Untergrund und Halt, als den Haß gegen alle Nachbarvölker, einst den Oesterreicher, dann den Franzosen und jetzt den Preußen. Und dann bist du wohl gleich noch einen Schritt weiter gegangen und hast dir vorgemacht, zu einem guten Berner gehöre es, daß er den Zürcher hasse und etwa

auch den Aargauer, zum rechten Seeländer, daß er das Oberland nicht möge und das Emmenthal. Und so fraß der Haß immer weiter. — Du erinnerst dich noch gut der Zeit, wo der Dorfhaß am üppigsten wucherte und jede Zusammenkunft zwischen jungen Leuten von Nachbardörfern durch Ausspielen höhnischer Uebernamen und Prügeleien gefeiert ward. Du denkst gewiß auch an unsere politische Zeit, an die Jahre der leidenschaftlichen Parteiung — galt damals nicht so oft bei der eignen Partei derjenige am höchsten, welcher die Gegenpartei am meisten verfolgte und heruntermachte, und war daneben doch ein unwürdiger Mensch und ist seither längst durch eigne Schuld verkommen! Nun entgegnest du mir zwar und nicht mit Unrecht, in allen diesen Beziehungen seien unsere Sitten milder geworden: wir reisen mehr und würden dabei gewahr, daß hinter dem Berge so brave und so einsichtige Menschen wohnen wie wir selber seien; allmälig gelte auch dem Schweizer sein Gesammt-Vaterland mehr als sein Kanton, sein Kanton mehr als seine Landesgegend; Volksfeste und bessere Verbindungswege verdrängten den angestammten Haß von Dorf gegen Dorf, und von politischen Parteien spreche man kaum mehr, man sei des ewigen Schimpfens auf einander müde. Mein lieber Zuhörer! Ich will dir das gerne zugeben, aber ich würde mich dieser Erscheinungen wohl noch mehr freuen, wenn ich nicht fürchten müßte, dieser Haß könnte neu wieder hervorbrechen, der Volkshaß so gut wie der zwischen Deutschland und Frankreich, der Parteihaß so gut wie in Italien und Spanien.

Und warum befürchte ich das? Darum, weil der Haß, ob er sich auch nicht immer in der alten Weise kündet, gleichwohl noch da ist, freilich nicht zunächst als Volkshaß oder Parteihaß, wohl aber als Privathaß. Leugne es nicht, mein Zuhörer, du hast noch Haß im Herzen, hast persönliche Feinde. Bist du noch ein Kind, so hast du schon von einem andern Kind gesagt: das hasse ich, und bist du ein ganz alter Mensch,

so fällt es dir schwer, ganz aus deinem Herzen wegzuthun, was du wider Diesen oder Jenen, manchmal gegen deine ganze Umgebung und halbe Nachbarschaft hast. Und warum magst du so viele deiner Mitmenschen nicht? Aus den verschiedensten Gründen. Dieser hat dich gekränkt und beleidigt, ein Anderer dir in Verdienst und Handel geschadet und dir einen Vortheil vorweggenommen, der Dritte hat dir durch Glück, Geschick, Klugheit oder Liebenswürdigkeit den Rang abgelaufen und ein Ziel erreicht, das du für dich im Auge hattest. Diesen beneidest du, von einem Andern weißt du dich beneidet und mit bösen Augen angeschaut, und manchmal ist's dir, als hätten sich Alle gegen dich verschworen und legten dir hinterrücks in den Weg soviel sie nur können. Zuweilen weißt du für deine Abneigung gegen irgend einen Mitmenschen keinen bestimmten Grund anzugeben, er kann dir's eben nicht, sein Wesen flößt dir Widerwillen ein, vom ersten Augenblick an, sagst du. Oft willst du dir selbst den Grund deiner Feindschaft gegen diesen oder jenen nicht einmal gestehn: er sitzt in deinem bösen Gewissen, du hast ihm einmal Unrecht gethan, und merwürdigerweise hassen die meisten Menschen diejenigen, gegen welche sie Unrecht verübten, viel heftiger als die, von denen sie solches erfuhren. Am tiefsten aber frißt der Haß gegen Hausgenossen und Familienglieder, zumal der heimliche Haß, den man vor sich selbst verstecken möchte, der aber täglich neuen Grund findet, frische Nahrung in sich saugt.

II.

Und von all diesen Menschen, mit denen wir aus diesem oder jenem Grund schlecht stehen, entzweit sind, sagt nun unser Text: Ich aber sage euch, liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut Gutes denen, die euch hassen, und bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen. Mein lieber Zuhörer! Lebst du bloß den Menschen zu Gefallen, um von ihnen ein gutes Lob davonzutragen, wenigstens nicht getadelt zu

werden, so brauchst du es damit nicht allzu streng zu nehmen. Sobald du kein eigentlicher Händelsucher bist, ist man mit dir schon zufrieden; geräthst du mit einem Feind gelegentlich einmal hart an einander, so geht man leicht darüber weg mit dem Wort: o das wundert uns gar nicht, sie haben einander schon lange auf dem Strich gehabt. Doch du bist ein rechter Mensch und gibst dich mit der Welt milder Beurtheilung nicht zufrieden, du suchst deine Feinde wirklich zu lieben. O dann mache dir diese Sache nicht allzu leicht. Es gibt ihrer da Viele, die mit frommen Worten Heuchelei treiben. Wir beten für unsere Feinde — heißt es da. Ja aber wie? Manchmal so, daß man die Vergeltung, die man selbst nicht ausüben kann oder mag, Gott übergibt. Manchmal so, daß man sich durch ein paar Worte des Gebets und einer oberflächlichen Versöhnung jeder weitern Schuldigkeit gegen den Gegner überhoben und entbunden glaubt. O treibe kein Spiel mit der Religion, dieselbe verlangt gar viel mehr von dir. Vor allem That.

Es bieten sich immer Gelegenheiten, wo dein Feind Dienstleistungen, Hülfe bedarf, vielleicht Noth leidet, dann darfst du keine Schadenfreude laut werden lassen, dann darfst du nie dein Glück darin suchen, deine Hand ihm zu entziehn, ihn wohl gar noch tiefer hinunterzudrücken, darfst nie seine üble Lage als wohlverdiente Strafe, als ein Zeichen göttlicher Gerechtigkeit ausposaunen, sondern sollst nur den hülfsbedürftigen Menschen in ihm erblicken, deine Christenpflicht an ihm üben, schnell, still, ohne ihn zu demüthigen. Doch in gar vielen Fällen geräth dein Feind nicht in Noth, gibt dir keine Gelegenheit, auf sein Haupt feurige Kohlen zu sammeln. Dann schuldest du ihm gleichwohl volle Gerechtigkeit. Du bist Lehrer, von den Eltern deiner Zöglinge kommen dir die einen mit Anerkennung entgegen, die andern verbittern dir durch Unvernunft oder heimlichen Widerstand dein schönes, aber schweres Amt — da sollen deine Kinder nie merken, mit welchen Eltern

du gut, mit welchen du schlecht stehest, im Gegentheil, im Gefühl deiner eigenen Reizbarkeit und Schwäche, im Gedanken, daß Kinder mit schulfeindlichen Eltern viel schlimmer gestellt sind, verwende grade auf diese doppelte Sorgfalt und versuche, auf diesem Wege jenen Widerstand zu überwinden. Oder du bist Gemeindebeamter. Das sehen Viele nicht gern und haben auch gegen dich gestimmt. Du weißt das und weißt auch wer, doch in deinem Amte kennst du nicht Freund noch Feind, sondern einzig deine Pflicht und soll das dein Augenmerk sein, eben durch die gerechte, Allen zugängliche, friedestiftende Art deiner Amtsführung die Gegner zur Ueberzeugung zu bringen, daß sie Unrecht hatten, dir entgegen zu sein.

Doch die Hauptsache habe ich noch gar nicht erwähnt: um zur Feindesliebe zu gelangen, mußt du innerlich unabläßig mit dir selber ringen und kämpfen. Von Natur glauben wir stets Recht zu haben, selbst so zu sein, wie wir sein sollten; wir meinen, alle Welt müßte sich nach uns richten und die Menschen um uns her so sein, wie wir sie gerne haben möchten, und aus diesen unsern Vorurtheilen und Eigenheiten heraus so viel Haß und Streit, ihr Frauen, zumal im häuslichen Kreise und von Nachbarin zu Nachbarin. Da besteht denn nun die uns obliegende Arbeit an uns selbst darin, daß wir uns selber richten, eignes Unrecht einsehen, eigne Fehler eingestehn, zugeben, daß wir ebenfalls Geduld und Nachsicht von Seiten Anderer nöthig haben; und weiter darin, daß wir uns auch ein wenig nach den Andern richten, uns in das uns zuerst fremdartige, vielleicht sogar widerwärtige Wesen derselben hineinversetzen, die guten Seiten dran herausfinden und die Andern nehmen, wie sie wirklich sind. Es kostet das freilich viel Mühe.

III.

Es ruht aber ein großer Segen drauf. Denn wenn ihr die liebet, die euch lieben, was habet ihr für einen Lohn?

Thun nicht dasselbe auch die Zöllner? Es lebt sich freilich viel angenehmer unter lauter lieben Bekannten und Jugendgespielen, und es gibt Menschen, die sich das Leben so zurechtzulegen wissen, daß sie fast ausschließlich nur mit solchen in Berührung kommen und sich die ganze übrige Welt zehn Schritt vom Leib zu halten wissen. Allein was gewinnen sie bei solch feiger und selbstsüchtiger Liebe? Sie verstehen nicht mit Menschen umzugehn und werden untauglich für's Leben, üben an sich keine Zucht, erscheinen sich selbst immer untadeliger, immer unfehlbarer und sind mit ihrer krankhaften Empfindlichkeit am Ende den Ihrigen eine Last. Und bei all dem lernen sie nie, was wahre Liebe ist. Wenn ihr allein eure Brüder grüßet, was thut ihr Vortreffliches? Thun nicht auch die Zöllner also? Ihr rechnet mit eurer Liebe: so viel ist mir davon zu Theil geworden und grad so viel und nicht mehr gebe ich wieder. O was seid ihr doch für arme Menschen! da macht euch einer ein saures Gesicht, da meinet ihr, ihr müßet ein gleiches machen, da schmollt einer mit euch, ihr schmollet wieder, und das nennt ihr Liebe und ist es doch nichts als Nachäfferei fremder Gefühle, als Abhängigkeit von Menschenlaunen und traurige Menschenknechtschaft.

Die wahre Liebe beginnt erst da, wo das Rechnen aufhört, und zu ihr gehört, daß sie ganz frei sei und ihre eigenen Wege gehe, daß sie zu Diesem sage: ob du dich auch gar nicht um mich kümmerst, du freuest mich; und zu Jenem: ich verzeihe dir, und wenn du auch meine Vergebung von dir stößest und dich von mir abwendest, ich verbittere nicht, ich bleibe treu, bin alle Morgen neu und jugendfrisch, ich brenne wie ein Feuer aus eigner stiller Kraft, ich wehe wie der Wind, wohin es mich freut, bald an warme, bald an gleichgültige, bald an feindliche Herzen klopfe ich und bitte um Einlaß. In solcher freier und um menschliche Hindernisse unbekümmerter Liebe liegt ihre gewaltige Kraft.

Grad so ist Gottes Liebe, so unterschiedlos. Auf daß ihr

Kinder seiet eures Vaters im Himmel, denn er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und regnen über Gerechte und Ungerechte. Freilich verbleiben trotz seiner Liebe, trotz seiner Langmuth Viele bös und ungerecht, fragen nicht nach Gott und wollen nichts von ihm. Das ist traurig genug, aber es ist ihre Sache. Daneben aber ist gewiß, daß Gott durch sein Vergelten alles Menschenhasses durch seine Liebe, durch sein Werben um Menschenherzen ihrer viele überwunden und gewonnen und sich zu eigen gemacht hat, viele, die er nur verhärtet haben würde, hätte er Bosheit mit Bosheit, Ungerechtigkeit mit Ungerechtigkeit vergelten wollen. Drum laß dich nicht irre machen mit deiner Liebe zu allen Menschen, auch zu deinem Feind. Allerdings bringst du ihn vielleicht nicht hinten herum und zu dir zurück, aber wenn's noch möglich ist, dann einzig auf diesem Weg. Und will er nicht und immer noch nicht, so tröste dich, ob du auch in Menschenaugen dir vergibst, so bist du doch stärker und besser dran als er, du vermagst, was jener nicht über sich bringt.

Und du gehest Gottes Weg, drum fürchtest du dich auch nicht mehr, was können Menschen mit all ihrem Haß gegen Gottes Willen dir thun und anhaben? Muß nicht vielmehr in Gottes Hand ihre Feindschaft zur Freundschaft, zur heilsamen Zucht, gesunden Demüthigung und guten Schule für dich werden? Ja durch Gott sind deine Feinde deine Freunde.

Drum, mein Zuhörer! gehe ruhig deinen Weg weiter, liebe sie alle, mach, daß du sagen darfst, ich bin gar keinem mehr feind, bin mit allen versöhnt, dann kommt ein Tag, wo Gott auch deine Feinde mit dir zufrieden macht, auch dir niemand mehr feind ist und auch dir gilt jenes Wort: er hatte keinen Feind oder noch besser, er hatte keinen Feind mehr.

Die innere Frucht der Weinernte

(Nach der Weinlese)

1870

Psalm 116, 12—14. Wie soll ich dem Herr vergelten alle Gutthaten, die er mir erzeigt hat? Ich will den Becher des Heils nehmen und den Namen des Herrn anrufen. Ich will meine Gelübde dem Herrn bezahlen vor seinem ganzen Volke.

Meine Lieben! Abermals unterbrechen wir unsere Betrachtungen über Stellen aus der Bergpredigt. Wir stehen ja am Ende unserer Weinernte und vor dem Anfang unserer Winterschule, und da gibt es sich denn von selbst, daß wir heute und an den beiden nächsten Sonntagen diese zwei Ereignisse, welche so tief in unser Alltagsleben und unserer Kinder Dasein eingreifen, auch von ihrer religiösen Seite zu würdigen und in ihr rechtes Licht zu stellen suchen. Das ist unsere Christenpflicht und unser Christenbedürfniß beides zugleich.

Heute also über die Weinlese. Unser Text lautet sehr einfach und spricht nur den Gedanken aus, daß jede wahre Dankbarkeit in der Menschenseele das Gefühl einer Schuld und Verpflichtung wachrufe. Man möchte vergelten, was man empfangen, man möchte ein Zeichen thun. Ist nun Gott der Geber, und Empfänger der Mensch, so bildet jede göttliche Gabe gleichsam ein neues Band zwischen Gott und Mensch, es erneut sich jener uralte Bund, welcher in die beiden Worte sich zusammenfassen läßt: ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Egypten aus dem Diensthause geführet hat; wandle

vor mir und sei fromm! Und so erinnert auch jener Kelch des Heils in unserem Text an den Kelch der Danksagung, damit wir danksagen, und legt uns im Sinnbild dar, daß wir so wie diesen Becher Wein so überhaupt jede Gabe aus Gottes Hand nehmen und ihm wieder darbringen und weihen sollen. Denn das ist der göttliche Segen über jeder Gabe, daß sie uns reicher in Gott macht und uns ihm zuführt, also in zwiefacher Weise uns Gott selber gibt als Ursprung alles Guten, als Ziel alles Menschenlebens. Drum wollen auch wir heute, dem Sänger unseres Psalmes gleich, den Kelch des Heils emporheben und den Namen des Herrn anrufen. Wir sprechen

von der innern Frucht, welche unsere Weinernte uns bringen soll.

I.

Meine Lieben! Wir sind ohne Zweifel für den Ertrag dieses Jahres Gott nicht geringen Dank schuldig. Er war ob auch nicht seiner Menge doch seiner innern Güte nach besser, als wir in letzter Zeit erwarten durften. Und dann haben wir diesen Ertrag im Frieden einheimsen können; die Kriegsnoth hat uns keine einzige Rebe zertreten und mit Fug dürfen wir hoffen, daß kein Uebermuth irgend eines Siegers uns die Frucht unserer Arbeit vorwegfressen wird. Und mehr noch: blicken wir über ein, zwei Menschenalter zurück und vergleichen das Damals mit dem Jetzt, so nehmen wir wahr, wie eben diese Weinberge und die fleißige Arbeit in denselben, vor allem aber der auf Weinberg und Arbeit ruhende göttliche Segen die Bewohner dieses Seeufers aus allseitiger Abhängigkeit, aus ärmlichen Zuständen und vielfacher Besitzlosigkeit zu Wohlstand und Eigenbesitz und stolzer Unabhängigkeit emporgeführt haben. Ueberschauen wir aber so mit Dank im Herzen diesen gnadenvollen Weg Gottes mit uns, dann werden wir

sagen: auch dieses Jahr ist ein Ring in jener Kette; war's auch kein überreiches, so hat es doch den Wohlstand dieser Gegend nicht um Haaresbreite zurückgehen lassen, sondern abermal um eine Spanne gehoben und vorwärts gebracht.

Doch das ist das Einzige nicht, wofür wir zu danken haben. Der Wein ist ein feines und edles Getränke, ein kostbares und stärkendes Labsal der gütigen Mutter Natur. Wie das Erzeugniß, grad so ist auch die Arbeit, die es hervorbringt. Sie darf keine fabrikmäßige sein, ist nicht geistlos, geisttödtend, sondern ob sie auch dem Körper nicht geringe Beschwerden auferlegt, so vermag sie doch noch in höherem Maß den Geist zu erfüllen und zu beschäftigen; vom Augenblick an, wo die fleißige Hand dem Weinstock auf rauhem Felsen eine Stätte bereitet bis zu dem andern, wo seine Frucht, sorgsam überwacht und unabläßig besorgt, zu dem das Menschenherz erfreuenden Tranke geworden ist, ist diese Arbeit ein Eindringen in die Geheimnisse der Natur, ein Ringen mit theilweise noch unbekannten feindlichen Gewalten in der Natur. Eine solche Arbeit bietet große Abwechslung, erfrischt und schärft den Geist dessen, der mit sinnigem, lernbegierigem Auge ihr obliegt. Diese Arbeit, meine Zuhörer, ist euch an's Herz gewachsen, ich zweifle, daß ihr sie gerne mit einer andern vertauschen möchtet. So danket Gott, daß er unter seinem milden, sonnigen Himmel an diesem lieblichen Gelände ein so schönes Tagewerk euch schuf und übergab.

Und immer noch weiter. Natürlich sieht man jeder Arbeit an, ob sie mit Liebe gethan ist oder nicht, der Boden, die Pflanze sind dankbar und lohnen diese Liebe. Doch unter allen, die das Land bebauen, tritt niemand zum Boden wie zur Pflanze in ein so inniges, liebendes Verhältniß wie der Gärtner und der Rebmann. Sonst zumeist ein rascher Fruchtwechsel und neue Pflanzen von Jahr zu Jahr. Hier im Weinberg dagegen sorgfältige Bereitung immer desselben engbegrenzten Bodens für immer dieselbe Pflanze und diese Pflanze selbst

wieder wie ein liebes Kind zu hegen und zu pflegen Jahre durch, von ihrer Wiege bis zum Grabe. Ich meine fast, so ein rechter Rebmann müßte es mit seinen Weinstöcken haben wie ein Hirte mit seinen Schafen, ein Senne mit seinen Kühen, er müßte sie alle mit Namen zu nennen wissen und zwischen ihm und ihnen tausend stille Beziehungen, beglückende Wechselwirkungen stattfinden. Wo aber ein Mensch in seine Arbeit zugleich sein ganzes Gemüth hinein zu versenken vermag, da ist er reich, und wohl verdient der, der solche Arbeit ihm gab, einen Blick innigsten Dankes.

Und noch ein Letztes, vielleicht das Dankenswertheste von allem. Die Arbeit in Weinberg und Keller verträgt keine gedankenlosen Tagelöhner und Miethlinge, läßt sich durch menschliche oder eigentliche Maschinen nicht verrichten. Wer dieser Arbeit nicht bloß mit Erfolg, sondern auch nur zur Zufriedenheit seines Arbeitgebers obliegen will, der bleibt nicht willenloses Werkzeug, sondern wird Gehülfe, Stütze, Freund. Und umgekehrt kann bei diesem Geschäft der Arbeitgeber, der nicht selbst kundig ist und mit Hand anlegt, auch nicht bestehen. Diesem Umstand verdanken wir es, daß der sogenannte Arbeiterstand hier höher steht, es besser hat und glücklicher lebt als anderswo und daß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht Feindschaft herrscht, vielmehr trotz manchem sehr Unerfreulichen dennoch ein so inniges Verhältniß freundlicher Obsorge und treuer Anhänglichkeit wie seltenwo in unsern Tagen.

II.

Allein ich sagte euch bereits: je größer und tiefgefühlter unser Dank gegen Gott, desto umfassender auch unsere Schuld gegen Gott, desto mächtiger das Bedürfniß, uns erkenntlich zu zeigen, desto dringender die Frage: wie können wir dir die vielen Gutthaten, die du uns erzeigt, vergelten? Das

will ich euch zeigen, indem ich den Finger auf ein paar Schäden unseres Gemeinwesens lege und euch zurufe: hier helft, hier bessert, daran soll man erkennen, ob ihr wahrhaft dankbar seid.

Zuerst das: diese Gegend ist allerdings mächtig emporgekommen, und das ist ein Glück, aber die Leute hier zu Land legen auf diesen in den letzten Jahrzehnten erworbenen, doch bloß äußern Besitz einen viel zu hohen Werth, und das ist das Unglück. Es beelendet mich nicht selten an vielen unter euch, sonst tüchtigen Leuten, wenn ich wahrnehme, wie ihr den eignen und fremden Werth abschätzt nach dem Geldsack, wie das euer Lebensglück stören kann, daß ein Anderer reicher ist als ihr, es dagegen erhöhen, wenn ihr auf Diesen oder Jenen herabblicken dürft als auf einen unter euch, und wie ganze Familien mit einander um einen höhern Rang wettlaufen und diesen höhern Rang von einem paar Franken mehr oder minder abhängig machen. Es geht euch eben wie Bergsteigern, diese nehmen einen vorspringenden Absatz bereits für den höchsten Gipfel und freuen sich voreilig des bald erklommenen Zieles. So machen Viele Wohlstand und Besitz zu dieses Erdenlebens höchstem Glück und letztem Ziel und wollen nicht merken, daß bloßer todter Besitz keinen Frieden gibt, vom Gutesthun abhält, zu Bösem verführt, die Seele gefangen hält, daß hoch ob allem Besitz die Unbescholtenheit und der gute Namen stehen und darüber die Arbeitsfreudigkeit, das Gefühl befriedigender Wirksamkeit, und höher noch das Gutesthun, und immer noch höher das Gutwerden, und ganz zu oberst der Trost göttlicher Gnade.

Mein zweiter Tadel liegt darin, daß eure im Ganzen höchst glückliche äußere Lage viel zu wenig eurem häuslichen Leben zu gute kommt. Ich sprach euch schon öfter davon, wie viel zu wünschen die innere Einrichtung und der freundliche Schmuck eurer Wohnungen übrig lassen, aber noch mehr vermisse ich hier das trauliche Familienleben, das Zusammen-

sitzen Abends in den Häusern statt des Umherstehens auf den Gassen. Und an diesem Schaden, ihr Männer, traget ihr ganz offenbar die Hauptschuld. Ihr maßt euch viel mehr Rechte an, als ihr euren Frauen zuerkennt, ihr haltet gegen eure Frauen zusammen, und es wird hier in Twann einer Frau kaum leicht werden, im öffentlichen Urtheil zu ihrem Rechte zu gelangen. Und ich will euch gleich auch die Ursache dieses Mißverhältnisses aufdecken. Der Wein, den ihr baut, ist ein Genußmittel und zwar eins, das hauptsächlich den Männern eignet. Nun hat der Wein zwei Eigenschaften. Wie jedem andern Genuß wohnt auch ihm die Gefahr inne, den Genießenden je länger desto selbstsüchtiger zu machen, hart, rücksichtslos, roh. Der Genießende theilt nicht gern, will möglichst viel für sich allein. Anders vermöchten wir jene leider nicht seltenen Hausväter gar nicht zu begreifen, welche gewissenlos genug sind, die Hälfte ihrer Jahreseinnahme und mehr die Gurgel hinabzujagen und währenddem die Ihrigen daheim an Nöthigem Mangel leiden zu lassen, oder wenn auch dieses nicht, ihnen jeden freundlichen Lebensgenuß zu verhalten. Ja auch so schiene uns diese Roheit noch allzugroß, käme beim Wein zum Genuß nicht noch ein Anderes hinzu, das sie ermöglicht und bewirkt, das ist die Selbstverblendung, die Selbstbelügung, der künstliche Hochmuth. Haltet so einem Menschen seine unverantwortliche Pflichtvergessenheit vor, so wird er in einzelnen ganz nüchternen Augenblicken sie einsehen, ja bereuen. Dann aber geht er hin und sucht beim Wein neuen Trost, und dieser falsche Freund setzt sich zu ihm und sagt: was, so hat man zu dir gesprochen, so schlecht hat man dich gemacht? nein, so bist du denn doch nicht, viel besser, so und so einer, o so ein braver und ein guter. Und bei jedem neuen Glase Wein sieht sich jener Mann wirklich und in Wahrheit mehr und mehr so, wie er gerne sein möchte. Und so fährt er fort zu trinken: sonst müßte er sich sehen wie er ist, in seiner ganzen erbärmlichen Schwachheit,

trinkend dagegen schaut er sich in höherem Licht, in verklärter Gestalt, und weil er's nicht aushält in der Wirklichkeit, weil er zu schwach ist, durch langsame, ehrliche Arbeit sie besser zu gestalten, deshalb erkauft er stets frisch sich wohlfeile Selbstverblendung.

Doch das ist das Schlimmste noch nicht, daß es hier viele Trinker gibt, einzelne, die sich an Leib und Seele zu Grunde richten, einzelne, die so viel Tüchtiges sein und leisten könnten und sich doch mehr und mehr um alle Achtung und allen Kredit bringen, so viele, die sich ihr häusliches Leben verderben, ja durch ihr Beispiel auch auf ihre Kinder schädlich einwirken, früh schon sie entwürdigend oder verbitternd. Das größte Unglück ist vielmehr das, daß hier am See keine starke öffentliche Meinung diesem Mißbrauch und Uebermaß des Weingenusses entgegentritt. Man nimmt diese Dinge so hin, als müßten sie einmal so sein; zu einzelnen Fällen lächelt man gar und hat eher seine Freude dran, und wer trinken, sich und die Seinen unglücklich machen will, der findet immer Leute genug, welche ihm dazu verhelfen. Hier in der öffentlichen Meinung, in dem Gewissen der Gemeinde muß die Besserung ihren Anfang nehmen.

Du aber, mein Zuhörer, wenn du nächsten Frühling ein Glas diesjährigen Weins gegen das Licht emporhebst und kostest, mach, daß das geschehen kann ohne Gewissensbisse, daß du nicht mit weingeröthetem Auge hineinstarrst und dir sagen mußt: in diesem Glase Wein ist meine körperliche Gesundheit, meine Geistesfrische, mein Familienglück zu Grund gesunken und ertrunken, sondern daß jenes Glas Wein dir ebenfalls ein Becher des Heils sei, bei dem du den Namen des Herrn anrufen darfst, fröhlich ihm danken dafür, ungescheut vor seinem Auge ihn genießen.

Der selige Tod

(Auf Allerseelentag)

1870

Röm. 14, 7. 8. Denn keiner von uns lebt sich selbst und keiner stirbt sich selbst. Denn leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.

Meine Lieben! Ihr erinnert euch, am letzten Sonntag, ehe wir uns auf Weihnachten vorbereiten, halten wir stets unsern Allerseelentag, wir gedenken der Todten und unseres Todes. Voriges Jahr haben wir einen Gang über unsern Friedhof gemacht. Einen viel weitern, einen geradezu unermeßlichen Friedhof betreten wir heute. Der Tod hat in diesen letzten Monaten eine ganz entsetzlich reiche Ernte gehalten. Bereits ruhen an die fünfzigtausend Männer in der Vollkraft ihrer Jahre im Grabe; das Ende des Krieges und seine Folgen verschlingen wohl andere fünfzigtausend. Unsagbar waren und sind ihre Todesqualen, unaussprechlich das Weh um sie, das gegenwärtig wie ein Schwert durch die Seele zumal von Frauen und von Kindern, ach jetzt Wittwen und Waisen dringt.

Und doch, stelle ich mich im Geist auf diesen weiten Friedhof, rechne ich in Gedanken zusammen all den durch den großen Sterbet verursachten ungeheuren Schmerz des Leibes und der Seele, so sage ich, es ist dessen immer noch nicht so viel, als wenn diese Männer alle einzeln eines

natürlichen Todes gestorben wären. Wie sonderbar, wie so sollte denn dieser Schmerz geringer sein? Deshalb, meine Lieben, weil all diese Menschen für etwas starben, für das, was ihnen das Theuerste und Heiligste war, mochten sie es auch mit verschiedenen Namen benennen, Freiheit oder Vaterland, Pflicht oder Gotteswillen oder Gott schlechtweg. Sie lebten und starben nicht sich selbst, sondern für etwas Höheres, das hob sie empor und trug sie, ließ Mühen und persönliches Weh sie vergessen, ja es machte selbst das Sterben ihnen leichter. Denn weil sie für etwas starben, so waren sie sich auch bewußt, daß sie nicht umsonst starben; auch der Geringste durfte sich sagen, mein Tod ist für mein Vaterland und alle spätere Welt ein Segen. Und so ist es in der That. Der Krieg selbst zwar ist Sünde, und deshalb wird auch dieser Krieg sehr viele schlimme Folgen nach sich ziehen. Doch mitten im Krieg, dieser großen Sünde, bricht auf beiden Seiten die edelste menschliche Aufopferung, mächtige Hingabe an Gott und Vaterland, viel Liebe, viel Herrliches zu Tage — neu fließt das Blut Christi, und aus diesem Märtyrerblut läßt Gott eine junge frische Saat emporkeimen, er gibt den Menschen zum bleibenden und kostbaren Besitz jene ewigen Güter und Segnungen, um welche jene treuen Herzen so schwer gerungen, wofür sie ihr Blut verspritzt, ihr Leben gelassen haben, bessere Zustände und Sitten, mehr Frieden, Licht und Recht, ein neues Stück Gottesreich. Ja nicht umsonst floß jenes Heldenblut; um seinetwillen bereitet Gott mitten unter den üblen Folgen des bösen Krieges eine neue bessere Welt.

Meine Lieben! So ist das die große, gar nicht genug zu beherzigende Lehre, welche jener große Friedhof uns eingeprägt,

um selig zu sterben, muß man für etwas sterben.

I.

Aber — so fahre ich gleich fort — um für etwas zu sterben, muß man zuvor schon für etwas, etwas Höheres gelebt haben. Unter jenen nun im Grabe ruhenden Kriegern mag es welche gegeben haben, die zuvor ein eitles, unnützes, vielleicht sogar schädliches Leben führten; da erfaßte sie der Ernst der großen Zeit, in der wir leben, rief ein bisher schlummerndes höheres Streben in ihnen wach; freudig folgten sie bis in den Tod dem Ruf des Vaterlandes. Ein solcher Tod mag ihr früheres Leben adeln, verklären, es gut machen. Doch wir, meine Zuhörer, sind nicht im gleichen Fall wie diese. Höchst wahrscheinlich ist es, daß neun Zehntel von uns eines natürlichen, gewöhnlichen und stillen Todes sterben werden und von diesen wieder wohl mehr als die Hälfte erst in höherem Alter bei schwindender Lebenskraft und zunehmender Wunderlichkeit. Du fängst an zu kränkeln, dann erholst du dich wieder, nur ist es, als habest du deinen Geist tiefer in dich hineingezogen, du wirst unempfänglicher für äußere Eindrücke, schweigsamer, bist oft zerstreut, und während du in Gesellschaft sitzest, übernimmt dich zuweilen der Bruder und Vorbote des Todes, der Schlaf; jetzt beginnst du aus den Kleidern zu fallen und merkst es nicht, jetzt klagst du heute über dieses, morgen über jenes Uebel, jetzt gehst du nicht mehr aus, jetzt wirst du bettlägerig, jetzt holt man den Doktor und er gibt dir noch acht Tage, er hat sich geirrt, nochmals flackert deine Lebenskraft empor, aber eine Woche später erlischt sie doch. Oder, mein Zuhörer, ein hitziges Fieber streckt dich auf's Krankenlager, verwirrt dir Sinn und Geist, saugt das Mark aus deinen Gebeinen, bricht dich und läßt dich hoffnungslos liegen. Oder der Sterbet tritt ein, z. B. das Nervenfieber, wie wir es ja auch schon hier gehabt, deine ganze Familie liegt darnieder, sie können dir nicht helfen und du ihnen nicht — wer von euch wird sterben? Lange schwankt der Entscheid, allmälig erholen sich die Deinen, aber dich finden

sie nicht mehr, du bist gegangen, still und unvermerkt, und liegst nun drüben auf dem Friedhof.

Und was meinst du nun, mein Zuhörer, das Alter, die Lungenentzündung, das Nervenfieber, werden dich die zu etwas zu machen vermögen, was du zuvor nicht gewesen bist, eine Stärke, ein Heldenthum dir beilegen in deinen kranken Tagen, welche in den Tagen deiner Gesundheit und Kraft dir gefehlt haben? O gewiß nicht. Warst du schon krank, mein Zuhörer? Und wenn du so krank dalagest, hast du ihn nagen hören, jenen Wurm der Vergänglichkeit, der über kurz oder lang das stolze Gebäude deines Leibes und Lebens in Staub verwandeln wird? Und wenn du ihn nagen hörtest, bist du darob nicht inne geworden, daß du für dich selbst eigentlich nichts seiest, auf nichts in dir dich sicher verlassen könnest, daß alles, worein du deinen persönlichen Werth verlegt hast, gerade jetzt dir untreu werde und fehle? O möchtest du alsdann hindurchdringen bis zu der Erkenntniß, daß jedweder Mensch nur dann und nur dadurch einen bleibenden Werth bekommt, daß er für etwas Höheres, als er selber ist, lebt, sinnt und sorgt und daß er grad nur so viel werth ist, als dieses Höhere ihn erfüllt, ihn über sich selbst erhebt.

Worin aber mag dieses Höhere wohl bestehen? Du magst ihm während deines Lebens sehr verschiedene Namen beilegen, und mit jedem neuen Namen dringst du tiefer in dasselbe ein, zieht es dich höher an sich empor. Du lebst deiner Pflicht, du lebst der Tugend, immer jedoch noch mit einem eiteln oder lohnsüchtigen Hintergedanken an deine eigene Person. Doch es weitet sich dein Herz und es wird dein Glück und dein Streben, für andere Menschen zu leben, für deine Familie zunächst, für deine Kinder als sorgliche Mutter, für deine alte Mutter als treuer Sohn. Vielleicht wirst du noch über Größeres gesetzt, kannst auch in größere Fernen wirken, deiner Nachbarschaft Gutes thun, deiner Gemeinde, deinem Vaterlande dienen. Doch auch das ist das Höchste

noch nicht. Du hast nur Personen im Auge, liebst die einen, magst die andern nicht, machst Partei, bist oft engherzig und ungerecht. Höher noch als die Person steht die Sache, die Wahrheit, das Recht, die Liebe ohne Ansehen der Person. So möchtest du nun für das Recht eintreten, möchtest Liebe üben und Segen verbreiten rings um dich. Wozu das alles? Damit des Elendes weniger, des Guten mehr werde auf Erden. Allein wird das denn auch Bestand haben? Ja ja, sprichst du, denn es ist Gottes Willen, den ich vollziehe, es ist Gottes Reich, an dem ich arbeite. Also wem lebst du, was ist dein Höchstes und Letztes? Der Herr, ihn habe ich gefunden und wiedergefunden in allem, ihm lebe ich in allem, was ich thue. Lebe ich, so lebe ich dem Herrn.

II.

Mein lieber Zuhörer! Bist du einmal so weit, dann darfst du keck hinzufügen: und sterbe ich, so sterbe ich dem Herrn; denn wie du lebtest, wirst du sterben, der Tod wird deines Lebens Krone und Vollendung, der große Offenbarer deines innern Wesens. Sieh dort jenen irdisch gesinnten Menschen mit dem Tode ringen, er hat nur diese sichtbare und greifbare Welt gekannt und geliebt und drum wird sein Sterben zum herzbrechenden Abschied von seinem Ein und Alles, seine Welt bricht ihm zusammen, das Jenseits ist für ihn ein bodenloser Abgrund ohne Licht und Freude. Schau dort jenen Andern im Tod, er war körperlich und geistig so reich begabt, daß du ihn oft beneidetest, er ist äußerlich hochgestiegen in diesem Leben und innerlich dennoch nichts geworden in diesem Leben, und nun nimmt ihm der Tod alle jene natürlichen Gaben, womit er dich und Andere und sich selbst am meisten so sehr verblendet hat, und was bleibt nun in diesen letzten Stunden von all der frühern Herrlichkeit? gar nichts als ein wimmerndes Wesen, klaghaft, kleinlich, nichtighaltlos, ein Jammerbild menschlicher Schwäche. Und jener

kluge Selbstsüchtling, der sein Leben lang alles auf seine Mühle zu leiten wußte und auch seinen Nächsten zu seinem Sklaven machte — auch er muß sterben. Er hat in der Welt nur sich selbst geliebt, nur sich selbst gelebt, und drum hat er auch jetzt nur sich selbst, keine tröstende Menschenliebe, keinen Glauben an eine Gottesliebe, fromme Worte auf den Lippen und dennoch kein Vertrauen dazu im Herzen. Sein Sterbelager ist einsam und kalt.

Nicht also du, mein lieber Zuhörer! Zwar mußt auch du Abschied nehmen von dieser Welt, zwar wird im Sterben alles abgestreift, was du von dieser Erde her hattest, zwar gehst auch du deinen letzten Gang allein. Doch wenn in diesem Leben etwas Höheres dein Leitstern und deine Liebe war, dann fehlt es dir nicht an Trost. Du hast nicht umsonst gelebt, deine Arbeit ist gethan, du bist müde und ruhest gerne. Du weißt, daß du jetzt sterben wirst, doch du hast dich längst mit diesem Gedanken vertraut gemacht, siehst ruhig deine Kräfte schwinden, deinen Leib vergehn, denn mit deinem Tod stürzt ja für dich nicht alles zusammen, etwas bleibt, das Höhere, dem du gelebt hast, und wenn du es dahin gebracht hast, dieses Höhere Gott zu nennen, wenn du also in deinem Leben Gott gefunden, seine Hand ergriffen und ihm gedienet hast, wenn er je länger desto mehr der traute Freund deiner Seele geworden ist, dann bangt dir auch nicht mehr um's Jenseits: aus Gottes Arm in Gottes Arm, an sein Herz voll Vertrauen, du kennst ihn ja, der dich getragen vom Mutterleibe an. Nur um Eines ist es dir noch zu thun: treu zu bleiben, ihm treu bis ganz zuletzt, nicht zu wanken in deinem Glauben, nicht schwach zu werden in deinen heiligen Ueberzeugungen, sondern wie du deine Tage in seinem Dienst verkürzet hast, so auch noch dein Sterben zu einer letzten Hingabe an seinen Dienst zu machen, wie du bisher mit Wort und That ihn verkündetest, so auch jetzt noch mit bebender Lippe zu bezeugen, daß du in ihm deinen festen Grund gefunden,

Trost auch im Sterben, und daß du an seiner Hand den Tod nicht fürchtest. Mein Zuhörer! Kannst du so treu bleiben bis zuletzt, dann ist dein Sterben für die Deinen ein noch größerer Segen als dein ganzes früheres Leben; in dieser reifen Frucht deines ganzen Lebens wird das Gotteswort für sie lebendige Wahrheit, bringt auch sie zum Glauben, zum Vertrauen, zur Ueberwindung ihrer Todesfurcht.

Meine lieben Zuhörer! Zu allen Zeiten hat man die Soldaten und die andern Menschen angeleitet, dem Tod muthig entgegenzugehn oder ihn wenigstens gelassen zu ertragen. Immer aber blieb der Tod des Lebens Feind, Verneinung, Vernichtung. Da kam Paulus und aufblickend zu Christus, um sich schauend auf die Seinen sprach er: von uns lebt keiner sich selbst und stirbt keiner sich selbst. Darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Deshalb ist für den wahren Christen jener schmerzliche Gegensatz zwischen Leben und Sterben nicht mehr vorhanden, die Kluft ist zugedeckt, der Tod ist des Lebens Freund, Vollender, Verklärer und Krone; Leben und Sterben sind Brüder, Engel desselben himmlischen Vaters, kommen von ihm, führen zu ihm; in beiden sind wir ihm gleich nahe, ist er unsere Zuflucht für und für.

Inhaltsverzeichniß